Reiseerinner... aus Indien

Rupprecht (Crown Prince of Bavaria)


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
1817

RUPPRECHT,

KRONPRINZ VON BAYERN

Reiseerinnerungen aus Indien



REISE-ERINNERUNGEN AUS INDIEN

VON

RUPPRECHT,
KRONPRINZ VON
BAYERN

*

VERLAG
JOSEF KÖSEL & FRIEDRICH PUSTET, K.-G. MÜNCHEN
VERLAGSABTEILUNG KEMPTEN
1922

Buchdruckerei des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, Komm.-Ges.
Zweigniederlassung Kempten

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Vielleicht hat man von mir erwartet, und an Aufforderungen fehlte es nicht, daß ich Aufzeichnungen über meinen Anteil an dem großen Völkerringen der letzten Jahre in Buchform herausgebe, allein solche Veröffentlichungen können schwerlich anders als subjektiv gefärbt sein. Wir stehen den Ereignissen noch zu nahe, und erst wenn die nötige Distanz von ihnen gewonnen ist, läßt sich ein abgeklärtes Urteil über sie fällen. Für eine spätere Geschichtschreibung Bausteine bereitzulegen, sah ich mich verpflichtet, nicht aber in den Streit der Meinungen einzugreifen, ob dies oder jenes hätte besser gemacht werden können. Jeder tat sicherlich sein Bestes, und wenn Fehlgriffe geschahen, so ist zu bedenken, daß Irren menschlich ist und die Schwierigkeiten, die es zu bewältigen galt, ungeheuerlich waren.

Unter ungünstigsten Verhältnissen war uns ein Verteidigungskrieg gegen an Zahl wie Hilfsmittel gewaltig überlegene Gegner aufgezwungen, den wir, wo immer und so lange wir es vermochten, offensiv führten, bis schließlich der Ring der Feinde sich enger um uns schloß und wir unter Verhältnissen zu fechten genötigt waren, die in jeder Hinsicht denen einer belagerten Festung glichen.

Daß trotz der Widerlichkeit der Umstände wir so lange uns zu behaupten vermochten, ist vor allem dem Heldentum und den unvergleichlichen Leistungen unserer Truppe

zu danken. Gerade diese Leistungen offenbaren, was an gesunder Kraft in unserem Volke steckt, und berechtigen in der jetzigen traurigen Zeit zu Hoffnungen auf eine bessere Zukunft.

Die Hände müßig in den Schoß zu legen, war nie mein Fall, und da zur Zeit eine andere Betätigung mir sich nicht bot, griff ich zu alten Tagebüchern, die — sine ira et studio — geschrieben, ich nach erfolgter Ausarbeitung einem weiteren Leserkreise zugänglich mache. Sie stammen aus glücklicheren Jahren, da die Welt uns Deutschen noch offen stand, und sie mögen vielleicht gerade deshalb bei der jüngeren Generation Interesse finden.

Interessant mag es für manchen auch sein, aus diesen Blättern zu vernehmen, daß schon 1898 in Kreisen englischer Politiker die Absicht bestand, den ganzen afrikanischen Kontinent dem britischen Weltreich einzuverleiben, ein Streben, zu dessen Verwirklichung der bald hernach erfolgte Burenkrieg den ersten Schritt bedeutete, ein Krieg, der nebenbei bemerkt, zu einer völligen Neugestaltung des englischen Heerwesens führte, das bis dahin lediglich auf Kolonialkriege gegen wilde oder halbwilde Völkerschaften zugeschnitten war.

Das Einvernehmen der deutschen Kaufleute mit ihren englischen Kollegen war zur Zeit meines Aufenthaltes in Indien das denkbar beste, und ich erinnere mich, daß der Chef einer deutschen Firma, der seit 25 Jahren in Kalkutta lebte, mir gegenüber nachdrücklich betonte, er habe sich stets des größten Entgegenkommens von englischer Seite zu erfreuen gehabt und sei nie anders behandelt worden, als wenn er ein Engländer gewesen wäre.

Allerdings hörte ich ein paarmal aus englischem Munde mißgünstige Äußerungen über die Konkurrenz des deutschen Handels, die immer mehr anwuchs.

„Der Handel," so führte der englische Historiker Mahaffy in einer glänzenden Rede anläßlich des hundertjährigen Jubiläums der Berliner Universität aus, „der Handel, so sagt man, verbindet die Länder; gewiß — er trennt aber auch die Staaten und Völker. Täuschen Sie sich nicht! Was diese verbindet, ist die Wissenschaft."

Wie die Ereignisse bewiesen, behielt der Redner recht mit dem ersten Teil seiner Thesen; leider ist aber auch die Verbindung durch die Wissenschaft abgerissen, und daß sie immer noch nicht aufgenommen wurde, ist wahrlich nicht Deutschlands Schuld.

Am wenigsten beachtet von den Wissenschaften ist vielleicht jene von der Kenntnis der Völker und ihrer Eigenarten. Eine weitere Verbreitung dieser Kenntnis wäre dringend geboten zur Vermeidung mancher Mißverständnisse und Irrungen.

Jedes Volk hat seine eigene psychische Veranlagung, seine eigene Mentalität. Sie beruht auf den örtlichen Verhältnissen, unter denen es heranwuchs, der geographischen Gliederung, der Bodenbeschaffenheit und vor allem dem Klima seines Landes.

Die Gliederung Vorderindiens ist gegenüber jener des vielgestaltigen Europas eine geringe. Keine bedeutenden Gebirgszüge außer jenen am Nordrande, die ein nahezu unüberwindliches Hindernis darstellen, und jenen im Westen, die im Vereine mit Wüsteneien auch von dort her den Zugang erschweren. Nur im Nordwesten öffnet sich ein

solcher, eine stete Einfallspforte fremder Eroberer, die aus ihr in das nordindische Flachland eindrangen.

Wenig schiffbare Ströme selbst im Norden, im Osten die Strombarriere des Brahmaputra und ungesundes schwer zu durchschreitendes Sumpfland. Weite Meere vor den Küsten, an diesen wenige und schlechte Häfen. Mithin in alten Zeiten ein abgeschlossenes Land, nahezu ein Kontinent für sich.

Die Bodenbeschaffenheit: in der radschputischen Steppe, den nordöstlich sich anschließenden Gegenden bis nahe an Dehli, Agra und Gwalior, südlich bis zum Windhyagebirge wenig fruchtbar, in den meisten übrigen Teilen der Landwirtschaft überaus günstig, deren Erträgnisse jedoch sehr wechseln, da sie abhängig sind von dem Regenfalle, dessen hauptsächliche Niederschläge in den Monaten Juli mit Oktober erfolgen. Verhältnismäßig geringer Reichtum an mineralischen Schätzen.

Das Klima in drei Zonen geschieden, deren Durchschnitttemperatur im Sommer zwischen 24 und 30 Grad Celsius wechselt und zwischen 16 und 24 Grad Celsius in der kühleren Jahreszeit. Die Sonnenstrahlen sind überaus intensiv, selbst im Norden für den Europäer geradezu mörderisch, wenn er nicht durch eine geeignete dichte Kopfbedeckung sich vor ihnen zu schützen versteht. Die Hitze: entnervend und erschlaffend, im Nordwesten kaum minder wie im Süden, im feuchten Bengalen, von drückender Schwüle, der Wirkung eines Dampfbades vergleichbar.

So einheitlich Indien als Land, so verschieden seine Bevölkerung, bunt durcheinander gemischt die verschiedensten Rassen und doch ein geschlossener Kulturkreis oder viel-

mehr zwei durcheinander gelagerte Kulturen, die nationalindische und die islamitische. Die Träger der ersteren waren hellfarbige, ursprünglich uns stammverwandte Völker, welche in urvordenklichen Zeiten auf dem gleichen Wege wie später die Mohammedaner von Nordwesten her einwanderten, anscheinend nur in geringer Zahl, ein Herrenvolk, das durch strenge Absonderung sich von der Blutmischung mit den dunkleren Völkern zu bewahren suchte, was jedoch nicht völlig gelang, denn es fehlte an Blutauffrischung durch Nachschub aus der ursprünglichen Heimat. Die Entartung wurde durch das Klima gefördert.

Der verhältnismäßig geringe Unterschied zwischen den Jahreszeiten, der Monate hindurch wolkenlose Himmel, die abstumpfende Wirkung der prallen Sonnenstrahlen, all dies begünstigte den Hang zum Quietismus, zu einem müßigen Traumleben. Die Abhängigkeit der ganzen Lebensverhältnisse vom Eintreten ergiebigen Regens und die Hilflosigkeit im Fall seines Ausbleibens verstärkte diese Neigung, indem sie den indischen Völkern in besonders drastischer Weise ihre Ohnmacht gegenüber höheren Gewalten vor Augen führte, die es durch Opfer und Gebete zu versöhnen galt. Fast mehr wie der Tod wird von dem Inder das Leben mit seinen Mühsalen und Gefahren gescheut. Diesen sich zu entziehen, nicht sie zu überwinden gilt ihm als höchste Lebensweisheit.

In Betrachtungen verloren sahen die Inder nicht das Nächstliegende und verstanden es nicht, die Ergebnisse ihrer oft scharfsinnigen Beobachtungen für praktische Bedürfnisse nutbar zu machen. Rein gedanklich leisteten sie Großes, so in der Mathematik, immer aber fehlte es an der Auswertung des gedanklich Erfaßten. Mit den Erzeugnissen

ihrer religiös-metaphysischen Spekulation bereicherten sie die Gedankenwelt der ostasiatischen Länder, und ihre üppig wuchernde Phantasie trieb köstliche Blüten in Märchendichtungen, die auf dem Weg über Persien und Arabien bis nach dem Westen drangen.

Ähnlich wie den Indoarischen Völkern erging es den später eingedrungenen Mohammedanern, iranischer, türkischer und mongolischer Abkunft, bei denen der gleiche Entartungsprozeß, durch Zwischenheiraten mit eingeborenen Frauen gefördert, sich noch schneller vollzog.

Wie tief sind nicht die Inder von ihrer einstigen Höhe herabgesunken, die in alten Heldengedichten sich offenbart; sie sind wehrlos geworden, zu einem Volke von Sklaven.

Sollte uns ein ähnliches Schicksal beschieden sein?, so mögen Pessimisten fragen. Ich sage: nein. Große Reiche können untergehen, nicht aber große Völker. Ein Völkergemisch, nicht ein einheitliches Volk, bewohnte, soweit unser Wissen zurückreicht, Indien wie dessen mächtigste Reiche. Nicht sind wir wie die indischen Arier und Mohammedaner ein auf fremdem Boden verpflanztes Gewächs, vor Entartung schützt uns das Verwachsensein mit der heimischen Erde.

Zum Schluß einige Verse. Sie sind dem Rayana entnommen, einem indischen Heldengedichte. Obgleich sie mehr denn 1000 Jahre alt sind, klingen sie dennoch als wären sie just für die jetzige Zeit geschrieben:

Wer furchtsam ohne Kräfte ist,
Der füge sich in sein Geschick.
Ein Held, der Mut im Herzen fühlt,
Der kümmert sich um Schicksal nicht.

Wer tüchtig ist, mit eigner Kraft
Das Schicksal zu bewältigen,
Der ist ein Mann und schmachtet nie,
Vom Schicksal seines Glücks beraubt.

Geschrieben in den Tagen tiefster deutscher Selbsterniedrigung.

Im Mai 1921.

Rupprecht,
Kronprinz von Bayern.

Meine Reiseroute und kleine Reiseerlebnisse

Noch nie hatte ich mich für eine Reise so gründlich vorbereitet als für jene, die ich im Herbste des Jahres 1898 nach Kleinasien zu unternehmen gedachte; statt nach Kleinasien aber gelangte ich nach Indien, dank der Güte meines Großvaters, der durch eine Zuwendung zu meiner Reisekasse es mir ermöglichte, meine Ziele weiter zu stecken. Er knüpfte an seine Bewilligung lediglich die Bedingung, daß ich die von der Pest heimgesuchte indische Westküste meiden solle, was mich zu dem Umwege über Kalkutta nötigte.

Am 4. Oktober schiffte ich mich mit Rittmeister von Stetten auf einem Dampfer des Norddeutschen Lloyds in Genua ein. An Bord befanden sich hauptsächlich Engländer, was mir insoferne zu statten kam, als ich im Gespräch mit ihnen meinen englischen Wortschatz zu bereichern vermochte. Der erste, mit dem ich ein Gespräch anknüpfte, ein schlanker, rothaariger Herr, entpuppte sich im Verlaufe unserer mühselig geführten Konversation freilich als Deutscher, der gleich mir nur eine mangelhafte Kenntnis der englischen Sprache besaß. Unter den Engländern waren einige, die nach Neuseeland reisten, um dort Lachse zu fischen.

In Aden war es wegen einer Blatternepidemie nicht gestattet, an Land zu gehen. Dafür erkletterte eine Schar

dunkelhäutiger Somalis die Schiffswände, um durch ihre Taucherkunststücke sich Geld zu verdienen. Trotz meines Mahnens, daß an der anderen Seite des Schiffes sich Haifische befänden, ließen die Damen nicht nach, Kupfermünzen ins Wasser zu schleudern. Wie interessant wäre es doch gewesen, das Tagebuch mit dem Eintrage zu bereichern, daß ein Schwarzer von einem Haifische gefressen wurde! Zum Glück fanden jedoch die Haie, von denen die größten eine Länge von über sechs Metern besaßen, genügend Nahrung an den Abfällen des Schiffes. Ich konnte deutlich beobachten, wie sie jedesmal, wenn sie nach einem Bissen haschten, sich auf den Rücken legten, wozu sie genötigt sind, da ihr Rachen sich an der Unterseite ihres Kopfes befindet. Sie waren von Pilotfischen begleitet, Fischen, von der ungefähren Größe und Gestalt eines Hechts, welche von den Fetzen sich nähren, die von der Beute des Hais übrig bleiben. Die Gleichgültigkeit der Schwarzen den Haien gegenüber ist erstaunlich und nur aus der Indolenz dieser Leute zu erklären. Ich sah später im Hafen von Kolombo einen Knaben sich als Taucher betätigen, dem im Vorjahre ein Hai dicht an der Schulter den Arm abgebissen hatte.

Von Kolombo gelangte ich auf einem Dampfer der englischen Peninsula und Oriental-Linie nach Kalkutta. Diesmal überwogen unter den Passagieren schottische Teepflanzer, mit denen ich mich wegen ihres an das Deutsche anklingenden Dialekts leichter verständigen konnte als mit den Engländern.

Recht unangenehm war, daß wir in die Mündung des Hugli verspätet einliefen, was zur Folge hatte, daß wir

bis zum Wiedereintritt der Flut dort zu verweilen gezwungen waren. An Schlafen war nicht zu denken, denn die Moskitoplage überstieg alle Begriffe.

Ein zweitägiger Aufenthalt in Kalkutta genügte, um die nötigsten Reisevorbereitungen zu treffen; leider brachte er mir aber auch eine Enttäuschung, insoferne ich meine Absicht aufgeben mußte, bis in das so wenig bekannte Bergland von Nepal vorzudringen. Zwar war eine Erlaubnis zur Einreise, um die ich mich bei Zeiten beworben hatte, seitens der nepalesischen Regierung eingetroffen, andererseits aber teilte das Foreign-Office in Kalkutta mit, daß eine Reise nach Nepal sich gegenwärtig nicht empfehle, da der britische Resident aus Khatmandu, der Landeshauptstadt, abberufen und für ihn noch kein Nachfolger ernannt worden sei. Als dieser einige Wochen später ernannt war, erhielt ich wiederum eine ausweichende Antwort. Es hieß, der neue Resident habe sich nach dem Jagdlager des Maharadscha begeben, meine Reise nach Khatmandu sei daher erst in zwei Monaten möglich; auch gebe es in Khatmandu nicht das Mindeste zu sehen und fehle dort jegliche Gelegenheit zu sportlicher Betätigung. An einer solchen lag mir aber nichts; was ich wünschte, war, bis in das Herz des Himalaya vorzudringen und bis an den Fuß seiner höchsten Berge. Hätte ich damals schon die Allmacht der Damen in Indien gekannt, hätte ich das Anerbieten zweier Engländerinnen angenommen, mit ihnen nach Nepal zu reisen, wohin sie bereits im Vorjahre eine kleine Tour unternommen hatten.

Mein nächstes Reiseziel war Kaschmir. Ohne Aufenthalt durcheilte ich im Expreßzuge das mit Dschungeln durch-

setzte Nieder-Bengalen, die fruchtbare Ebene der Nordwest-Provinzen und die noch einförmigeren Flächen des Pandschabs, des Landes „der fünf Ströme“.

Am ersten November erreichte ich Rawalpindi. Nachdem ich aus Kaschmir wieder dorthin zurück gelangt war, fuhr ich mit der Bahn bis nach Peschawar, und von dort im Wagen nach der afghanischen Grenze. Dann besuchte ich Lahor und Amritsar, Dehli und Agra, Radschputana, Konpur, Allahabad und das heilige Benares.

Als ich von Benares nach Kalkutta reiste, kurz vor Weihnachten, das wir in Dardschiling feiern wollten, hatte ich einen Waggon für mich voraus bestellt. Zur Bestellung eines Waggons genügt der Besitz dreier Billetts erster Klasse, was keine große Ausgabe bedeutet, da das Reisen erster Klasse in Rücksicht auf die sie hauptsächlich benützenden englischen Offiziere und Beamten sehr billig ist. Meine Vorausbestellung blieb diesmal erfolglos, weil um diese Zeit alles nach Kalkutta drängte und die Waggons deshalb nicht ausreichten. Mir gelang es gerade noch einen der vier in jedem Waggon befindlichen Liegeplätze zu belegen. Mein Gegenüber war ein eingeborener Richter und über uns hatten sich zwei Engländer niedergelassen. Beati possidentes! Denn alle übrigen Leute, die sich nach und nach in dem Waggon einfanden, mußten sich auf den Boden legen oder auf einem Gepäckstücke übernachten. Dies hinderte nicht, daß in jeder Station, auf der neue Passagiere sich an den Waggon drängten, dessen Insassen sie einluden, bei ihnen einzusteigen, mit den Worten: „Nur herein! Es ist ja Weihnachtszeit, nur herein! Es ist ja noch Platz!“ Zum Schlusse waren wir mindestens unserer 17 in

dem engen, mit Gepäck vollgepfropften Raume. Ich bewunderte wirklich die Gutmütigkeit dieser Engländer und dachte, wie würde im gleichen Falle in Deutschland geschimpft werden!

Auf der Fahrt von Kalkutta nach Dardschiling verließ ich abends den Zug auf einige Augenblicke, um mir etwas Bewegung zu verschaffen. Während dessen zahlte Herr von Stetten unsere indischen Diener aus und bat mich, ihm mit etwas Kleingeld auszuhelfen. Ich reichte ihm durch das Fenster meinen Geldbeutel; kaum hatte ich dies getan, setzte sich ohne jedes vorausgegangene Signal der Zug in Bewegung. Ich sprang auf das Trittbrett, fand jedoch unseren Waggon von außen verschlossen, ebenso einen zweiten, und als ich bei einem dritten meinen Versuch, einzudringen, wiederholte, stieß mich dessen Insassin, eine englische Dame, in ihrem Schrecken zurück. Ich stolperte über einen auf dem unerleuchteten Perron liegenden Sack und fort war der Zug. In ziemlich gedrückter Stimmung klagte ich mein Leid dem eingeborenen Stationsvorsteher, der nur mangelhaft englisch verstand, mich aber auf das entgegenkommendste mit Zuckergebäck und Bananen bewirtete. Ohne Billett, denn dieses befand sich in meinem Geldbeutel, stieg ich mehrere Stunden später in einen Bummelzug und traf am frühen Morgen an einer kleinen Station mit Herrn v. Stetten zusammen, der mich verunglückt wähnte und in sichtlicher Aufregung auf dem Perron hin und herging. Den Weihnachtsabend verbrachten wir infolge dieses Mißgeschicks in einem kleinen bengalischen Dorfe, statt in Dardschiling, das wir mit einer 24stündigen Verspätung erreichten.

Bei meinem Wiedereintreffen in Kalkutta hatte dort be-

reits die Saison begonnen. So anstrengend sie ist, übt sie auf alle in Indien weilenden Engländer eine große Anziehungskraft aus, namentlich auf die Damen, die sich in den paar Wochen für die Entbehrungen des übrigen Jahres zu entschädigen trachten. Tagsüber trifft man sich bei sportlichen Veranstaltungen, an denen auch indische Sportsleute teilnehmen, bei Pferderennen, Criket- und Fußballturnieren oder bei Boxerkämpfen, des Abends aber bei Diners und Bällen, von welchen jene im Gouvernementshause die größte Anziehungskraft ausüben. Da die gutgemeinte englische Gastfreundschaft mir allmählich beschwerlich wurde, entzog ich mich ihr, indem ich nach Birma mich einschiffte. Leider erkrankte dort Herr v. Stetten in Mandalé, ohne daß die zu Rate gezogenen Ärzte wußten, was ihm eigentlich fehle. Wie sich später ergab, war er von der Beri-Berikrankheit ergriffen, einer infektiösen Neuritis, die in schmerzhaften Lähmungserscheinungen sich äußert. Er blieb im Hause des deutschen Konsuls in Rangun zurück, während ich mit dem Grafen Ernst Kinsky, den ich in Mandalé getroffen hatte, nach Südindien reiste, in der Hoffnung, mit Herrn v. Stetten auf Ceylon wieder zusammen zu treffen.

Auf der Überfahrt nach Madras waren meine Kabinennachbarn zwei indische Kaufleute. Jede Nacht hörte ich, wie sie im Gelde wühlten, um sich an dessen Klange zu ergötzen.

Unter den Mitreisenden war die auffallendste Erscheinung Colonel Alcott, ein schöner alter Herr mit einem langen weißen Vollbart, der mir als das Haupt der theosophischen Gesellschaft bezeichnet wurde, die ihre meisten

Anhänger in Amerika besitzt. Ihn hatten in Rangún zwei Größen dieser Sekte an Bord begleitet, Miß Anny Bessant und Madame Blawatzky. Alcott nannte sich deshalb Colonel, weil er während des amerikanischen Sezessionskrieges im Kriegsamte zu Washington eine Anstellung gefunden hatte. Er ist irischer Abkunft und ein sehr unterhaltender Gesellschafter. Er schwärmte für die Operetten von Offenbach, liebte die Walzermelodien über alles und tanzte mit den jüngsten und hübschesten Damen. Den Grafen Kinsky suchte er für seine halb buddhistischen halb spiritistischen Ideen zu gewinnen, indem er ihm versicherte, daß sie beide sich schon einmal in einer Vorexistenz begegnet wären und ihm erzählte, daß er in seinem bei Madras gelegenen Hause sich damit beschäftige, die ihn besuchenden Geister auf eine Wage zu stellen, um das Gewicht ihrer Materie zu ermitteln. Mich warnte er vor dem Fleischgenusse, der dem Menschen die Gicht brächte, an der er selbst zuweilen litt, und da er sah, daß ich seinen spiritistischen Enthüllungen kein Gehör schenkte, begnügte er sich damit, mir einen von ihm verfaßten theosophisch-buddhistischen Katechismus zu übergeben. Bezeichnend war, daß ein buddhistischer Mönch, der auf seine Einladung hin mit ihm reiste, und der mit seiner Unterstützung im vergangenen Jahre eine Reise nach Nepal zur Untersuchung der in der dortigen Tarai-Waldlandschaft befindlichen buddhistischen Klosterruinen unternommen hatte, sich sehr zurückhaltend über Alcott und seine Anschauungen äußerte. Um so interessanter waren seine Äußerungen über die buddhistische Philosophie. Er leugnete einen Ursprung der Dinge und das Bestehen einer Willensfreiheit. Nichts sei ohne Ursache, nichts ohne Wir-

kung. Das Prinzip des Karma erklärte er, verstand ich ihn recht, als ein Fortleben der einzelnen Wesen in ihren Werken. Ich bezweifle, ob seine Darlegungen der orthodoxbuddhistischen Lehre entsprechen. Wie er mir gestand, fühlt er sich nämlich von dem buddhistischen Klosterleben nicht befriedigt, ein Umstand, der ihn zu seinen Forschungsreisen veranlaßte, die sich über ganz Vorderindien und Birma erstreckten und die er größtenteils zu Fuß ausführte. Als ich seine Lebensgeschichte vernahm, wurde mir manches klar. Er war ein naher Verwandter des Königs von Siam, hatte in Europa studiert, in London sich das Diplom eines Ingenieurs erworben und später den Posten eines Gesandten seines Heimatsstaates in Paris innegehabt. In diese Zeit fiel ein für ihn verhängnisvolles Ereignis, indem nämlich Frankreich einen großen Teil Siams anektierte. Dies machte seine Stellung unhaltbar. Er reiste über Amerika nach Japan und erfuhr dort, daß es für ihn nicht ratsam sei, nach Siam zurückzukehren. Daraufhin begab er sich nach Kolombo, wo er in einem Kloster seine Gala-Uniform mit dem schlichten Mönchsgewande vertauschte.

In Madras trafen wir im Hotel einen Wiener Bekannten Kinskys, dessen Hauptvergnügen darin bestand, durch sein gesucht urwüchsiges Gebaren das Entsetzen der anwesenden Engländerinnen zu erregen. So leerte er auf einen Zug einen halben Schoppen Brandy und zerriß das Fleisch mit den Händen. Ich mußte lachen, war aber doch froh, als das Wiener Original uns verließ, denn sein Benehmen war nicht dazu angetan, das Ansehen der Deutschen bei den Engländern zu erhöhen, die keineswegs verstanden, daß es sich um einen — allerdings sehr albernen — Spaß handelte.

Auf Ceylon erhielt ich zu meinem Bedauern die Nachricht, daß Herr von Stetten einen Rückfall erlitten habe und mit dem nächsten Schiff unmittelbar nach Ägypten fahren würde, wo er mich zu treffen hoffe. Ich dachte schon daran, nach Rangún zurückzureisen, allein es war nicht mehr möglich, da das Schiff, welches Herr von Stetten gewählt hatte, früher abging, als ich Rangún erreichen konnte.

Auf der Heimfahrt hielten wir abermals in Aden an. Kaum waren die Anker niedergegangen, umringten unser Schiff die Barken der Somalis, die mit affenartiger Geschwindigkeit aufenterten, um geflochtene Körbe, Muscheln, Korallen und Kudugehörne zum Kauf anzubieten. Etwas später kamen zwei Boote voll von arabischen Juden mit fetten Schmachtlocken und schmierigen Kaftans. Als sie sich näherten, eröffneten auf sie die Zwischendeck-Passagiere ein Bombardement mit faulen Eiern, Schinkenknochen und sonstigen unkoscheren Dingen, das die Juden mit einem jämmerlichen Wehegeschrei quittierten. Nichtsdestoweniger kamen sie an Bord und entnahmen ihren Säcken Bündel von Straußenfedern, die sie unter lautem Gezeter feilboten. Ihre Forderungen betrugen das Zehnfache dessen, womit sie sich schließlich zufrieden gaben; aber trotzdem waren die Käufer die Geprellten, denn wie sich nachträglich ergab, waren fast alle Federn aus mehreren Stücken zusammengesetzt. Geradezu dramatisch gestaltete sich die Szene, als ein alter Neuseeländer mit ihnen zu handeln begann, der, seinen Manieren nach zu schließen, seine Laufbahn als Goldgräber oder Farmer begonnen hatte, und der dank seinem Kinn- und Backenbarte eine verwünschte Ähnlichkeit mit einem Gorilla besaß. Er traktierte nämlich die

Juden mit Fußtritten und Püffen, um sie auf diese drastische Weise gefügig zu machen. Die Strafe sollte nicht ausbleiben, denn nachdem er für eine hohe Summe eine Anzahl von Federn erworben hatte und die Juden bereits wieder in ihren Booten saßen, machte ihn seine Gattin darauf aufmerksam, daß er vergessen habe, sich von den Juden eine Blechbüchse zur Aufbewahrung der Federn geben zu lassen. Nun verlangte er eine solche, wollte aber nichts dafür zahlen, da sie zu den Federn gehöre. Die Juden erwiderten, er solle ihnen die Federn geben, sie würden sie ihm in die Büchse stecken. Er reichte ihnen die Federn und erhielt die gewünschte Büchse; im gleichen Augenblick aber setzte sich unser Schiff in Bewegung, und als er die Büchse öffnete, erkannte er, daß sie leer war. Nun, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, und diesmal war der Spott wirklich verdient.

So entsetzlich heiß unsere erste Fahrt durch das Rote Meer gewesen war, so kühl war die zweite. Es wehte uns ein kräftiger Nordwind entgegen und nötigte uns, unsere Wintermäntel hervorzuholen. In Ismailia verließ ich das Schiff und fuhr nach Kairo, wo ich mit Herrn von Stetten zusammentraf, dessen Befinden auf der langen Seefahrt sich wesentlich gebessert hatte. Was ich in Ägypten sah und erlebte, habe ich in einem anderen Buche niedergeschrieben, nun aber beginne ich mit einer Schilderung meiner indischen Reiseerinnerungen.

Die Engländer in Indien

Die Engländer hängen zäh an ihren heimischen Lebensgewohnheiten und modifizieren sie in Indien nur insoweit, als die klimatischen Verhältnisse dies unbedingt gebieten. In den kühlen Morgen- und Abendstunden wird geritten, Golf gespielt oder irgend ein anderer Sport getrieben, was der Erhaltung der Energie und Gesundheit sehr förderlich. In weitgehendstem Maße wird die Gastfreundschaft geübt und die winterliche Saison zu Kalkutta wie die sommerliche zu Simla, wo der Vizekönig während der heißen Jahreszeit zu residieren pflegt, bieten gesellschaftliche Vergnügungen in Hülle und Fülle.

Trotz mancher Formlosigkeit im Verkehr läßt sich der Engländer im gewöhnlichen Leben weniger gehen wie der Deutsche. Er hält mehr auf sein Äußeres und ist in gesellschaftlicher Hinsicht gewandter. Andererseits ist er in seinem Wesen und in seiner Denkart häufig ein Sklave der Konvention. Was ihn vor allem auszeichnet, ist ein gesunder Menschenverstand. Dieser wird gefördert durch eine Erziehung, die vor allem auf die Stählung des Willens und die Anleitung zur freien Betätigung abzielt. Freilich kommt hiebei das Wissen mitunter zu kurz.

Wie mangelhaft die meisten Engländer über außerenglische Zustände unterrichtet sind und mit welchen Vorurteilen sie diese betrachten, ist erstaunlich, noch erstaunlicher aber, wie wenig die meisten mit den Sitten und Gebräuchen der Inder vertraut sind. Je unwahrscheinlicher

und romantischer etwas klingt, um so lieber wird es von vielen geglaubt und der in so manchem Engländer schlummernde Hang zum Mystizismus findet gerade in Indien reichliche Nahrung.

Die vielen Luftkurorte, die außer in Simla in den Vorbergen des Himalaya sowie im Nilgirigebirge geschaffen wurden und in denen die englischen Frauen und Kinder die heißesten Monate verbringen, haben in sanitärer Hinsicht sehr günstig gewirkt. Dessen ungeachtet vermögen nur die wenigsten Europäer zehn Jahre oder länger ununterbrochen in Indien zu leben ohne schwere Schädigung ihrer Gesundheit. Es ergibt sich somit von Zeit zu Zeit die Notwendigkeit, wieder nach Europa zurückzukehren, um anämische Zustände oder Lebererkrankungen ausheilen zu können. Zudem mangelt es an guten Ärzten. Die englischen Ärzte sind wissenschaftlich nicht so durchgebildet wie die deutschen und am wenigsten jene, die in Indien sich niederlassen. Sie neigen dazu, viele Medikamente zu verschreiben und sind in der Regel zugleich Ärzte und Apotheker.

Am notwendigsten ist der Klimawechsel für die Kinder. Auch ist es aus erzieherischen Gründen unerläßlich, sie baldmöglichst nach Europa zu schicken, da sie durch den Verkehr mit der eingebornen Dienerschaft völlig verdorben werden. In Indien aufgewachsene Europäer werden ebenso träge, verlogen, habgierig und bestechlich wie die sogenannten Eurasier, die Abkömmlinge von Europäern und eingeborenen Frauen, und sind zu nichts zu gebrauchen, höchstens für untergeordnete Stellen in Bahn- und Postdiensten.

Bewundernswert ist, mit welch geringem Beamtenapparat das indische Riesenreich mit seinen 250000000 Einwohnern regiert wird. Alles in allem sind nicht mehr denn 8000 englische Beamte in Indien angestellt. In den „regulated provinces", das heißt den Provinzen, die unter unmittelbarer britischer Verwaltung stehen, es sind dies die am dichtesten bevölkerten und der Fläche nach drei Fünftel des Landes, sind die obersten Beamten stets Engländer. Auch sind allen jenen indischen Beamten, die wichtige Posten innehaben, englische Hilfskräfte zugeteilt. Die Bezahlung der englischen Beamten ermöglicht es Junggesellen sich in wenigen Jahren eine hübsche Summe zu ersparen und befähigt Verheiratete zur Führung eines ganz anständigen Haushaltes. Ein Recht auf Pension tritt erst nach 21jähriger Dienstzeit in Kraft. Die Pensionen betragen gleichmäßig für sämtliche Beamten des „civil service" 20000 Mark im Jahre. Über das 21. Dienstjahr hinaus ist ein Weiterdienen gestattet bis zum vollendeten 56. Lebensjahre, ohne daß hiedurch eine Erhöhung der Pensionsansprüche eintritt. Die in den Zivildiensten der „not regulated provinces" übernommenen Offiziere sind schlechter bezahlt und erhalten erst nach 35jähriger Dienstzeit eine Pension von 14000 Mark, die dem Gehalte eines mit der Führung eines Torpedobootes betrauten jungen englischen Marineleutnants entspricht. Auf die Dienstzeit wird die Zeit des Heimaturlaubs angerechnet, woferne sie nicht, abgesehen von Krankheitsfällen, ein Fünftel der Dienstzeit übersteigt. Gewöhnlich teilen sich die Beamten ihren Europaurlaub derart ein, daß sie auf vier bis sechs Monate heimreisen, um sich von den Wirkungen des indischen

Klimas zu erholen, die mit den zunehmenden Jahren sich immer fühlbarer machen. Häufig werden die Beamten nach ihrer Rückkunft aus Urlaub auf andere Posten versetzt. Es ist dies nicht bloß für die Beamten sehr mißlich, sondern auch von Nachteil für die Erledigung der Geschäfte, da die Mannigfaltigkeit der indischen Völker und Sprachen das Einarbeiten an einem neuen Posten erschwert. Am meisten gefährdet aber die Kontinuität der Verwaltungsgrundsätze und der innern Politik der alle vier Jahre erfolgende Wechsel des Vizekönigs.

Die maßgebende Persönlichkeit für die Leitung der indischen Politik ist zwar der Staatssekretär für Indien in London; dem Vizekönig aber, der dem Parlamente nicht verantwortlich ist, stehen sehr weitreichende Machtbefugnisse zu, denn die verschiedenen Kollegien, die ihm untergeordnet sind, sind lediglich solche beratender Art und die paar Eingeborenen, die in ihnen Sitz und Stimme haben, nichts anderes als Puppen. Der mitunter radikale Systemwechsel, der nach Umständen unter einem neuen Vizekönig erfolgt, findet seine Erklärung in der parlamentarischen Regierung Englands und dem Übergang der Regierungsgewalt von einer Partei zur anderen, der zur Folge hat, daß die im Augenblicke des Abgangs eines Vizekönigs herrschende dessen Nachfolger aus ihren Reihen erwählt, gleichviel ob er mit indischen Verhältnissen vertraut ist oder nicht. Ein gänzliches Verkennen dieser Verhältnisse wurde insbesondere dem Lord Ripon vorgeworfen, der weitgehende Reformen im liberalen Sinne durchzuführen gedachte, die für Indien keineswegs paßten. Sein Bestreben, den eingeborenen Richtern die Rechtsprechung auch in Streitfällen

zwischen Europäern und Eingeborenen zu überlassen, scheiterte am Widerspruche des ihm beigeordneten Rates und erregte allgemeine Entrüstung unter den in Indien ansässigen Engländern, welche wußten, daß diese Neuerung sie der Willkür der indischen Richter preisgegeben hätte, die von falschen Zeugen unterstützt, stets zugunsten ihrer Landsleute entschieden haben würden. Die Erbitterung war derart, daß berittene Freiwilligenkorps der Teepflanzer, welches bei Ripons Einzug in Kalkutta Spalier bilden sollte, sich verschwor, auf ein bestimmtes Zeichen hin ihm die Rückseite ihrer Pferde zu weisen. Sir William Beresford, der hievon erfuhr, vereitelte dieses Vorhaben, indem er Lady Ripon bat, in den ersten Wagen zu steigen, und ihren Gemahl ersuchte, im zweiten zu folgen. Wie er erwartete, unterließen darauf aus Rücksicht auf Lady Ripon die Pflanzer die geplante Demonstration.

Der jetzige Vizekönig Lord Elgin ist der Sohn eines früheren Vizekönigs. Er begann seine politische Laufbahn als Mitglied der radikalen Opposition, schwenkte aber, als er die väterliche Pairswürde erhielt, allmählich ins konservative Lager hinüber, eine im parlamentarischen England nicht ungewöhnliche Erscheinung. Auf seinen Nachfolger Lord Curzon werden die größten Hoffnungen gesetzt, besondere Sympathien aber erwarten seine Gattin, eine Amerikanerin. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege herrscht nämlich in den in Indien besonders stark vertretenen imperialistischen Kreisen eine große Begeisterung für Amerika, die seit den kritischen Tagen dieses Herbstes, in denen man wegen der Faschoda-Angelegenheit am Rande eines Krieges mit Frankreich stand, eine weitere Steigerung er-

fuhr, da man sich isoliert fühlte und hoffte für die Zukunft die Amerikaner als Bundesgenossen gewinnen zu können. Wo immer in Indien ein Amerikaner sich zeigte, wurde er gefeiert mit dem Hinweise, daß die Amerikaner und Engländer eines Stammes seien, sie daher die früheren Zwistigkeiten vergessen und nach langer Trennung sich wieder zusammenfinden sollten, was um so leichter ginge, als beide Länder gemeinsame Interessen hätten. Einzelne Enthusiasten gingen sogar soweit, unter dem Schlagworte „das größere Britanien“ nicht bloß einen engeren Anschluß der verschiedenen Kolonien an das Mutterland zu fordern, sondern auch den Beitritt der Vereinigten Staaten zu einem unter englischer Führung stehenden und alle englisch sprechenden Völker umschließenden Staatenbunde.

Das Bestreben der englischen Imperialisten geht zunächst dahin, England und seine Kolonien durch einen Zollverein enger aneinander zu schließen. Bisher erzielte dies Streben lediglich in Kanada einen Teilerfolg; doch ist es fraglich, ob er sich wird weiter ausgestalten lassen, da die wirtschaftlichen Interessen Kanadas von jenen Englands in wesentlichen Punkten auseinandergehen. Australien verhielt sich vorerst gegen eine Zollunion ablehnend, da man dort nicht gesonnen ist, sich teuere englische Waren an Stelle billiger Erzeugnisse aus anderen Ländern aufnötigen zu lassen.

Die Verfechter des Imperialismus, die England ein Importmonopol nach seinen Kolonien sichern wollen, sind in folgerichtiger Weise ausgesprochene Gegner des im britischen Gesamtgebiete geltenden Freihandelssystems. Ihre Gegnerschaft wird gemehrt durch die sich steigernde Kon-

kurrenz des wirtschaftlich erstarkten europäischen Kontinents. Der schlimmste und daher bestgehaßte Rivale auf dem Weltmarkte ist Deutschland. Der deutsche Kaufmann ist dem englischen überlegen, da er sparsamer lebt, fleißiger arbeitet und es besser versteht, sein Geschäftsgebaren den örtlichen Bedürfnissen anzupassen und sich dadurch Kunden zu gewinnen. Die gesetzliche Bestimmung, der zufolge die aus dem Auslande eingeführten Waren einen Stempel mit dem Vermerk ihrer Herkunft tragen müssen, hat die Aufmerksamkeit auf die Konkurrenz der deutschen Industrie noch erhöht, da man die Aufschrift „made in Germany“ überall antrifft. Im Khaiber-Passe wie in Birma, in Dardschilling wie auf Ceylon, sah ich Warenballen und Kisten mit deutschen Erzeugnissen. Der deutsche Export nach Indien ist erheblich größer, als man nach den offiziellen Aufzeichnungen annehmen könnte, da unter dieser Rubrik nur die Waren aufgenommen sind, die unmittelbar aus deutschen Häfen nach Indien verfrachtet wurden, während alle jene deutschen Waren, die über Southhampton gehen, als englischer Export gebucht werden.

Die englischen Finanzmänner und Kaufleute, die auf den Handel mit Deutschland angewiesen sind, wissen wohl, daß Deutschland immer einer der besten Abnehmer englischer wie kolonialer Rohprodukte bleiben wird, wie beispielsweise der Kohle und Baumwolle; sie sind daher keine Gegner des Freihandels und keine eingefleischte „Deutschenhasser“. Hört man aber die anglo-indischen Beamten, Ingenieure und Pflanzer sprechen, könnte man meinen, daß mit dem Freihandelsystem in Bälde gebrochen würde. Dies ist jedoch kaum zu befürchten, da man in den weitesten

Kreisen Londons sich darüber klar ist, daß gerade im Freihandelsprinzip die beste Sicherung für den Wohlstand Englands beruht, welches seinen Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen schon lange nicht mehr im Inlande zu decken vermag.

Am schmerzlichsten wird in Indien die Konkurrenz der deutschen Zuckerindustrie empfunden, welcher es gelang, jene Indiens, die einzig nennenswerte Industrie dieses Landes, lahmzulegen. Man arbeitet daher mit allen Mitteln für die Verhinderung der deutschen Zuckereinfuhr und sucht die eingeborenen Konsumenten dadurch abzuschrecken, daß man ihnen weismacht, der deutsche Rübenzucker würde mit Menschenknochen raffiniert. Im übrigen haben die deutschen Kaufleute in Indien keinen Anlaß zu klagen, ja sie sind mit den Freiheiten, die sie unter der britischen Flagge genießen, sehr zufrieden.

Die englischen Behörden sind in mancher Beziehung großzügiger und liberaler wie die unsrigen. So kurz angebunden der Engländer in seinen Worten ist, ist er doch im Verkehr angenehmer und liebenswürdiger wie mancher Deutsche, weniger doktrinär und zur Rechthaberei neigend. Man kann sich mit dem Engländer über alles verständigen. In politischen Fragen ist freilich eine Verständigung schwer, da er in deren Beurteilung meist einseitig, von Vorurteilen nicht frei und von einem oft unberechtigten Hochmut ist. In diesem unterstützt ihn seine mitunter erstaunliche Ignoranz aller auswärtigen Dinge. Ein Beweis hiefür, daß der Gouverneur von Ceylon dem französischen Generalkonsul beim Ableben des Präsidenten Faure schriftlich zu jenem, des längst verstorbenen Präsidenten Grevy kondolierte.

Das Geschimpfe der anglo-indischen Zeitungen über die auswärtigen Staaten und ihre Regierungen übersteigt alle Begriffe. Da liest man gröbliche Beleidigungen des deutschen Kaisers, des Kaisers von Österreichs und des Zaren, oder aber, daß die französische Nation durch den Absynthgenuß völlig vertiert sei. Sind wir Deutsche in kommerzieller Beziehung am meisten gefürchtet, sind es die Russen in politischer, wegen ihrer Machenschaften in den an Indien angrenzenden Gebieten, während die Franzosen wegen ihrer afrikanischen Ausbreitungsbestrebungen mehr gehaßt als gefürchtet werden. Der Streit um Faschoda hatte den englischen Chauvinismus aufs ärgste entfacht und ich hörte häufig Äußerungen des Bedauerns, daß es nicht zum Seekriege gekommen sei, zumal die Russen zur Zeit nicht kriegsbereit wären. Ein Seekrieg, so sagte zu mir der leitende Beamte des auswärtigenDepartements in Kalkutta, hätte uns Engländern die afrikanischen Kolonien der Franzosen verschafft. Was dann noch vom fremden Besitz in Afrika vorhanden blieb und von den gegenwärtigen Besitzern doch nicht verständig ausgenützt wird, wäre uns von selbst wie eine reife Frucht in den Schoß gefallen. „India does not pay any more", „in Indien ist nichts mehr zu holen", äußerte er, „umsomehr aber in Afrika und darum muß Afrika uns Engländern gehören". Afrika, vom Cap bis nach Kairo, dies Schlagwort hörte ich mehr denn einmal.

Eines ist richtig: In Indien ist nicht mehr so viel Geld zu verdienen wie ehedem, aber immerhin noch genug. Die in Indien wohnenden Engländer wissen sich eben nicht den gegen früher veränderten Verhältnissen anzupassen und leben vielfach über ihre Mittel. So rühmenswert die all-

seits im größten Umfange gewährte Gastfreundschaft ist, ist sie doch kostspielig und belastet namentlich die Beamten, die andererseits, wenn sie sich auf ihren Inspektionsreisen befinden, einiges einzusparen vermögen, da die aus dem Lande bezogenen Lebensmittel sehr billig sind. Weniger noch als die Beamten sparen die Kaufleute und am wenigsten die Pflanzer. Sie treiben einen großen Aufwand mit Reit- und Rennpferden, die aus England oder Australien bezogen werden und bei ihren geselligen Zusammenkünften wird ein wahnsinniges Geld für den Blumenschmuck der Räume und Tafeln verschwendet. Was gut und teuer ist, muß zu den Diners herhalten und der Champagner fließt in Strömen. Man lebt in diesen Kreisen noch genau so wie in vergangenen Tagen, da die auswärtige Konkurrenz sehr gering war, Indien nahezu ein Monopol für gewisse Kolonialartikel besaß und der jungfräuliche Boden einen größeren Ertrag lieferte. Die Zeiten haben sich indessen gewendet. Niemand kann in Indien mehr mühelos reich werden, und wer es erstrebt, wird in einen Strudel wilder Spekulationen hineingerissen und geht darin unter. Riesige Preisschwankungen folgen sich bei all diesen Geschäften in kürzester Zeit und zum Schluß heißt es: Wie gewonnen, so zerronnen.

Über den Niedergang der Zuckerindustrie habe ich bereits gesprochen. Der Indigo ist seit der Gewinnung dieses Stoffes auf chemisch-synthetischem Wege entwertet und die Teepflanzer haben unter der ostasiatischen Konkurrenz zu leiden. In dem Streben möglichst rasch Geld zu verdienen, um dann wieder nach der Heimat zurückkehren zu können, wird seitens der Pflanzer ein ausgesprochener

Raubbau getrieben und es ist kein Wunder, daß der durch den Mangel jeglicher Düngung verarmte Boden zu versagen beginnt. Mehrere Mißernten steigerten die Unzufriedenheit der Pflanzer, welche in Verkennung der eigentlichen Gründe ihrer Mißerfolge ihren Unmut in einer starken Opposition gegen die Regierung Luft machten, der sie Schwäche und zu großen Liberalismus vorwarfen. Die tüchtigsten unter den Pflanzern sind fraglos die Schotten, die auch im indischen Militär- wie Zivildienst mit einem hohen Prozentsatz vertreten sind. Sie sind unternehmungslustig und genügsam, wie die eigentlichen Engländer ihnen vorwerfen: filzig.

Indien ist keine Kolonie, sondern eine Besitzung, diesen Satz hörte ich öfter wiederholen und den weitern, daß die Wirtschaftspolitik in den englischen Besitzungen hauptsächlich darauf gerichtet sein müsse, bei den Eingeborenen die Nachfrage nach englischen Waren zu wecken. Da also Indien vorzugsweise als Absatzgebiet für englische Waren betrachtet wird, liegt die Schaffung neuer Industrien in diesem Lande gar nicht im englischen Interesse. Vielleicht mögen aber auch die Bedingungen für die Entfaltung einer Industrie in Indien keine günstigen sein, da es dort namentlich an einem ausgiebigen Vorkommen von Mineralien zu fehlen scheint. Dennoch vermag Indien, obwohl es ein armes und in seinen bewohnbaren Gegenden größtenteils übervölkertes Land ist, rund 200 000 dort lebende Engländer zu erhalten, welche die Mehrzahl ihrer Lebensbedürfnisse aus England beziehen, so daß schon auf diese Weise eine stete Abnahme des indischen Nationalvermögens bewirkt wird. Hiezu treten noch zahlreiche Pensionisten, die ihre

recht ansehnliche Pension in ihrer englischen Heimat verzehren und so die Geldabwanderung aus Indien vermehren, welche dadurch in sehr erheblicher Höhe gesteigert wird, daß sämtliche Lieferungen für die Armee, die Bahnen und sonstige Staatsbetriebe an englische Firmen vergeben werden. Das infolge der Entwertung des Silbers eingetretene Sinken des Rupie-Kurses von einem Normalwert von zwei Mark auf den Effektivwert von einer Mark und 10 Pfg. wurde von den Beamten und Offizieren, die ihren Gehalt in der Rupie-Währung erhalten, schmerzlichst empfunden und veranlaßten die Regierung, um ihre eigenen Angestellten nicht zu schädigen, zur Sperrung der Münzprägung, um auf diese Weise den Rupie-Kurs künstlich in die Höhe zu treiben. Tatsächlich gelang dies bis zu einem gewissen Grade, insoferne die Rupie um 30 Pfg. stieg. Immerhin war die getroffene Maßregel eine bedenkliche, da sie einen bei der ständigen Vermehrung der Bevölkerung doppelt mißlichen Geldmangel herbeiführte. Besonders verhängnisvoll aber erwies sich die Sperrung der Münzstätten in den letzten zwei Hungerjahren, da die Eingeborenen, die ihre geringen Ersparnisse meist in Silberschmuck angelegt hatten, sie nun nicht verwerten konnten. Es hat dieser wenig beachtete Umstand wesentlich dazu beigetragen, die Not zu vergrößern, die in den Eingeborenen-Staaten mit freier Münzprägung nicht denselben bedrohlichen Grad erreichte. Die Münzhoheit der eingeborenen Staaten wird jedoch abgeschafft werden, da die dort angestellten Engländer bei Versetzungen von einem Gebiet zum anderen infolge der Währungsdifferenz oft Einbuße erleiden. So fatal die Entwertung der Rupie für die indische Volkswirt-

schaft ist, so großen Vorteil brachte sie den englischen Handelshäusern, die in Indien billig einzukaufen vermögen, dagegen die von ihnen nach Indien importierten Artikel ebenso teuer verkaufen wie früher und somit von der Währungsdifferenz profitieren. Neuerdings geht die Rede, daß es beabsichtigt sei, in Indien die Goldwährung einzuführen; jedenfalls wäre dies ein glänzendes Geschäft für die Bank von England, wenigstens für den Anfang; es sprechen aber manche Gründe gegen diese Neuerung, unter anderem, daß bei dem Charakter der Eingeborenen sofort große Goldmengen aus dem Verkehr gezogen und thesauriert würden. Im Grunde genommen besitzen die Währungsfragen nicht die Bedeutung, die man ihnen vielfach beimißt, da den springenden Punkt immer die Kreditverhältnisse der einzelnen Länder bilden. Ein Beweis hiefür ist das kleine Holland, dessen Silbergulden hoch im Kurse stehen, da eben seine Kreditverhältnisse günstige sind. Hiemit will ich durchaus nicht in Abrede stellen, daß eine auf dem am höchsten bewerteten Metalle, also auf dem Golde, basierte Währung in kritischen Zeiten große Vorteile bietet.

Die Unterbringung der indischen Staatsschulden in England ist für dieses mit erheblichem Gewinne verbunden. Weniger von Belang sind die Beträge für besondere Dienste, die das indische Budget an England zu entrichten hat. Die kostspieligen Grenzkriege haben das indische Budget in den letzten Jahren bedeutend belastet und es scheint immer schwieriger zu werden, die Einnahmen auf der bisherigen Höhe zu erhalten, ohne zu einer Erhöhung der Steuern zu schreiten. Diese sind nach unseren Begriffen außerordentlich hoch und würden von keiner anderen Bevölke-

rung ertragen werden als von der indischen, die seit Alters her gewöhnt ist, eines großen Teils ihrer Einkünfte beraubt zu werden. Früher, zur Zeit der Moguls, erfolgten für die Abgaben nicht einmal Gegenleistungen des Staates, während gegenwärtig die großartigen Bewässerungsanlagen, die Kanal- und Eisenbahnbauten einige Entschädigung bieten. Freilich blieb unter den Moguls das Geld im Lande, während es jetzt mehr und mehr nach England abwandert.

Die Haupteinnahmequelle des Staates bilden die sehr beträchtlichen Grundsteuern, welche bei der Knappheit der Geldmittel die Bauern in Mißjahren auf das drückendste belasten. Meist übernehmen die Bezahlung der Steuern Leute aus der Kaufmannskaste der Baniyas, die außerdem den Bauern einen Betriebsvorschuß aushändigen, sich dafür aber den ganzen nächstjährigen Ernteertrag verschreiben lassen, mit Ausnahme der für den Lebensunterhalt der Landleute benötigten Nahrungsmittel und der zur Viehhaltung bestimmten Futterpflanzen. Auf diese Weise geraten die Bauern gar oft in vollste Abhängigkeit von den Geldverleihern, die sie mit großer Härte behandeln. Freilich von Haus und Hof werden sie sie nicht vertreiben, aber nur deshalb, weil es in Indien nur sehr wenig freien Grundbesitz gibt, sondern so ziemlich die ganze Bodenfläche dem Staate gehört und im Falle der Vertreibung des Bauern, der eigentlich nur ein Erbpächter, der Gläubiger das Gut selbst bewirtschaften muß oder genötigt ist, es durch einen Unterpächter bewirtschaften zu lassen, den er lange nicht so auszunützen vermag, wie den an ihn verschuldeten Bauern.

Der Ausfall der Ernte ist bestimmend für das ganze wirtschaftliche Leben in Indien. In einem guten Jahre kann

man in den fruchtbarsten Gegenden Bengalens, der Nordwestprovinzen und Behars mit drei Ernten rechnen; aber derartigen Jahren folgen solche völliger Mißernten, die immer dann eintreten, wenn zu Beginn der Wintermonate der Nordwest-Monsum-Wind ausbleibt und mit ihm der Regen. Liefern schon in guten Jahren bei der veralteten Wirtschaftsweise die Ernteerträgnisse nur einen geringen Überschuß über den zur Ernährung der Bevölkerung benötigten Bedarf, wirken Mißernten katastrophal. Um ihnen vorzubeugen, ist seitens der Regierung besonders im Pandschab und den Nordwestprovinzen bereits viel für die Anlage von Stauseen und den Ausbau eines Kanalnetzes geschehen, das weniger für die Steigerung des Verkehrs bestimmt ist, wie vielmehr um große Landstrecken bewässern zu können. Geringeren Erfolg hatte die Förderung von Brunnenbauten durch den Staat, da die Bauern das ihnen hiezu zu einem sehr niederen Zinsfuß geliehene Geld häufig zu anderen Zwecken verwenden und die Brunnen nur zum Scheine ausführen, um die Inspektionsbeamten zu täuschen.

Sehr schlimm war die letztjährige Hungersnot in den Zentralprovinzen. Die Hilfeleistung wurde dadurch erschwert, daß die Leute aus den am ärgsten betroffenen Distrikten planlos fortwanderten, wobei sehr viele von ihnen umkamen. Die von der Regierung angeordneten Notstandsarbeiten, die hauptsächlich in der Bohrung von Brunnen und der Aushebung von Stauweihern bestanden, halfen fast nichts, denn die indolenten Bauern verschmähten diese Arbeiten als zu mühsam und waren vielleicht auch zum Teil zu deren Ausführung bereits zu entkräftet. Wo Getreide im Auftrage der Regierung weit unter dem Selbstkostenpreise

verkauft wurde, hatte dies keinen nennenswerten Erfolg, da die Baniyas, die durch eine Ringbildung die Preise ins maßlose gesteigert hatten, das Regierungsgetreide zu dem billigeren Preise sofort durch Mittelsleute ankaufen ließen, um daran abermals zu verdienen. Das englische Prinzip, die Nichteinmischung des Staates in Privatgeschäfte, erwies sich in diesem Falle geradezu verhängnisvoll.

Das beste Mittel zur Hintanhaltung von Hungersnöten besteht zweifellos in einem vermehrten Ausbau des Bahnnetzes, das nur wenig entwickelt ist. Die meisten Linien sind eingleisig und es fehlen noch immer manche, namentlich auch in strategischer Hinsicht wichtige Verbindungen. Bei den ebenen Bodenverhältnissen, dem festen Untergrunde, den wenigen zu überbrückenden Flüssen und vor allem den äußerst geringen Arbeitslöhnen ist der Bahnbau sehr billig. Der Bahnbetrieb verdient uneingeschränktes Lob. Die erste Wagenklasse ist sehr bequem ausgestattet, umso primitiver freilich die vierte. Die Eingeborenen hocken in ihr wie Tiere zusammengepfercht in zwei Reihen übereinander.

Kolonialskandale, wie sie zu Zeiten der ostindischen Compagnie sich ereigneten, sind heute undenkbar. Es ist den englischen Beamten nachdrücklichst verboten, für sich oder ihre Familienangehörigen Geschenke seitens der Eingeborenen anzunehmen oder mit diesen irgendwelche Geschäfte abzuschließen. Abgesehen von ihrem hochentwickelten Redlichkeitssinn bewahrt die englischen Beamten vor derlei Versuchungen die Erkenntnis, daß an sie gerichtete Angebote Fallen sind, um ihnen nachträglich Verlegenheiten zu bereiten.

Eine eigentümliche Sache ist es um die englische Rechtspflege. Ein eigentliches Zivilrecht ist in England unbekannt. An seine Stelle treten zeitlich oft weit zurückliegende Präzedenzfälle richterlicher Entscheidung. In Strafsachen stellt der Richter nicht nur den Strafantrag, sondern bestimmt auch das Strafmaß, wenn die Geschworenen den Angeklagten für schuldig erkannt haben. Der Spruch: „Besser gute Richter als gute Gesetze" klingt ja recht schön, und so gerne ich zugebe, daß bei uns der Tätigkeit der Richter ein zu knapper Spielraum gewährt ist, meine ich doch, daß in England und seinen Kolonien eher das Gegenteil der Fall ist. Manche Entscheidungen englischer Richter sind nach unseren Begriffen sehr originell. Als einmal bei der Ruderregatta der Universitäten Oxford und Cambridge es zu einer Keilerei kam, wurden diejenigen von den Beteiligten, die einen Zylinder trugen, als „Gentlemen" doppelt so hoch bestraft wie die anderen.

In Indien kam es mir vor, wie wenn bei Vergehen von Europäern gegen Eingeborene in Bengalen und den Nordwestprovinzen, also in den Gegenden, deren Bevölkerung die aufgeregteste ist, schärfer verfahren würde, als an den Peripherien des Reiches. Kurz vor meiner Ankunft in Kalkutta wurden drei englische Soldaten, die einen bengalischen Arzt deshalb erschlugen, weil er sich geweigert hatte, sie in seinen Wagen aufzunehmen, mit je sieben Jahren Zuchthaus bestraft, während ich aber in Birma weilte, Soldaten, die sich rohester Notzuchtsdelikte schuldig gemacht hatten, auf die Aussage ihrer Vorgesetzten, da sie sich bisher gut geführt hätten, mit einer Geldstrafe von nur 15 Mark oder mit einer bloßen Verwarnung entlassen. In Ceylon war ich

Zeuge, wie zwei betrunkene Pflanzer, als ihnen kein Whisky mehr verabreicht wurde, an der Bar eines Hotels alles kurz und klein schlugen und die eingeborenen Diener so lange verprügelten, bis diese auf Befehl des Hoteldirektors sie mit vereinten Kräften vor die Türe warfen. Dort lärmten sie derart, daß sie ins Gefängnis abgeführt wurden, wo sie ihre Whiskykneiperei fortsetzten. Am folgenden Tage wurden sie zu einer Strafe von fünf Rupien verurteilt; der Hoteldirektor aber, ein als Engländer naturalisierter Serbe, sah sich genötigt, seine Stellung aufzugeben, da die allgemeine Gegnerschaft der Pflanzer sich gegen ihn richtete.

Die eingeborenen Richter erfreuen sich im ganzen und großen nicht des besten Rufes. Sie überlassen die Abwickelung der Geschäfte meist den Schreibgehilfen aus der bengalischen Kaste der Babús, die ihre Befugnisse häufig zu Erpressungen mißbrauchen, trotz aller Versuche der britischen Behörden diesem Unfuge zu steuern. Sogar die Inder selbst wenden sich in vielen Fällen lieber an englische Richter oder legen bei diesen Berufung ein gegen von indischen Richtern erlassene Urteile.

Der wundeste Punkt der staatlichen Organisation ist das Polizeiwesen, weil nur die obersten Beamten Engländer sind, die übrigen aber Eurasier oder Eingeborene, also lauter Elemente, auf die kein besonderer Verlaß ist und die dazu neigen, durch das Ausstellen falscher Zeugnisse und durch Erpressungen sich zu bereichern. Die eingeborenen Schutzleute sind höchst minderwertig, mit Ausnahme der aus Gurkhas oder Pandschabis gebildeten Polizeitruppen. Die Indolenz der Polizisten ist mitunter von einer rühren-

den Naivität. So sagte ein Polizist zu einem meiner Bekannten: „O Herr, denk dir, jetzt hat eben ein Kuli dir den Kanarienvogel aus dem Käfig gestohlen!" Das Stehlen ist ein Hauptlaster der Südindier, in Nordindien hingegen sind dafür Betrügereien umso häufiger. Mit Ausnahme weniger Gegenden sind dank dem ruhigen und friedlichen Charakter des Volkes die Sicherheitsverhältnisse kaum schlechter als in Europa.

Seit dem Aufstande des Jahres 1857, der durch eine gänzliche Verkennung der indischen Volksseele heraufbeschworen und durch den Leichtsinn der Engländer begünstigt wurde, hat sich das Verhältnis der englischen Machthaber zu ihren Untertanen verschlechtert und es verschlechtert sich weiter. Die Hauptschuld hieran tragen nach Urteil sachkundiger englischer Kreise die Zugeständnisse Lord Ripons und der englischen Radikalen, die in Verkennung der ganz anders gearteten Mentalität der Inder diese als den Europäern in geistiger Hinsicht gleichstehend erachteten und ihnen Versprechungen machten, welche sich als verfrüht oder unerfüllbar erwiesen. Die den Städten zugebilligte Selbstverwaltung führte zu den ärgsten Mißständen und mußte, wo sie überhaupt noch besteht, dahin abgeändert werden, daß die Magistrate nicht mehr gewählt, sondern von der Obrigkeit ernannt werden. Ebenso verfehlt war die Errichtung vieler Mittelschulen und etlicher Hochschulen zu einer Zeit, in der die breite Masse des Volkes noch in tiefster Unkultur sich befand. Die Folge mußte sein das Entstehen einer gefährlichen Schichte oberflächlich Gebildeter, unbefriedigter Leute, die einen oft recht bedenklichen Einfluß äußerten. Wie verfehlt endlich eben

in anbetracht des niederen Kulturzustandes der indischen Bevölkerung die Gewährung einer schrankenlosen Pressefreiheit war, wird jeder sehen, der sich die Mühe nimmt, das eine oder andere Blatt der eingeborenen Presse zu lesen. Ihr Niveau ist denkbarst nieder, um so maßloser aber sind die in ihr ausgesprochenen Verdächtigungen der britischen Behörden.

Als die Verwaltungsbeamten länger auf ein und demselben Posten verweilten, als dies neuerdings der Fall ist, soll das gegenseitige Verständnis und Vertrauen zwischen den Regierenden und Regierten ein größeres gewesen sein. Ob die Behauptung begründet ist, daß die Einführung sportlicher Betätigung eine Ertüchtigung der indischen Rasse bewirkt und sie durch das gesteigerte Kraftbewußtsein widerspenstiger gemacht habe, scheint mir fraglich; denn wenn selbst die an sich so schlappen Bengalen für gewisse Sports gewonnen wurden und sie nun leidenschaftlich betreiben, trifft dies doch nur auf einen kleinen Teil der städtischen Bevölkerung zu.

Über die islamitische Bewegung werde ich an anderer Stelle berichten, ebenso über die Festigung der militärischen Machtstellung Englands gegenüber den Verhältnissen im Jahre 1857, welche die Gefahr eines Aufstandes weniger bedrohlich erscheinen läßt wie damals, selbst wenn ein solcher Aufstand auf breiterer Basis erfolgen sollte. Aber hieran glaubte ich nicht. Eine ernste Gefahr für die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft in Indien scheint mir bei dem indolenten und energielosen Charakter der indischen Bevölkerung nicht zu bestehen, um so mehr diese in viele einander befeindende Kasten, Rassen und Reli-

gionen gespalten ist. Am wenigsten besteht eine derartige Gefahr von seiten der eingeborenen Fürsten. Die Hindús unter ihnen sind durch ihren Gegensatz zu ihrem mohammedanischen Nachbarn zum Teile sogar die besten Bundesgenossen der Engländer. Die Mehrzahl der indischen Fürsten gebietet nur über kleine Territorien und zieht es vor, die Rolle reicher Privatleute zu spielen. Manche, denen in den letzten Jahren die ihren Vätern entzogene Verwaltung ihrer Gebiete wieder zugestanden wurde, waren hierüber nicht einmal erfreut, da ihnen hiedurch nur unerwünschte Arbeit erwuchs. Die Interessen der meisten von ihnen sind sehr oberflächlicher Art, und von der ihnen übermittelten englischen Zivilisation haben sie eigentlich nur die Äußerlichkeiten übernommen. Ihr Verkehr mit den Engländern beschränkt sich auf jenen bei sportlichen Veranstaltungen. Während ich in Kalkutta weilte, war das sportliche Ereignis ein Cricket-Match zwischen den Mannschaften des Maharadscha von Patiala und jenes von Kaschmir, die bezeichnenderweise ausschließlich aus englischen Professionals bestanden. Der einzige indische Fürst, der sich völlig als Engländer gebärdet und samt seiner Gattin am gesellschaftlichen Leben der Engländer sich beteiligt, ist der Maharadscha von Kutsch-Behar. Seine Dynastie ist als eine der jüngsten in Indien aus einer niederen Kaste hervorgegangen. Er ist ein Anhänger des Somadsch-Brahmanismus, einer aufgeklärten religiösen Sekte, die den Kastenzwang verwirft und die der aus einem hochangesehenen Brahmanengeschlechte stammende Großvater seiner Gattin gründete. Die Rani, eine schöne Erscheinung, erfreut sich in dem englischen Kreise allgemeinster Achtung, wird aber

auf den bengalischen Bühnen wegen ihres emanzipierten Wesens grimmig verspottet. Auch ihr Gatte hat manches zu leiden, aber von englischer Seite, und es soll ihn sehr geschmerzt haben, als ihn auf einem Balle eine englische Dame, die er um einen Tanz ersuchte, mit den verächtlichen Worten abfertigte: „Ich tanze nicht mit einem Nigger."

Wirklich unbequem könnte von den indischen Fürsten den Engländern nur der mohammedanische Nizam von Haidarabad werden wegen seiner Beziehungen zu den Mohammedanern des übrigen Indiens, denn von seinen 10000000 Untertanen sind freilich die meisten Hindús. Er verfügt über ein Jahreseinkommen von 40000000 Mark und über eine Armee von rund 30000 Mann, die jedoch ebenso mangelhaft ausgerüstet wie schlecht diszipliniert ist. Sie ergänzt sich ausschließlich aus afghanischen, arabischen und sudanesischen Söldnern, welche sich zuweilen zu Räuberbanden vereinigen und sogar bis über die Landesgrenze hinaus Plünderungszüge unternehmen. Harmloser wie diese Truppe ist, so schreckenerregend ihr Anblick auch sein mag, die Amazonen-Leibgarde des Nizam, die aus 500 aus dem Harem ausrangierten Damen besteht.

Im Jahre 1885 benahm sich der Nizam dem englischen Residenten gegenüber auf einmal derart herausfordernd, daß dieser hierüber nach Kalkutta berichtete, indem er hinzufügte, er könne sich das Benehmen des Nizams nur durch das Bevorstehen eines großen indischen Aufstandes erklären. Das „indian-foreign-office" erwiderte, in den übrigen Teilen Indiens seien keinerlei Anzeichen zu beobachten, welche auf den Ausbruch von Unruhen hinwiesen; 14 Tage später aber wurde in Kalkutta die Einnahme von Khartum

durch den Mahdi bekannt und der Tod Gordon-Paschas, Ereignisse, von denen der Nizam offenbar bereits gewußt hatte, ein Beweis für die engen Beziehungen der Mohammedaner der verschiedenen Länder und für die Schnelligkeit, mit der sich Nachrichten von Mund zu Mund unter diesen Leuten verbreiten. Da der Nizam weiß, daß er bei der Regierung in Kalkutta nicht gut angeschrieben ist, verstand er es, in England sich Gönner zu verschaffen und dort den Munschi, den indischen Privatsekretär der Königin Viktoria zu gewinnen, der es erwirkte, daß die Königin bei ihrem 60. Regierungsjubiläum einen Gesandten des Nizams empfing, obwohl die Regierung in Kalkutta gegen dessen Entsendung Einspruch erhoben hatte.

Die Religionen Indiens

In keinem Lande spielen religiöse Vorstellungen, Vorschriften und Gebräuche eine so ausschlaggebende und auffallende Rolle wie in Indien, dessen Literatur wie Kunst durchaus im Banne religiöser Ideen ist. Eben darum ist es eine schwierige Aufgabe, über die in Indien herrschenden Religionssysteme in Kürze zu sprechen, um so mehr sie im Laufe der Zeiten wesentliche Abwandlungen erfuhren. Die unendlichen Varianten und Subtilitäten der indischen Doktrinen zu behandeln, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Aufzeichnungen, die lediglich das enthalten sollen, was zum Verständnisse späterer Darlegungen geboten erscheint.

Am weitesten verbreitet ist die brahmanische Religion, zu der zwei Drittel der Bevölkerung sich bekennen und deren Anhänger sich selbst als Hindús oder Inder bezeichnen.

Die Sammlung der ältesten religiösen Dichtungen der Hindús wird Weda „Das Wissen" benannt. Die in den wedischen Gesängen eingestreuten philosophischen Erkenntnisse sind zum Teil von erstaunlicher Tiefe, aber nur zum Teil, und es ist ein typischer Zug der ganzen vielfach über Gebühr geschätzten indischen Philosophie, daß sie das Geheimnisvolle mehr liebt als das Klare, sich in Andeutungen und Spitzfindigkeiten gefällt und viele Rätsel zu raten gibt. Ein derartiges Verfahren ist entschieden bequemer als die philosophischen Methoden des Westens, ein Tasten, kein Forschen.

Als die drei Dankespflichten des Menschen werden bezeichnet den Göttern gegenüber das Darbringen von Opfern, gegenüber den Gottweisen, welche die Wedas verfaßten, das Lesen der Heiligen Schriften und gegenüber den Vorfahren das Erzeugen von Kindern. Ausführlich sind die rituellen Vorschriften für die brahmanische Priesterschaft. Ein wesentlicher Teil der gottesdienstlichen Handlung ist das Umkreisen des heiligen Schreines, ein Brauch, der im Sonnendienst seine Erklärung findet. Als Verfasser der Wedas werden die in dem Sternbild des Wagens verewigten sieben großen Rischi betrachtet, weise Büßer, die durch ihre Buße eine Macht erlangten, welche jener der Götter nicht nachstand. Es gelten diese Rischi als die Stammväter der brahmanischen Priestergeschlechter.

Wie aus vielen Stellen der Wedas, namentlich ihres ältesten Teiles, des im 1. Jahrtausend vor Christus wenn nicht früher entstandenen Riga-Weda hervorgeht, herrschten ursprünglich animistische Vorstellungen vor, verbunden mit einem primitiven Naturdienst. Beweis hiefür das Wort Brahman, das eigentlich einen Zauberspruch bedeutet und dem erst später ein philosophischer Begriff beigelegt wurde.

Die Naturgötter wurden angerufen, wie man sie gerade brauchte, jeder für sich: Dyaus, der Himmelsgott, als Dyauspitar, „Vater Dyaus“, dem Jupiter entsprechend, auch Mahapitar, „Der große Vater“ genannt, Suria, der Gott der Sonne, der Mondgott Soma, der Windgott Vayu, der Luftgott Indra, Waruna(-Uranos), der Gott des Himmels, Lichtes und Segens, daher auch des Wassers, der grimmige Rudra und andere mehr.

Diese Götter wurden von der dichtenden Mythologie weiter ausgestaltet. Als Beispiel wähle ich Soma. Sein Beinamen lautet der Hasenträger, da der Inder in den Umrissen des Mondgebirges die Gestalt eines Hasen zu erblicken glaubt, der dem Mann mit dem Dornbusch des europäischen Mythos entspricht. Die Zahl seiner Gemahlinnen ist die der Tage des Mondmonats, die erste von ihnen Roschini, die Tochter Dakschas, der Stern Aldebaran.

Nach und nach verblaßten die meisten dieser Naturgottheiten und wandelten sich in andere Gestalten. Waruna erscheint an der Spitze des ersten Göttergeschlechtes der Adityas. Er wird ein Asura genannt, ein „Herr", ein Name, der später zur Bezeichnung der Feinde der Götter diente, die auch Daityas heißen.

Es entstehen theogonische Sagen. Ich nenne einige ihrer wichtigsten Gestalten: Kasyapa, den Vater der Wesen, den bokshäuptigen Dakscha, der auch unter dem Namen Praschapati auftritt, als Herr der Geschöpfe und Lehrer der Welt, sowie Twaschtri, den himmlischen Schmied, dem Hephaistos vergleichbar und auch dem Prometheus, insoferne er Mann und Weib erschuf. Kasyapa erzeugte mit der Aditi die zwölf Adityas, mit der Diti die ihnen feindlichen Daityas. Andere Gattinnen Kasyapas und zugleich Töchter Dakschas: Sarafi, Kadru und Winata. Sarafi ist die Mutter der Kuh Nandini, deren Milch ewige Jugend verleiht. Kadru gebar die Nagas, der Schlangen giftiges Geschlecht, Winata aber den Auruna, die Morgenröte (lateinisch: Aurora), und den geflügelten Himmelsboten Garuda. Durch eine verlorene Wette wurde sie zur Sklavin der Kadru; sie erlangte aber ihre Freiheit

durch Garuda, der den Nagas den Göttertrank Amrita verschaffte.

Allmählich wurde Waruna in seinem Ansehen durch Indra verdrängt, was in Sagen von den Kämpfen beider Götter zum Ausdruck kommt. Die Götter um Indra werden nun Dewas benannt und Indra der Dewa-Radscha oder Götterkönig. Indra führt den Donnerkeil und spendet den Regen. Luftgeister sind seine Diener, die Gandharwas und Apsaras, die himmlischen Musikanten und Tänzer, die ihn bei seinen Kriegszügen gegen die Asuras begleiten. Sein Gestirn ist die helleuchtende Sakra, unsere Venus, sein Reittier der Elefant oder das Pferd. Sein Thron liegt auf dem Meru, dem Fürsten der Berge, der in der Mitte der Erde gelegen, stets von der Sonne beschienen ist, die ihn umkreist und bei Nacht seinen unterirdischen Teil beleuchtet.

Zu den Dewas treten von den Brahmanen geschaffene Götter, von denen an erster Stelle Agni, die Personifikation des Opferfeuers Erwähnung verdient. Dieser erscheint auch in der Reihe der acht Lokapalas, der Welthüter und Beherrscher der Himmelsrichtungen. Die übrigen Lokapalas sind Waruna, Yama, Suria, Wayu, Soma, Kuwera und Indra, der als ihr Anführer fungiert. Yama, der „Bändiger“, der rote Gott des Todes, der unter dem Namen Dharma, „das Gesetz“, auch als göttlicher Richter verehrt wird, ist der Beherrscher des Südens, jener des Nordens Kuwera, auch Waischrawana genannt, der Gott des Reichtums, der auf dem Kailasa thront, einem Gipfel des Himalaya. Die langohrigen Jakschas, häßliche Zwerge, und die pferdeköpfigen Kinnaras sind sein Gefolge.

Entsprechen die von Indra besiegten und nach der Unterwelt vertriebenen Asuras oder Daityas den Titanen der griechischen Mythologie, sind die Nagas den Giganten vergleichbar. Wie diese halb Mensch, halb Schlange, bewohnen sie die Unterwelt Patala, die gleich dem Himmel sieben Kreise besitzt. Die Nagas sind in den Zauberkünsten bewandert und ihre Frauen von bestrickender Anmut. Sagen berichten, daß sie wie unsere Nixen sich zuweilen in Sterbliche verliebten und sie nach ihren Palästen unter das Wasser zu locken verstanden.

Allem Anscheine nach lebte ehedem in Zentral-Indien und in Teilen von Radschputana ein Volk der Nagas, das die Schlangen anbetete und bis zum vierten nachchristlichen Jahrhundert zum Buddhismus bekehrt wurde. Ein gleichnamiges auf niederer Kulturstufe stehendes Volk lebt noch heute in den Bergen von Assam und ist als Mittelglied von tibetanischen und birmanischen Stämmen zu betrachten. Außerdem führt in Radschputana ein Mönchsorden den Namen der Nagas.

Den Asuras untergeordnet und gleich ihnen und den Nagas Bewohner der Unterwelt sind die Rakschasas, Menschen und menschliche Leichen fressende Unholde, diesen verwandt die Wetalas, die in Leichen sich festsetzen und eine Reihe anderer Scheusale und Gespenster, die insbesondere auf den Begräbnisplätzen ihr Unwesen treiben.

Etwa zwischen dem 8. und 6. vorchristlichen Jahrhundert setzt eine neue Phase der religiösen Entwickelung ein. Indra beginnt mehr und mehr auf die bescheidene Rolle eines Lokapalas beschränkt zu werden, indessen zwei andere Gestalten wiederum an Bedeutung gewinnen und

unter neuen Namen in den Vordergrund treten, zunächst Waruna, auch Puruscha, der oberste Gott benannt, oder Narayana, „der sich über der Tiefe des Wassers bewegt", am bekanntesten aber von nun an unter dem Namen Wischnu. Ein weiterer weniger gebräuchlicher Beiname: Bardhamana. Etwas später tritt neben Wischnu Rudra in Erscheinung unter seinem einstigen Beinamen Schiwa, der „Gnädige", denn der grimme Gott heilt auch die Wunden, die er geschlagen.

Metaphysische Begriffe durchsetzen mehr und mehr die Religion: Brahma, der unendlichen, immerwährenden Kraft wird Maya, der „Wahn", oder Atman, das „Ichbewußtsein" gegenübergestellt und als Gipfel der Erkenntnis jenes der Identität des eigenen Ichs mit dem Weltall bezeichnet. Der Mensch ist den Gesetzen der Samsara, des Kreislaufes der Dinge, unterworfen und daher fortgesetzten Wiedergeburten. Je nach den Verdiensten oder Verfehlungen des einzelnen während der Zeit seines Lebens regelt sich dessen Wiedergeburt. Als Lohn eines tugendhaften Lebens erreicht er bei der Wiedergeburt einen höheren Grad der Vollkommenheit, als Strafe für begangene Sünden hingegen wird er als Angehöriger eines niederen Standes oder gar in der Gestalt eines Tieres wiedergeboren und kann erst nach einer oder mehreren Wiedergeburten und erfolgter Besserung seine frühere Daseinsstufe wiedererreichen. Die den Tieren gegenüber gebotene Schonung erklärt sich aus dieser Vorstellung. Als besonders sträflich wurde schon in sehr alter Zeit die Tötung eines den Göttern heiligen Tieres erachtet und die Tötung einer Kuh, die als nützlichstes aller Haustiere unter besonderem gött-

lichen Schutze gedacht war, galt sogar als todeswürdiges Vergehen.

In den Upanischads, den wedischen Geheimlehren, bricht immer deutlicher ein monistischer Gedanke sich Bahn, der in einzelnen späteren philosophischen Systemen erneut zum Ausdrucke kam. In Brahma wird ein höchster, wesenloser Gott geschaffen, dessen Züge jenen Waruna-Wischnus entlehnt sind. Waruna-Wischnus Beiname Narayana, wie sein Emblem, der goldene Schwan, gehen an Brahma über, und wie Waruna als Gott des Westens, der Richtung des Sonnenunterganges durch eine Kobra mit aufgeblähtem Halse beschattet wird, so wird auch Brahma mit einem Schlangen-Diademe dargestellt. Als Narayana in Verkörperung der Nacht erscheint er namentlich in späteren Abbildungen auf den Wassern des Chaos schlafend. Er liegt auf der zusammengeringelten Schlange Ananta, „der Unendlichen“, welche als Sternbild der Milchstraße das Weltall umschließt. Seinem Nabel entspringt der Stengel eines Lotosblattes, auf dem Brahma in anderer Gestalt sitzt als Schöpfer und Personifikation des Tages. Nach wie vor bleibt der nun als Weltenschöpfer betrachtete Brahma ein unpersönlicher Gott. Sein Werk ist mit der Schöpfung vollbracht und es wird ihm daher geringere Verehrung gezollt wie den übrigen Göttern. Von den unzähligen Tempeln Indiens ist ihm ein einziger geweiht.

Ein praktisch ziemlich bedeutungsloses Erzeugnis späterer theologischer Spekulation ist das Zusammenfassen Brahmas, Wischnus und Schiwas zu einer Art von Dreieinigkeit, der Trimurti.

Im Gegensatz zu der monistischen Richtung der Upani-

schads entwickelte sich die theistische Bhaktilehre, die entweder Wischnu oder Schiwa als obersten Gott anerkannte und in der Hingabe an Gott das Heil erblickte. Bhagawagita, „Das Heil aus der Gnade Gottes", ist ihr ältester Text betitelt, eine Dichtung, die später Aufnahme in den Mahabharata fand, dem großen nationalen Heldenepos.

Seit etwa dem vierten nachchristlichen Jahrhundert beginnt eine ausgesprochene Spaltung in dem Kult des Wischnu oder Schiwa. Jeder dieser Kulte hat seinen eigenen Götterkreis, sein eigenes Rituell und Dogma, dementsprechend eine neue Mythologie, die jedoch mit der alten sich vielfach berührt.

Wischnu hat seine meisten Anhänger im Norden des Landes, Schiwa im Süden. Der Götterkreis um Schiwa ist durch die Aufnahme von Göttern nichtarischer Stämme bereichert und Schiwa selbst trägt manche Züge nichtarischer Herkunft.

Charakteristisch ist, daß in den spätesten der heiligen Schriften den vielen Unsinn in sich bergenden schiwaitischen Tantras oder Zauberlehren jedem Gotte die Emanation seiner besonderen Kräfte in weiblicher Gestalt als Gattin beigesellt wird unter dem Namen einer Sakti oder Mutter. So ist Brahmas Sakti, die aus seinem Haupte entsprang wie Pallas Athene aus jenem des Zeus, die Saraswati, „das Wissen", die Göttin der Sprache und der Gelehrsamkeit.

Jeder der obersten Götter offenbart sich in verschiedenen Manifestationen, den Awatars. In nicht weniger als zehn Manifestationen erscheint Wischnu, als Fisch, Schildkröte, Eber, als Zwerg, als Krischna und Rama, als Buddha

usw. Der Mythos von seiner Erscheinung als Zwerg ist eine Variation des Themas vom Kampfe zwischen Licht und Dunkel. Um Indra an Macht gleich zu werden, hatte Bali, der König der Asuras, bereits 99 Opfer dargebracht. Um ihn am hundertsten zu verhindern, suchte ihn Wischnu in der Gestalt eines Zwerges auf mit der Bitte, ihm so viel Land zu gewähren, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Kaum hatte Bali diese Bitte gewährt, als Wischnu sich in einen Riesen verwandelte und Himmel und Erde durchschritt, so daß Balis Macht fortan auf die Unterwelt beschränkt blieb.

Das Angesicht Wischnus ist von blauer Farbe, der Farbe des Himmels. Seine wichtigsten Embleme sind das Schakra, das Rad der Sonne, und das Schanka, ein zum Gebetsrufe dienendes Muschelhorn; auch führt er die Trisula, den Dreizack des Blitzes.

Sein Reittier ist der Garuda, der geflügelte Himmelsbote, die Sternschnuppe. Seine Sakti ist Lakschmi, auch Sri benannt, die Göttin der Schönheit und des Glückes, die eine Lotosblüte in der Hand trägt. Sie erscheint in achtfacher Abwandlung als Göttin der Kinder, der Gesundheit, der Ernte, des Reichtums, der Elefanten, des Mutes, des Sieges und Ruhmes.

Wischnu ist eine milde Gottheit, der Erhalter und Lenker der Dinge. In seinem Kult spielt dementsprechend die Askese eine geringere Rolle wie in jenem Schiwas; auch werden ihm keine blutigen Opfer dargebracht.

Die Anhänger Wischnus bemalen sich die Stirne mit drei senkrechten Streifen, zwei weißen und in ihrer Mitte einen roten.

Schiwa ist der Gott der Zeugung, Zerstörung und Wiederbelebung. Sein Symbol ist das zodiakale Zeichen des Stieres, der heilige Stier Nandi sein Reittier, seine Waffe der Dreizack und sein Attribut die Kobra. Ihre Spirale versinnbildlicht die kosmische Evolution, ihr Gift jenes des Todes, ihre Häutung die Wiedergeburt. Als Gott der Zeugung wird Schiwa in der primitiven Form des Lingams verehrt, eines Phallus, in Vereinigung mit dessen Sakti, der als Basis verwendeten Yoni (oder Vulva). In den meisten Schiwatempeln birgt das innerste Heiligtum, das Wimanah, einen riesigen Lingam aus Stein.

In seinen gütigen wie schreckhaften Manifestationen erscheint Schiwa unter mannigfachen Namen und Gestalten: in den gütigen als Mahadeo, der „große Gott", als Bischewara, der „Herr der Welten" usw. usw. Seine entsprechenden Saktis sind Dewi und Minakschi usw. Eine Sonderstellung unter den Saktis nimmt Parwati ein, die Tochter des Berges und die Göttin der Reinheit, der zur Freude Schiwa in der Manifestation des Natescha oder „Tänzers" vor den versammelten Göttern zur Trommel den Tanz der Schöpfung vollführte.

Von den schrecklichen Manifestationen Schiwas sind hervorzuheben jene als Bhairawa „des Fürchterlichen" und als Mahakala „des großen Zerstörers", zubenannt „des großen Vaters Zeit" mit den entsprechenden Saktis Durga und Kali, sowie jene als Bhuteschwara, „des Herrn der Dämonen". Die Darstellung dieser Manifestationen und ihrer Saktis sind von abstoßender Häßlichkeit. Durga wie Kali unterstützen Schiwa im Kampfe gegen die Dämonen. Kali, deren Beinamen „die Zerstörerin", „das Ende der

Zeit“, aber auch „die Mutter der Götter“ lauten, reitet auf einem Tiger. Ihr Gesicht, aus dem Eberhauer starren, ist schwarz; ein Kranz von Totenschädeln umgibt ihren Hals, ihre vielen erhobenen Arme schwingen schreckhafte Waffen.

Schiwas Sohn von der Durga ist der nach allen Seiten spähende vierköpfige Kriegsgott Karttikeya, der auf einem Pfau die Lüfte durchsegelt und als Schutzherr der Brahmanen Subrahmanya benannt wird. Schiwas Sohn von der Parwati ist Ganescha, der Überwinder der Hindernisse, der Gott des Haushaltes und Handels, der Weisheit und des weltlichen Scharfsinnes. Er ist ein Dickwanst mit dem Haupte eines Elefanten, sein Reittier ist die Ratte.

Drei weiße Horizontalstreifen quer über die Stirne, sind das gebräuchlichste Abzeichen der Verehrer Schiwas.

Es seien nun noch zwei sehr populäre Göttergestalten erwähnt, die auch in den großen heroischen Epen des Mahabharata und Ramayana eine bedeutsame Rolle spielen: Krischna und Hanuman! Krischna, der Flötenspieler, berühmt durch seine Liebesabenteuer mit den Gopis, den himmlischen Milchmädchen, aber auch durch die Unterstützung durch Rat und Tat, die er den Helden des Pandawageschlechtes bei ihren Kämpfen gewährte, Hanuman, der Sohn des Windgottes und König der Affen, der mit seinen Affenscharen den Königssohn Rama bei dessen Kämpfen Hilfe leistet und vom Berge Mahendra nach Lanka, das ist Ceylon, hinüberspringt, um Sitta, die durch Feindesgewalt entführte Gattin Ramas, zurückzuholen.

Zum Schlusse die in der älteren indischen Kunst häufig dargestellte Sage vom Buttern der Milchsee, der Gewässer

des Chaos: Schiwa beleidigte einen heiligen Rischi, was zur Folge hatte, daß fortan die Götter bei ihren Kämpfen mit den Asuras diesen unterlagen. Da riet ihnen Wischnu, sich mit den Asuras zu verbinden, um gemeinsam den Trank der Unsterblichkeit, das Amrita, durch Quirlung des Ozeans zu erlangen. Auf sein Geheiß entwurzelte die Schlange Ananta den Berg Mandara, der als Butterquirl bestimmt wurde und um den Ananta als Reibstrick sich schlang, während Wischnu in Gestalt einer Schildkröte in den Ozean sprang, um mit dem Rückenpanzer dem Quirl als Widerlager zu dienen. Die Dewas und Asuras begannen nun den Quirl in Bewegung zu setzen und die Milchsee zu buttern. Nacheinander entstiegen ihr die göttliche Kuh Surafi, der Wein, die Früchte, die (als Regenwolken zu deutenden) Apsaras, ein Gift, das Schiwa ausschlürfte, und durch dessen Wirkung sein Hals eine blaue Färbung erhielt, der Mond und andere untergeordnete Götter, endlich (eine zweite Anadyomene) Lakschmi mit der Schale, welche das Amrita enthielt. Ehe die Asuras vom anderen Ende des Meeres herbeikamen, hatten die Dewas die Schale geleert; nur der Asura Rahu, welcher sich unter die Götter gemischt hatte, versuchte noch aus der Schale zu nippen, wurde aber hiebei von den Göttern der Sonne und des Mondes erkannt, die ihn an Wischnu verrieten, der ihm mit einem Streich den Kopf vom Halse trennte. Da aber das abgeschlagene Haupt bereits vom Amrita gekostet hatte, war es unsterblich geworden und flog himmelan, wo es seitdem seine Verräter verfolgt, Sonne wie Mond, und sie zu verschlingen bestrebt ist. (Deutung der Sonnen- und Mondfinsternis.) Von den nun unsterblichen Göttern bekämpft, verbargen sich

die Asuras im Ozean, aus dem die Götter den Berg Mandara wieder herauszogen und an seine alte Stelle versetzten.

Der Zeit der theogonischen Dichtung folgte ganz wie bei den Griechen, Persern und Germanen jene des Heldenepos. Das Mahabharata, das zwischen dem zweiten vor- und dem fünften nachchristlichen Jahrhundert allmählich entstand, ist ein gewaltig angelegtes Sammelwerk, das an Länge alle übrigen Epen der Weltliteratur übertrifft. Es behandelt den Kampf zweier miteinander verwandten Fürstengeschlechter, der Kurawas, der Fürsten von Bharata, und der Pandawas, der Beherrscher des Pandschabs. Nach dem Tode ihres Vaters Pandu leben dessen fünf Söhne Yudhischthira, Bhima, Ardschuna, Somadewa und Nakula nebst ihrer gemeinsamen Gattin Draupadi, am Hofe ihrer Vettern, der Kurawas, die in den Spielen sämtlich von Bhima besiegt werden, aus Rache wofür Durdschodhana, der Älteste der Kurawa Brüder, Bhima durch Gift betäubt und in die Ganga wirft. Auf wunderbare Weise wird jedoch Bhima gerettet. Den eigentlichen Anlaß zur Fehde gibt ein Würfelspiel, in welchem Yudhischthira an Durdschodhana sein Hab und Gut, sein Reich, sein Weib und endlich seine und seiner Brüder Freiheit verliert. Abenteuer der Helden und ihre Kämpfe, in denen schließlich alle bis auf Yudhischthira erliegen, füllen den größten Teil der Geschichte aus.

Nächst dem Mahabharata ist das etwas jüngere Ramayana zu erwähnen, das die Schicksale Ramas, des Königssohnes von Ayodhiya (dem heutigen Audh) schildert. Bildliche Darstellungen aus diesem Epos, wie aus jenem des Mahabharata, begegnet man häufig. Ich werde später eine der berühmtesten Episoden des Mahabharata erzählen, kann

mir aber nicht versagen, schon hier einige seiner Verse einzufügen:

In königslosem Land geschieht
Was sündlich ist ohn' Unterlaß.
Das Böse lockt die Menschen stets,
Die Strafe nur hält sie zurück.
Der König straft die Sünd' allein,
Bringt Furcht und Frieden in die Welt;
Nicht ohne Furcht übt man die Pflicht
Und bringt kein Opfer ohne Furcht.
Drum ruht im Könige die Pflicht
Und in der Pflicht die Seligkeit.

Ja damals, als die starke Gupta-Dynastie (von 300 bis 650 nach Chr.) über ein Reich regierte, das an Größe fast jenem Asokas und dem späteren der Mogul-Herrscher entsprach, war Nordindiens glücklichste Zeit. Sie endete, als die weißen Hunnen das Reich zerschlugen, das in eine Menge machtloser Staatengebilde sich auflöste, die eine leichte Beute der später andrängenden Mohammedaner wurden. Wie ein Klageruf aus einer Zeit beginnenden Verfalls klingen folgende Verse des Ramayana:

In Ländern, wo kein König herrscht,
Da schlummert wohlbehütet nicht
Bei offnen Türen sorgenlos
Der reiche Hirt und Bauersmann.
Da zieht auf sich'rer Straße nicht
Der weitgereiste Handelsmann
Mit reichen Gütern unbesorgt,
Und selbst der Büßer, der doch nichts

Besitzend nur im Geiste lebt,
Vermeidet königsloses Land.

In Ländern, wo kein König herrscht,
Da hört man nicht der schwirrenden
Geschosse Schall ohn' Unterlaß
Von Bogenschützen, die zur Schlacht
Sich üben, und kein tapfres Heer
Hält Feinde von der Grenze fern.
Wie Herden ohne Hirten sind,
So ohne König ist ein Reich.

In Ländern, wo kein König herrscht,
Hat niemand, was ihm eigen sei,
Und wie ein Fisch den andern frißt,
Verschlingen da die Menschen sich;
Den Frevler aber, der nichts glaubt
Und jede Schranke frech durchbricht,
Hält doch des Königs Strafgewalt
Mit Züchtigung vom Frevel ab.

Wie für den Leib das Auge stets
Nach allen Seiten sorglich blickt,
So für das Reich der Männerfürst,
Der Tugend Wurzel und des Rechtes.
In blinde Finsternis verhüllt,
Wüst und verworren ist die Welt
Wenn nicht ein König Ordnung hält
Und zeigt, was Recht und Unrecht sei.

In den Götter- und Heldensagen tritt deutlich das hohe Ansehen zutage, dessen sich als Diener der Götter die Brahmanen erfreuten. Einen Brahmanen zu beleidigen, galt

als schweres Vergehen, das die Strafe der Himmlischen sicher auf sich zog. Die höchste Stufe der Heiligkeit, die ein Brahmane, abgesehen von der sagenhaften eines Rischi, durch Meditation oder Werke der Buße zu erreichen vermag, ist die eines Sanyassi, „eines Erlösten“. Nicht alle Asketen sind indessen Brahmanen. Sie werden gemeinhin Yoghis genannt, die sich (geistig) „Vertiefenden“, und sind in 12 Pants oder Orden geschieden, solche, die sich vorwiegend religiösen und philosophischen Betrachtungen ergeben, andere, die zur Abtötung des Fleisches sich den ärgsten Selbstpeinigungen unterziehen, und endlich solche, die wie die Yoghis des Aghorpants bettelnd im Lande herumziehen, verwahrloste, schmutzige Gesellen, welche gleich den Zynikern der alten Griechen eine völlige Verachtung alles Irdischen an den Tag legen und zu deren Bekundung menschliche Hirnschalen als Trinkgefäße benutzen. Fast alle Yoghis sind Verehrer Schiwas, als dessen Söhne sie sich bezeichnen. Über ihre Bußübungen und Kasteiungen werde ich an anderer Stelle berichten.

Die Kaste der Brahmanen war die oberste der vier ursprünglichen Kasten; der zweiten gehörten die Kschattryas an, die Leute vom „fürstlichen Stamm“, oder die Krieger, der dritten die Waisyas oder Bauern. Diese drei oberen Kasten trugen als Abzeichen die sogenannte, heute nur noch von der obersten Kaste getragene Brahmanenschnur über die linke Schulter und unter dem rechten Arme geschlungen. Die vierte, unterste Kaste, war jene der Sudras, die aus unterworfenen Völkern hervorging. Wie die Hindureligion in eine Menge friedlich nebeneinander bestehender Sekten und Untersekten sich teilte, so spalteten sich die Kasten in

unzählige Unterkasten, wobei sich die wunderlichsten Verhältnisse ergaben. So werden jene Brahmanen, welche die Tempelbilder zu bedienen und die Tempel zu reinigen haben, schon in sehr alter Zeit den Dieben und unehrlichen Leuten gleichgestellt und noch jetzt behandeln die Panditen, die Schriftgelehrten unter den Brahmanen, sie mit offensichtlicher Geringschätzung.

Die Ausübung der priesterlichen Funktion ist ausschließliches Vorrecht der Brahmanen, gleichwohl verdienen sich jetzt viele von ihnen ihren Unterhalt als Ackerbauern, Handwerker, Kaufleute oder Soldaten. Ebenso verhält es sich hinsichtlich der Kaste der Radschputen, die sich als die Nachfolger der alten Kschattryas betrachten. Entscheidend für die schon in früherer Zeit namentlich bei der niedersten Kaste der Sudras entstandene Spaltung in viele Unterkasten, war die Verschiedenheit des Berufes, da sich der einmal ergriffene Beruf gewöhnlich vom Vater auf den Sohn oder wenigstens einen der Söhne weiter vererbte. So wird in der Regel der Sohn eines Angehörigen der Banya-Kaste gleich seinem Vater ein Kaufmann. Maßgebend ist jedoch wenigstens bei den oberen Kasten für die soziale Bewertung des einzelnen nicht sowohl der von ihm ausgeübte Beruf als vielmehr seine Abstammung. Die hellfarbigen brahmanischen Priester des Nordens werden ihre südindischen Berufsgenossen nie als ebenbürtig anerkennen, wenngleich diese einige Tropfen arischen Blutes in ihren Adern führen mögen, da ihre Hautfarbe lichter ist als jene ihrer sonstigen Landsleute, was allerdings auch davon herrühren könnte, daß nur die wenigsten dieser Brahmanen Feldarbeiten verrichten. Ähnlich verhält es sich hinsichtlich der Radsch-

puten, die in viele Stämme und Unterkasten geschieden, über ganz Nordindien verteilt sind, in Radschputana aber, dem Radschputenlande, im wahrsten Sinne des Wortes ihre indoarische Eigenart sich am reinsten erhalten haben. Die dortigen Radschputen erkennen keineswegs jene Bengalens als vollwertig an und verweigern überhaupt allen andern Radschputen die Anerkennung der Ebenbürtigkeit, wenn diese nicht eine gemeinsame Abstammung mit Beweisen genügend zu erhärten vermögen. Als Beleg hiefür ein Vorfall, der im vergangenen Jahre sich zutrug. Der Maharadscha von Kaschmir aus dem Stamme der in Dschamu ansässigen Dogra-Radschputen, die von den im Gebiete von Dschaipur in Radschputana seßhaften Kathiawar-Radschputen abzustammen behaupten, frug, um die Anerkennung seiner Ebenbürtigkeit zu erwirken, den Fürsten eines der kleinsten Radschputenstaaten, ob er mit ihm speisen dürfe. Dieser aber zog sich mit diplomatischer Gewandtheit aus der Schlinge, indem er erwiderte, die Gewährung der Bitte würde bei dem geringen Ansehen, das er selbst genieße, dem Maharadscha nichts helfen; er möge lieber an den Maharadscha von Dschaipur, einen der angesehensten Radschputenfürsten sich wenden, denn wenn der Maharadscha von Dschaipur der gestellten Bitte stattgeben würde, seien alle Zweifel in der Ebenbürdigkeitsfrage als gelöst zu betrachten. Als daraufhin der Maharadscha von Kaschmir jenem von Dschaipur seine Bitte vortrug, erfuhr er eine deutliche Abweisung, obwohl der Maharadscha von Dschaipur gelegentlich mit seinen Stallknechten speist, insoferne sie von seiner eigenen Kaste und daher ihm ebenbürtig.

Die Zahl der gegenwärtig bestehenden Kasten und Unterkasten vermag man nur annähernd zu schätzen. Bei den südindischen Drawidavölkern allein zählen sie nach hunderten. Jede dieser Kasten und Unterkasten ist von der andern durch eine Reihe von Vorschriften geschieden, insbesondere sind Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Kasten verpönt. Ein Angehöriger einer höheren Kaste geht dieser verlustig, wenn ein Mann einer niederen Kaste ihn durch seine Berührung verunreinigt, und er kann seiner Kaste erst nach kostspieligen Sühnezeremonien wieder teilhaftig werden. Auch darf er von einer Speise nicht essen, die ein Angehöriger einer niederen Kaste zubereitet oder berührt hat. Umgekehrt ist es den Leuten der niederen Kaste gestattet, von Angehörigen der höheren Kasten gekochte Speisen zu genießen.

Außer der Brahmanenschnur gibt es noch eine Menge anderer Kastenabzeichen. Man kann einzelne Kasten an der Haar- oder Barttracht, der Art ihrer Kopfbedeckung und ihres Kleiderschnittes erkennen, sowie an der Art, in der sie sich die Stirne oder Schläfen mit dem Abzeichen der von ihnen besonders verehrten Götter bemalen. Hiezu treten noch geheime, nur den Eingeweihten bekannte Erkennungszeichen.

Der Kastenzwang ist ein überaus strenger und die Ausstoßung aus einer Kaste von den verhängnisvollsten Folgen für den hievon Betroffenen, da die Kunde des Vorfalles sämtliche Kastengenossen ereilt. Die kastenlosen Hindus lassen sich in zwei Klassen einteilen, jene, die ihre Kaste verloren haben, und solche, die nie einer Kaste angehörten wie die Parias Südindiens, welche ihrer ganzen körper-

lichen Erscheinung nach, die dem Neger oder richtiger dem Papua-Typus sich nähert, als Reste einer vordrawidischen Urbevölkerung aufzufassen sind. Als Reste einer unterworfenen Rasse sind ferner die ebenfalls kastenlosen Domras zu erachten, die wegen der von ihnen ausgeübten, als verunreinigend geltenden Berufe verachtet sind und den „unehrlichen Leuten“ unseres Mittelalters entsprechen. Zu den verachteten Berufen gehören jene der Wollenweber und Gerber, der Unratkehrer, Leichenbestatter, Schinder und Henker. Den Kastenlosen ist es verwehrt, mit anderen zusammen in Städten und Dörfern zu wohnen oder Tempel zu betreten. Auch haben sie auszuweichen, wenn sie Höherstehenden begegnen, um diese nicht durch Berührung zu beflecken.

Die Kastenvorurteile erschweren den Übertritt zum Islam und Christentum. Die meisten Konvertiten sind kastenlose Leute, die durch ihren Übertritt sich eine bessere soziale Stellung zu erringen hoffen. „Wir Christen“, so sagte bezeichnenderweise der aus dem französischen Pondischerry stammende Diener, der mich auf meiner Reise durch Südindien begleitete, „sind alle Parias.“ Durch ihn erfuhr ich auch, daß es einen eigenen christlichen Hosenschnitt gebe; denn er wies das ihm gelieferte Beinkleid mit Entrüstung zurück, da es nach Hinduart geschnitten sei.

Kein Europäer sollte vergessen, daß er als kastenlos von den Hindus als unreines Wesen betrachtet wird, wenn sie ihm auch mit hündischer Unterwürfigkeit begegnen. Zur persönlichen Bedienung sich einen Hindu zu erwählen, es sei denn aus den alleruntersten Kreisen, ist wegen der vielen Kastenvorurteile, die diese Leute hegen, ein Beginnen, das

oft zu unangenehmen Weiterungen Anlaß gibt. So weiß ich einen Fall, daß ein Europäer einem schlummernden Diener ein Glas Wasser über den Kopf schüttete, was zur Folge hatte, daß dieser seiner Kaste verlustig ging, in die ihn sein Herr um ein erkleckliches Sühnegeld wieder einkaufen mußte. Freilich hatten Zeugen den Vorgang beobachtet. Sind keine Zeugen vorhanden, kann ein Herr seinen Diener ruhig verprügeln, falls dieser sich einer unverschämten Dieberei schuldig gemacht haben sollte.

Seit den Ereignissen des Jahres 1857 hüten sich die Engländer vor allen Eingriffen und Maßnahmen, die irgendwie gegen das religiöse oder Kastenempfinden der Hindus verstoßen könnten, denn der damalige Aufstand wurde letzten Endes durch einige geringfügige Verordnungen veranlaßt, welche die Gefühle der eingeborenen Soldaten verletzten. Nur in Fällen, die zu unseren humanitären und moralischen Begriffen in allzu krassem Widerspruch stehen, schreiten sie ein. So unterdrücken sie beispielsweise die Unsitte der Sattis oder Witwenverbrennungen.

Aus der brahmanischen Religion entwickelten sich durch die Ausgestaltung schon bestehender philosophischer Systeme zwei weitere selbständige Religionen: Im 6. Jahrhundert v. Chr. der Dschainismus, der gegenwärtig sechs Millionen Anhänger zählt und wenig später, der ihm engverwandte Buddhismus.

Als Stifter der Dschaina-Religion gilt Bardhamana Mahawira, als Stifter des Buddhismus Gautama Buddha. Schon der Name Bardhamana ist auffallend, auffallender aber, daß die Trisula sowohl ein Abzeichen Mahawiras ist wie Buddhas. Als Abzeichen Buddhas erscheint sie in den

ältesten Darstellungen über der Sonnenscheibe, und zwar mit hornartig gegabelten Enden. Zwischen diesen, welche die Mondsichel veranschaulichen sollen, einige kleinere und ein größerer Zacken, offenbar Sonnenstrahlen. Über der Trisula zuweilen eine sie beschattende Kobra, und unter der Sonnenscheibe die Abbildung eines Fußstapfens, alles Embleme Wischnus, dessen Fußstapfen an manchen Orten gezeigt und verehrt wurden. — Buddha sowohl wie Mahawira sind sonach als Inkarnationen Wischnus zu betrachten; hiefür spricht auch die Sage von ihrer Geburt aus dem Schoße jungfräulicher Mütter, sowie die Tatsache, daß Buddha schon im dritten vorchristlichen Jahrhundert von den Anhängern der buddhistischen Lehre als Inkarnation eines obersten Gottes bezeichnet und von den Wischnuiten ausdrücklich als solche Wischnus anerkannt wurde. Mag man vielleicht mit Recht die Gestalten Mahawiras wie Buddhas als verschwommene Neubelebung des alten Gottesbegriffes und als dogmatische Vorstellung auffassen, ist doch die Möglichkeit nicht ganz von der Hand zu weisen, daß ihnen Persönlichkeiten zugrunde liegen, die durch ihre Lehrtätigkeit den Anlaß gaben zur Entstehung neuer Dogmen.

Zunächst einiges über die Mythologie und Religion der Dschainas, der „Sieger" (über die Lüste). Bardhamana mit dem posthumen Beinamen Mahawira, „der große Held", beschließt die Reihe der 23., ihm in diesem Weltalter vorangegangenen Tirthakaras, der „Furtfinder". Das Ideal der Dschainareligion ist ein auf die äußerste Spitze getriebener Quietismus. Ihre Heiligen kümmern sich daher um die Vorgänge auf der Erde nicht mehr, sowie sie den Himmel

erreicht haben. Den Weg hiezu öffnet strengste Askese. Der strengere der beiden asketischen Orden der Dschainas ist jener der Digambaras, der „nur mit Luft Umkleideten“, die nackt gehen und zuweilen im langsamen Hungertode die Erlösung suchen. Eine solche Handlungsweise steht in seltsamem Widerspruche zu der bei den Dschainas gültigen Lehre, daß das Leben das heiligste Prinzip der als beseelt gedachten Natür sei, eine Lehre, die sich am auffälligsten offenbart in der ängstlichen Besorgnis, nicht Schuld zu tragen am Tode irgend eines Lebewesens. Ich begegnete in Agra einem Asketen des milderen Ordens der Swetambaras, der „weiß Gekleideten“, der in ein weißes Gewand gehüllt, den kahlgeschorenen Kopf den Sonnenstrahlen preisgab. Er hatte sich einen Tuchlappen um den Mund gebunden, um nicht beim Atemholen eine Fliege zu schlukken, und kehrte mit einem Wedel den Weg, um kein Insekt zu zertreten. — In Benares im Anant-Bagh, einem Garten des dortigen Maharadschas, machte ich die Bekanntschaft eines Mitgliedes des Digambara-Ordens, des Sanyassi Sri-Swami Bhaskaramandadschi, eines 65jährigen Mannes von auffallend heller Hautfarbe und scharfen, aber nicht unsympatischen Gesichtszügen, der von seinen Anhängern als lebende Inkarnation Mahawiras betrachtet wird. Ich staunte, wie freundlich er mich empfing, und vor allem darüber, daß er — entgegen den Gepflogenheiten der Hindus — die Hand zum Gruße mir reichte. Er gilt als gründlicher Kenner der Sanskritsprache und der altindischen Philosophie. „So tief auch ein Mensch in die Geheimnisse der Natur eingedrungen sein mag, muß er sich dennoch gestehen, daß er über die Oberfläche der Dinge niemals hinaus kann“; diese



Der Heilige
Shri Swami Bhas Karanandaji Saraswati
vor seinem Hause in Benares (Seite 57)



Dem über der erlegten weiblichen Antilope
liegenden Chittar wird die Blendkappe aufgesetzt
Im Hintergrunde der Ochsenwagen (Seite 127)

Dies der Grund, warum man gerade in Radschputana besonders prächtigen Dschainabauten begegnet.

Eine unvergleichlich größere Bedeutung wie der Dschainismus gewann der tolerante Buddhismus. Über seinen angeblichen Begründer Gautama-Schakyamuni, den „Büßer aus dem Schakya-Stamme“, wird berichtet, daß er im jetzt nepalesischen Tarai zu Kapilawastu das Licht der Welt erblickte und aus adeligem Geschlecht war. Nach sechs Jahren eifriger Buße soll er im Jahre 545 v. Chr. zu Gaya in Bengalen unter einem Bodhi-Baume die volle Erleuchtung erlangt haben, seit welcher Zeit er Buddha, das ist „der Erleuchtete“, benannt wurde. Die Hauptstätte seiner Wirksamkeit war zu Radschagriha (jetzt Radschgir im Behar), der Hauptstadt des Landes Maghada, das sein Verehrer Bimbisara beherrschte. Die durch Urkunden beglaubigte indische Geschichte beginnt mit einem späteren König des gleichen Landes Tschandra-Gupta, dem Gründer der Mauriya-Dynastie, welche den Seleukos Nikator besiegte und aus dem Pandschab vertrieb. Nach und nach eroberte er das ganze nördliche Indien, das bis dahin aus einer Reihe kleiner Fürstentümer bestand, und dehnte sein Reich vom Himalaya- bis zum Windhya-Gebirge aus und von den Grenzen des heutigen Afghanistan bis zum Bengalischen Busen. Er starb 291 v. Chr. Sein Enkel Asoka 263—226 v. Chr., dessen Hauptstadt Pataliputra war, das heutige Patna, mehrte das Reich, indem er den größten Teil Südindiens sich botmäßig machte. Er wird mit Recht der Konstantin des Buddhismus genannt, den er auf dem dritten im Jahre 249 einberufenen Konzil zur Staatsreligion erhob und dessen Ausbreitung er in jeder Hinsicht för-

derte; entsandte er doch seinen eigenen zum Mönche gewordenen Sohn Mahindra als Missionar an den Hof des Königs von Ceylon. Berühmt sind seine teils auf Säulen geschriebenen, teils in den Felsen gemeißelten Edikte, erstaunlich besonders insoferne, als sie von einer sorgfältig geordneten Verwaltung und einem seltenen sozialen Weitblick zeugen. Der Name Asoka, „Sorgenfrei“, den sich der König nach seiner Bekehrung zum Buddhismus beilegte, paßte trefflich für einen überzeugten Jünger Buddhas, da die Erreichung eines Zustandes, der über allen Schmerz und Kummer erhaben, das Ideal des buddhistischen Lebens. Die Lehren, die Gautama Buddha in den Mund gelegt werden und die angeblich am 61. Tage nach seinem Tode im Jahre 477 seine 500 Schüler auf einem Konzil zu Radschagriha festgelegt haben sollen, bestanden im wesentlichen aus einfachen Moralgrundsätzen, welche jenen des Christentums im allgemeinen entsprechen. Sie wurden auf verschiedenen Konzilen zu einem Systeme ergänzt, das die Ergebnisse älterer methaphysischer Spekulation sich aneignete und das den Gedanken der Seelenwanderung beibehielt, der jedoch dahin modifiziert wurde, daß es besonders Erleuchteten möglich sein sollte, sich dem Kreislauf der Dinge zu entziehen durch das Eingehen in das Nirvana, das Nichts, den Zustand völliger Ruhe. Mit dem Dschainaglauben hatte der buddhistische die gleiche stoisch quietistische Stimmung gemein, er legte jedoch weniger Gewicht auf Werke der Buße als auf solche der Nächstenliebe. Wie die Dschainagläubigen 23 Vorläufer Mahawiras kennen, so kannten die Buddhisten schon zu Asokas Zeiten 24 frühere Buddhas. Läßt sich auch nicht leugnen, daß in

manchen buddhistischen Schriften ein Zurückgreifen auf monistische und im Grunde nahezu atheistische Ideen älterer Philosophenschulen zu erkennen ist und in ihnen eine Gottheit nicht eigens erwähnt wird, wäre es doch verfehlt, dem Buddhismus als solchen eine atheistische Tendenz unterzuschieben. Im Gegenteil: Nicht nur die Entstehung der Buddhagestalt widerlegt dies, sondern auch der ganze Legendenkreis, der an die Person Buddhas sich knüpfte und der in der Lalita-Wistara, einer Dichtung des ersten vorchristlichen Jahrhunderts, welche Buddhas Leben und seine Wunder schildert, ausführlich behandelt ist. In dieser wird auch der schon in der brahmanischen Lehre enthaltene Gedanke, daß die Weltlust die Wurzel alles Übels sei und nur völlige Entsagung von ihr der Seele Befreiung bringe, poetisch ausgestaltet, indem an Stelle der Lüste der Dämon Mara mit der Schar seiner Genossen tritt, der den in einsamer Zurückgezogenheit weilenden Gautama aus seinen Betrachtungen zu reißen und zu versuchen bestrebt ist.

Was dem Buddhismus zu einem schnellen Erfolge verhalf, war seine wichtigste Kulturtat, die Beseitigung des Kastenwesens. Charakteristisch für ihn ist der Agnostizismus und die den anderen Religionen gegenüber geübte Toleranz. Es begünstigte diese seine Entwicklung auf dem Wege der freien Spekulation, seine Verbreitung aber auch seine allmähliche Durchsetzung mit ihm wesensfremden Gedanken. Bereits um das Jahr 10 v. Chr. erfolgte eine Spaltung der buddhistischen Doktrin in jene des Hinayana und Mahayana, des „kleinen“ und „großen Fahrzeugs“, von denen die zweite vom indoskythischen Fürsten Kanischka begünstigt auf dem von dem Mönche Acvaghosa ge-

leiteten vierten buddhistischen Konzil von Kaschmir siegte, immer mehr an Bedeutung gewann und schließlich seit dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert zu einem überaus komplizierten Systeme sich entwickelte. Dieses ist relativ am folgerichtigsten durchdacht in der nepalesischen Schule. Von ihr wurde ein Adhi-Buddha, ein höchster Buddha konstruiert, der von einem zu vielen zu werden wünschte, worauf fünf transzendentale Dhyani-Buddhas entstanden (Dhyani gleich Meditation), von denen jeder zu seiner Zeit sich einen Bodhisatwa, ein „Weisheitswesen", erschuf, das tätigen Anteil nimmt an der Leitung der Welt, um sich dann in einen in Menschengestalt inkarnierten Buddha zu verwandeln, einen Manuschi-Buddha. Andere Schulen wissen zwar nichts von einem Adhi-Buddha, lassen aber gleichfalls einen monotheistischen Gedanken erkennen, indem sie als Erscheinung des obersten Gottes im jetzigen Zeitalter dessen Dhyani-Buddha Amitabha erklären, der zugleich der geistige Reflex des Manuschi-Buddhas Gautama Schakyamunis ist. Die Amitabha zuerkannten Eigenschaften und Symbole verraten deutlich seine Herkunft von dem alten Lichtgotte Waruna-Wischnu.

Die Namen der einzelnen Dhyani-Buddhas, Bodhisatwas und Manuschi-Buddhas, sind teils Beinamen von Göttern der alten brahmanischen Mythologie, teils freigebildete Namen, die göttliche Eigenschaften zum Ausdruck bringen. Das aus diesen Gestalten gebildete Pantheon wurde bereichert durch die Aufnahme einer Anzahl von Hindu-Göttern, die als Manifestationen bestimmter göttlicher Kräfte gedeutet wurden. Der Niedergang der nordindischen buddhistischen Gupta-Dynastie um die Mitte des siebten nach-

christlichen Jahrhunderts war ein schwerer Schlag für die von den Brahmanen nun heftig bekämpfte buddhistische Kirche, deren Untergang das 8. Jahrhundert besiegelte. Seit dieser Zeit ist im eigentlichen Indien der Buddhismus völlig erloschen. Er erhielt sich dagegen in Hinterindien, wo die Hinayana-Doktrin die herrschende blieb, die sich von dort nach Ceylon verbreitete. In Java, das im fünften nachchristlichen Jahrhundert durch Missionare aus Kaschmir der Mahayana-Lehre gewonnen wurde, erlitt diese das gleiche Schicksal wie im nördlichen Indien; dafür lebt sie in den von mongolischen Völkern bewohnten Gebieten des Himalaya weiter, sowie in China, wo sie seit dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert weite Verbreitung fand und von wo aus sie sich die übrigen Länder Ostasiens eroberte. Auf den tibetanischen Buddhismus, den sogenannten Lamaismus, werde ich an anderer Stelle zu sprechen kommen.

Nicht nur nach dem Norden, Süden und Osten hatten sich die buddhistischen Missionsbestrebungen gerichtet, sondern auch nach dem Westen, wo ihnen freilich ein Erfolg versagt blieb. Wir wissen, daß Asoka mit Antiochos Theós von Syrien einen Vertrag schloß und daß er Missionare nach Yonalaka oder Baktrien sandte, ebenso wissen wir, daß auch späterhin buddhistische Sendboten an die Höfe hellenischer Fürsten gelangten. 19 v. Chr. empfing Kaiser Augustus auf der Insel Samos eine indische Gesandtschaft. Hierüber berichtet uns Dio und Strabo erzählt, daß von dem indischen Könige ein gewisser Zarmanos zu Augustus geschickt worden sei und sich später zu Athen auf einem Scheiterhaufen verbrannt habe. Der Name Zarmanos ist nun sicher eine Umbildung des indischen

Wortes Sramana, das der „Enthaltsame“ bedeutet und ein Ehrentitel der buddhistischen Mönche war, die Nachricht aber von dem Tode des Sramana ist wohl auf ein Mißverständnis Strabos zurückzuführen und dahin zu deuten, daß die Begleiter des Sramana dessen Leichnam nach indischer Sitte verbrannten. Auch zu Zeiten des Kaisers Claudius kam eine indische Gesandtschaft nach dem römischen Reiche, scheinbar die letzte. Anklänge an buddhistische Lehren lassen sich erst in den Schriften des Gnostikers Basilides feststellen, der unter der Regierung des Kaisers Hadrian lebte.

Die Sanskritsprache, die Sprache der brahmanischen Priester und Gelehrten, die jetzt nur noch von den wenigsten Brahmanen verstanden wird, war vermutlich, da Sanskrit in wörtlicher Übersetzung „zurechtgemacht“ lautet, aus den mittelindischen Prakrit- oder „Vulgär“-Dialekten herausgeschält worden. Jedenfalls war sie bereits zu Asokas Zeiten eine tote Sprache. Infolgedessen sind die heiligen Schriften der Buddhisten nicht in ihr verfaßt, sondern in einer ihr verwandten, aus dem Westen Indiens stammenden Sprache, dem Pali.

Es erübrigt nur mehr der Schik-Religion zu gedenken, die im Pandschab lokalisiert blieb. Sie verdankte ihre Entstehung einer freiheitlichen Reaktion gegenüber der unerträglich gewordenen Anmassung der Brahmanen. Ihr Gründer Nanak beseitigte die Kastenunterschiede und verwarf den Bilderdienst. Vor seinem 1538 erfolgten Tode ernannte er einen gewissen Angad zu seinem Nachfolger als Guru oder „Lehrer“, dem er die Leitung der Gemeinde der Schiks oder „Schüler“ übertrug. Die heiligen Schriften der Granths, die von ihm und den späteren Gurus auf wisch-

nuitischer Grundlage verfaßt wurden, enthalten moralphilosophische Abhandlungen. Nanaks Versuch, eine Verschmelzung des Islams mit seinem Religionssysteme herbeizuführen, mißlang. Es kam zu Streitigkeiten mit den Mohammedanern und zu Bedrückungen durch die von den Brahmanen aufgestachelten Mogul-Kaiser. Diese Bedrückungen veranlaßten die Schiks, sich unter der Führung des Guru Gowindh (1675—1706), der den Granths eine göttliche Eigenschaft beilegte, sich zu einem gemeinsamen Widerstand zusammenzuschließen. Da nach seinem Tode kein weiterer Guru ihm folgte, zerfiel der kaum geschaffene Staat in zwölf einzelne Bündnisse, die Misls, die nach mannigfachen Kämpfen untereinander wie gegen die Mohammedaner sich und unter der Führung Ranschit Singhs 1823 zu einem Gesamtbunde vereinigten und eine Zeitlang die Herrschaft über den größten Teil des Pandschabs erlangten.

Von den in Indien vertretenen Religionen nicht indischen Ursprungs ist die älteste die Zendawesta-Religion des Zarathustra. Zu ihr bekennen sich die Parsi, Nachkommen jener Perser, die im 8. Jahrhundert vor den Verfolgungen der Mohammedaner nach der Halbinsel Gudscherat auswanderten. Aus Gudscherat wurden die Parsi im 10. Jahrhundert durch den Sultan Mohammed von Achmedabad vertrieben. Sie leben seitdem in einer Zahl von etwa 100000 Köpfen über ganz Indien verstreut. Ihrer geringen Zahl ungeachtet ist ihr Einfluß nicht zu unterschätzen, denn sie sind ebenso fleißig wie intelligent. Die meisten von ihnen betätigen sich als Kaufleute oder Bankiers und manche haben es zu großem Reichtum gebracht. Auch besuchen sehr viele Parsis die staatlichen Hoch-



Calcutta: 150jähriger Banianenbaum im botanischen Garten (Seite 67)



Benares: Sindhia-Ghat / Links in den Bäumen das Nepali Kharpa
(Seite 77)

schulen, um als Ärzte, Richter oder Advokaten Verwendung zu finden.

Zum Islam, der von türkischen und afghanischen Eroberern importiert wurde und demgemäß in seinen beiden Richtungen, der sunnitischen und der schiitischen, vertreten ist, der schiitischen hauptsächlich im äußersten Nordwesten, bekennt sich rund ein Drittel der Bevölkerung Vorderindiens.

Unter den eingeborenen Christen nehmen die Leute aus der portugiesischen Kolonie Goa eine Sonderstellung ein. Sie sind von dunklerer Hautfarbe wie ihre mahratischen Nachbarn an der Westküste, sprechen portugiesisch und führen stolzklingende portugiesische Adelsnamen, die vermutlich von jenen der Taufpaten ihrer Vorfahren herrühren. Man begegnet ihnen allenthalben in Britisch-Indien in englischen Häusern wie in den Häusern reicher Eingeborener als Haushofmeistern oder Köchen, und sie sind auf dem besten Wege, sich zu einer Kaste zu entwickeln.

Ganz im Süden finden sich einige uralte Kolonien nestorianischer Christen.

Wenn die Anhänger der verschiedenen Religionen des indischen Reiches friedlich nebeneinander leben, ist dies einzig der britischen Herrschaft zu verdanken. Die Gegensätze zwischen den Hindus, Schiks und Mohammedanern sind denkbarst scharf und es beruht auf ihnen nicht zum mindesten die Machtstellung der britischen Herrschaft.

In Bengalen

Meine Ankunft in Kalkutta erfolgte auf der Wasserstraße des Hugli. Bei seiner Mündung in den Bengalischen Busen ist die Breite dieses Stromes eine derartige, daß man seine Ufer nicht wahrnimmt. Allmählich werden Sandbänke sichtbar und dann dichte Dschungeln. Schilfmassen sind ihren Rändern vorgelagert und über ihr Bambusdickicht ragen da und dort Palmen empor. Nirgends menschliche Siedelungen wegen der Moskitoplage und der mit ihr verbundenen Fiebergefahr. In großen Abständen folgen sich am Ufer einzelne Rettungshäuser, bestimmt, verunglückten Schiffern so lange Unterkunft und Verpflegung zu gewähren, bis Hilfe sich naht. Die Befahrung des Hugli ist nämlich wegen des stets wechselnden Treibsandes und der vielen Untiefen für größere Schiffe nicht ohne Bedenken. Es ist nötig, ständig zu loten und infolgedessen langsam zu fahren. Die Schwierigkeiten steigern sich, je mehr sich das Flußbett verengt, dessen Schlangenwindungen der Kurs sich anpassen muß.

In Diamond-harbour, einem kleinen Umlegeplatz, mündet in den Hugli ein Verbindungskanal zum Brahmaputra, auf dem Teefrachten aus Assam talwärts gefördert werden. Hinter Diamond-harbour enden die Dschungeln. Es weicht der Bambus der Palme. In den Waldlichtungen Reisfelder, auf den Weiden hellfarbige Rinder. Braune Hütten reihen sich zu Ortschaften dem Ufer entlang. Reger Verkehr auf dem Flusse. Zahlreiche Fischernachen und bauchige Kähne

beladen mit Brennholz, Ziegeln und irdenen Töpfen. Unter Sonnendächern aus Reisstroh bedienen gebräunte Gestalten die langen Ruder.

In vielen Reihen liegen Dampfer vor dem Quai von Kalkutta. Trotz des Menschengewühls am Ufer vollzieht sich die Arbeit nahezu lautlos. Nur der schrille Ton der Dampfpfeifen unterbricht zuweilen die Stille.

Von den Häusern des Europäerviertels gleicht eines dem andern, alle häßlich und nüchtern. Nicht minder nüchtern sind die im trockensten Empirestile errichteten Regierungsgebäude, häßlich geradezu die Denkmäler auf dem Maidan, dem größten Platze der Stadt, einer verdorrten Wiesenfläche. Das Fort William endlich besitzt nur historische Bedeutung. Es ist so erhalten geblieben, wie es zu Clives Zeiten war, und mit alten Vorderladerkanonen armiert, die den Eingeborenen immer noch Schrecken einflößen.

Schön ist der botanische Garten. Von Baum zu Baum schlingen sich Lianen und aus halb vermoderten Stämmen sprießen Orchideen hervor und zierliche Farren. Einen Hain für sich bildet ein 125jähriger Bananenbaum mit über 300 Luftwurzeln, die allmählich zu Tochterbäumen sich entwickelten und nun im weiten Umkreise den mütterlichen Stamm umringen. Eichhörnchen jagen sich im Gezweige, in den Baumkronen nisten Tauben und auf den Wiesen bewegen sich die Staren ungeniert zwischen den Spaziergängern, wissend, daß sie nichts Übles zu gewärtigen haben. Unverschämt geradezu benehmen sich die Dohlen: Sie stehlen die besten Bissen aus den Schüsseln der Gartenarbeiter.

Der belebteste Punkt der Stadt ist die Huglibrücke. Hunderte von Leuten steigen dort ständig zum Flusse hernieder, um zu baden. Nach dem Bade lassen sie sich in den benachbarten Hallen von halbnackten Barbieren rasieren und kneten. Nebenan werden in einem Hofraume Leichen verbrannt. Davor ein Platz mit geheiligten Bäumen, die mit vielen Flaggen behängt sind und mit Glocken, die man beim Gebete in Schwingung versetzt. Auffallend ist, wie wenig Tempel in Kalkutta und überhaupt in Bengalen zu sehen sind; der wichtigste der hiesigen Tempel, jener von Kali-Ghat, liegt mehrere englische Meilen außerhalb der eigentlichen Stadt. Am Tage vor meiner Ankunft bewegte sich nach ihm eine lange Prozession von Pilgern, die sich bei jedem Schritte unter wüstem Geschrei in den Staub warfen, um so den Weg mit dem eigenen Körper zu messen. Draußen im Heiligtume habe alles von Blut getrieft, versicherte mir ein Augenzeuge, da man Hunderten von Opferziegen die Hälse durchschnitt.

Die Eingeborenenstadt von Kalkutta erstreckt sich über eine außerordentliche Fläche, sind doch fast alle ihre Häuser einstöckig, in den äußeren Vierteln trifft man sogar Bambushütten, deren Ritzen mit Lehm verschmiert sind und deren schräge Strohdächer nahezu bis zum Boden herabreichen. Bei jeder Hütte ein Kuhstall.

Dank den vielen Strömen, die das Alluvialland Bengalens durchziehen, ist es viel üppiger und von einem viel tropischeren Charakter wie die übrigen Gegenden des nördlichen Indiens. Zur Zeit meines in den Dezember fallenden Aufenthalts herrschte jeden Morgen dichter Nebel. Erst um neun Uhr begann sich die Luft zu erhitzen, dann

aber setzte sehr schnell eine drückende Schwüle ein, die bei dem hohen Wassergehalte der Luft erschlaffend wirkte.

Die Felder waren abgeerntet und die Bauern bereits wieder mit der Arbeit des Pflügens sowie damit beschäftigt, von den Stauweihern Rinnen zu den Äckern zu leiten. Die Felder liegen oft weit von den Dörfern entfernt, doch sind richtige Dörfer selten. Meist bestehen die Siedelungen aus mehreren Häusern ein und derselben Familie und sind nebst dem gemeinschaftlichen Futterstadel und Bananengarten von einem Zaune umschlossen. Das wesentliche eines bengalischen Hauses ist sein Bambusgerüst. Schichten von Reisstroh dienen als Belag des gewölbten Dachstuhls und Matten aus Palmbast als Wände. Viele Siedelungen liegen in den Rodungen der für Bengalen so charakteristischen Bambusdschungeln. In diesen Rodungen gedeihen nämlich die Toddypalmen am besten, aus denen der Palmsirup gewonnen wird. Abseits der Pfade ist es unmöglich, durch eine Bambusdschungel zu dringen. Die stachlichten Stämme stehen dicht aneinander gedrängt, und die geringen Zwischenräume sind durch Zwergpalmen und das Gestricke der Lianen gesperrt.

Unter den Dschungelbewohnern gibt es Stämme, die zu jenen der indischen Urbevölkerung, den sogenannten Kolariern, gerechnet werden, Leute mit stark entwickelter Muskulatur, blauschwarzer Hautfarbe und einer sehr häßlichen Gesichtsbildung. Ein Engländer sagte zu mir, indem er auf einen dieser Leute hindeutete: „Entweder ist der da ein Affe, dann bin ich ein Mensch, oder er ist ein Mensch, dann bin ich ein Gott.“

Die richtigen Bengalis sind von viel hellerer Färbung, gelb-braun bis schwarz-braun, wenig muskulös und bestenfalls von mittlerer Größe. So erschreckend magere Gestalten man unter den niederen Ständen gewahrt, so überaus fette sieht man unter den bemittelten Klassen der Baniyas, Babús und Zemindars.

Es ist dies kein Wunder, denn diese Leute naschen den ganzen Tag über Süßigkeiten, wenn sie nicht gerade mit Betelkauen beschäftigt sind. Ihre Gesichtszüge sind an sich nicht übel, jedoch weichlich und verschwommen. Die Stirnen sind nieder, die Nasen leicht gekrümmt, die Augen mandelförmig und groß, die Wangen und Lippen fleischig. Auffallend ist die starke Behaarung der männlichen Körper. Die Männer heiraten gewöhnlich mit 16, die Frauen mit 12 Jahren. Man sieht unter diesen zuweilen hübsche Erscheinungen, doch legen sie sich beim Gehen stark in das Kreuz zurück und haben deshalb einen schlürfenden Gang. Infolge der in zu jugendlichem Alter geschlossenen Ehen welken die indischen Frauen frühzeitig dahin. Kleine Mädchen sind schon Mütter, und mit vollendetem Wachstum beginnen die ersten Alterserscheinungen. Die Hindúfrauen der besseren Stände bekommt man ebensowenig zu sehen wie jene der Mohammedaner. Diese sind vielleicht weniger reinrassig wie die Hindús, von denen man sie sofort an der verschiedenen Tracht ihrer Turbans oder runden Käppchen wegzukennen vermag. Der bengalische Hindú pflegt sein Haar kurz zu scheren und der Sonnenstrahlen ungeachtet barhäuptig zu gehen. Nach Sonnenuntergang bedient er sich jedoch eines Schirmes aus geöltem Stoffe, um sich vor dem starken Taufall zu schützen oder

vor dem gefürchteten Mondlicht, dessen Einwirkung der Volksglaube das Entstehen von Hirnhautentzündungen zuschreibt. Die Garderobe des Bengali ist denkbarst bescheiden. Je nach seinem Vermögen begnügt er sich mit einem schmalen Schamtuch aus dünnem Stoffe oder mit einem breiteren Hüfttuche. Außerdem schlingt er sich einen Shawl lose um den Hals. Wer von der Zivilisation beleckt ist, wird nicht verfehlen, sich eine bis zum Nabel reichende Tuchjacke zu beschaffen oder gar einen langen einreihig geknöpften Leibrock. Nichts komischer wie ein bengalischer Dandy in langen um die Waden schlotternden Seidenstrümpfen und in Lackschuhen. Das gewöhnliche Volk geht barfuß oder, um sich dem Straßenschmutze zu entziehen, auf gestelzten Holzsandalen, die mittelst eines breitköpfigen Holznagels zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden, so daß das Gehen auf ihnen nicht allzu bequem ist. Vornehme Frauen verlassen daher ihr Heim niemals zu Fuß, sondern lassen sich in schwarzlackierten geschlossenen Sänften von vier Kulis befördern, welche die lange Tragstange trippelnden Schrittes auf ihren Schultern balancieren. Die Frauen befestigen ihr Haar in einem Knoten auf dem Hinterkopf und ziehen darüber den weißen Sari, ein Tuch, das den Oberkörper und Rücken bedeckt. Auch die Jacken und Röcke sind aus weißer Leinwand. Die Kinder laufen bis zum zehnten Jahre nackt umher oder nur mit dürftigen Fetzen behangen. Ohrringe werden von beiden Geschlechtern getragen, von den Frauen ein kleines Ringelchen unter der Nasenspitze, von dem eine Perle über dem Mund baumelt, oder ein in den rechten Nasenflügel gefügter Ring, der oft so schwer ist, daß man

ihn zur Entlastung durch ein Band mit dem Ohrgehänge verbindet. Der sonstige Schmuck besteht aus einem emaillierten Metallblättchen, das an die Stirne geklebt wird, aus Armreifen, mit Schellen behängten Fußspangen, Finger- und Zehenringen. Bei jedem Schritt einer indischen Frau ein leicht klirrendes Geräusch. Die Tätowierung der Brust wie der Oberarme ist in Bengalen weniger verbreitet wie in den benachbarten Nordwestprovinzen. — Reis und Milch sind die wichtigsten Nahrungsmittel, die Beigaben des mit Kurry gewürzten Reises getrocknete Fische und Mangofrüchte. Auch werden aus Hirse und Pfeilwurz Speisen bereitet. Bananen sind fast das ganze Jahr über zu haben. Es gibt an dreißig verschiedene Sorten.

Der bengalische Bauer ist in der Regel arm, er ist nicht Eigentümer des von ihm bewirtschafteten Bodens, der dem Staate gehört, dagegen gibt es unter den Zemindars, den Großgrundbesitzern, recht vermögliche Leute. Diese sind meist Mohammedaner und Nachkommen einstiger Beamten des Mogulreiches, denen es 1793 gelang, durch eine für sie vorteilhafte Vereinfachung mit der ostindischen Compagnie freie Eigentümer der von ihnen verwalteten Ländereien zu werden.

Der Bengali ist, wenn auch nicht der intelligenteste, so doch der schlaueste von allen Indern. Sein vorzügliches Gedächtnis und seine pedantische Genauigkeit lassen ihn für den Beruf eines Babus, das ist Schreibers, besonders geeignet erscheinen. Fast in allen anglo-indischen Bureaus trifft man bengalische Babus als Sekretäre oder sonstige Unterbeamte verwendet. Kriechend nach oben, anmaßend nach unten stehen sie im Rufe, rücksichtslose Streber zu



Benares: Manikaranika Gath
Links der Tarkeshwaratempel, im Vordergrunde der Verbrennungsplatz
Der Tempel zuhöchst der Durgatempel (Seite 77)



Benares: Gruppe badender Weiber (Seite 79)

sein. Dabei sind sie von einer unersättlichen Geldgier und von schmutzigem Geize, was sie nicht hindert, mit Juwelen und Maitressen großen Aufwand zu treiben. Falschheit und Feigheit sind beim Bengali anmutig gepaart. So lange er etwas zu fürchten hat, ist er von hündischem Wesen, um so unverschämter hingegen, wenn seine Unarten geduldet werden. Die übergroße Milde der gegenwärtigen Regierung in Kalkutta wird von ihm als Zeichen der Schwäche mißdeutet und hat zur Folge, daß die Bengalis sich seit einiger Zeit den Europäern gegenüber Frechheiten gestatten, die früher unerhört gewesen wären. Der Ton der eingeborenen Presse, deren Blätter größtenteils in englischer Sprache erscheinen, überschreitet alle Grenzen des Zulässigen. Nicht bloß werden die Maßnahmen der Regierung einer gehässigen Kritik unterzogen, sondern auch die albernsten und infamsten Anschuldigungen gegen die höchsten Beamten vorgebracht, den Vizekönig nicht ausgenommen. Der Bengali ist vielleicht der unzufriedenste Untertan in Indien, ungefährlich nur wegen seiner grenzenlosen Feigheit, gefährlich hingegen als Unruhestifter und Aufwiegler. Erst kürzlich hatte der aus Eingeborenen zusammengesetzte Magistrat von Kalkutta sich erfrecht, eine von Vorwürfen strotzende, in den höhnischsten Worten abgefaßte Adresse dem Vizekönig Lord Elgin zu überreichen, der sie entrüstet zurückwies, und ebenso eine zweite Adresse, die bereits wesentlich milder gehalten war. Dessenungeachtet wurden beide Adressen in der Eingeborenenpresse veröffentlicht. Die fortgesetzten Wühlereien in dieser haben schon recht bedenkliche Folgen gezeitigt. Besonders geeigneten Stoff zur Hetze boten die sanitären Verordnungen der Regierung zur

Bekämpfung der im letzten Jahre wütenden Pest. Der Gedanke, mit Leuten einer niederen Kaste gemeinsam im selben Spitale untergebracht zu werden, ist für den Hindú ein greulicher, und es kann nicht geleugnet werden, daß eingeborene Unterorgane der Sanitätspolizei diesen Abscheu in erpresserischer Weise ausnützten, indem sie gesunde Leute aufgriffen und ihnen drohten, sie als pestverdächtig nach den Spitälern schaffen zu lassen. Erblickten einerseits viele in den Anordnungen lediglich eine Schikane, da sie überhaupt nicht an das Bestehen der Seuche glaubten, erschien jenen, in deren Häusern sich Todesfälle ereignet hatten, der Aufenthalt im Spitale gleichbedeutend mit sicherem Tod. Sie verheimlichten daher die Todesfälle und verbargen die Leichen im Brunnen und wo sonst sie nur konnten. Gleichzeitig wurde von törichten oder gewissenlosen Hetzern der Menge weis gemacht, daß die Schutzimpfung gegen die Pest nicht bloß äusserst schmerzhaft sei, sondern auch daß die Engländer das zur Verwendung kommende Serum aus Leichen hergestellt hätten und somit jeder, der geimpft würde, in Folge dieser Verunreinigung seine Kaste verlieren müßte, ja es wurde sogar das Gerücht ausgestreut, es handle sich bei der Impfung um eine gewollte Massenvergiftung des indischen Volkes. Noch mehr: die Babus entsandten bezahlte Agitatoren, die sich unter die erregte Volksmenge mischten und die neben ihnen stehenden Leuten unversehens mit spitzen Instrumenten in die Arme stachen, um so glauben zu machen, daß die Regierung die Pestimpfung zwangsweise durchführen wolle. Insbesondere trachteten die Agitatoren, die aus den Nordwestprovinzen stammenden Kulis zu verhetzen, die viel

rabiater und mutiger sind wie die Bengalis. Es kam zu Ausschreitungen übelster Art: In Kalkutta wurde ein österreichischer Matrose als angeblicher Pestimpfer von dem Pöbel in den Hugli getrieben und dort durch Steinwürfe getötet, obwohl in unmittelbarer Nähe englische Boote lagen, deren Bemannung angesichts der drohenden Menschenmenge sich untätig verhielt. Immerhin gelang es, einige der Täter zu verhaften, die jedoch trotz unwiderleglicher Beweise von den eingeborenen Richtern und Geschworenen freigesprochen wurden. Auf Protest des englischen Staatsanwaltes kam nun der Fall vor eine englische Jury, die prompte Justiz übte. Nichtsdestoweniger mehrten sich Tätlichkeiten gegen englische Ärzte, ja es kam zu Angriffen gegen die Spitäler und, als zu deren Schutz Militär anrückte, auch zu Angriffen gegen die Truppe. Nur deren energischem Eingreifen war es zu danken, daß die Bewegung nicht zu einem Aufstand ausartete.

In den Nordwestprovinzen

1. Benares (Waranasi).

Es war früh am Tage zur Stunde, da der Morgenkühle ungeachtet die Pilger zu baden pflegen, als ich zur Ganga hinabstieg, die dichter Nebel bedeckte. Nur die untersten Stufen der Ghats oder Quais waren erkenntlich, auf denen sich Scharen von Andächtigen zusammendrängten. Unser Boot stieß vom Ufer ab, und wir ließen es langsam den Strom hinabtreiben. Schon lichtete sich der Nebel, und als er sich hob, bot sich mir ein unvergeßliches Bild. Ich schildere es, wie es vor meinen Augen sich abrollte. Eine Gruppe von Häusern und Tempelchen, ein Palast mit Kuppeltürmen, ein Baumgarten und wieder eine Gruppe von Tempelchen. Am Aschi-Ghat die Öffnung einer breiten Kloake, was nicht hindert, daß gerade hier viele Pilger sich baden, weil, ich weiß nicht warum, diese Stelle als besonders geheiligt gilt. Den Smaschan-Ghat kennzeichnen Holzstöße und verstreutes Totengebein als Stätte der Leichenverbrennung. Weiter flußabwärts auf einer breiten Sandsteinterrasse ein Tempel mit einem niederen Turm, darunter eine Menge würfelförmiger Götterschreine, die gegen die Stromseite geöffnet sind. Hunderte von Marmorlingams und kleinen aus Messing gegossenen Götzen stehen auf ihren Altären, halb begraben unter der Fülle geopferter Blumen. Bis zum Munschi-Ghat keine Gebäude von Bedeutung, dort aber steht auf einer hohen Terrasse ein von zwei Türmen flankierter Palast und unter diesem ein Tem-

pel, der in den Fluß hinein vorspringt. An einer breiten Treppe, die zum Observatorium Dschai-Singhs, des sternkundigen Fürsten von Dschaipur, hinan führt, einem mächtigen Bau mit vielen Balkons und Erkern, liegt die Galabarke des Maharadscha von Benares verankert. Sie ist in der Gestalt eines Pfauhahnes geformt.

Der nächste Ghat ist infolge von Unterspülung derart baufällig, daß sein Einsturz stündlich zu drohen scheint. Er endet vor den Fundamenten des durch Bäume versteckten Nepali-Kharpa, über dem die goldenen Kuppeln und Pyramiden des Bischeswaratempels erscheinen. — Der Strom windet sich nach links. An seinem Ufer die von vielen Spitzbogenfenstern durchbrochene Fassade eines unvollendeten Palastes, dann eine Reihe von Tempeln. Neben jenen des Seelenfährmanns, des Tarkeschwara, die qualmenden Scheiterhaufen des großen Verbrennungsplatzes. Im Hintergrunde am Hange die rote Spitze des Heiligtums der Durga. Es folgt der Manikaranika-Ghat, der Ghat des Ohrschmuckes, so benannt, weil Schiwa hier ein solches Juwel in ein kleines Bassin versenkte, in das nun täglich Tausende von Pilgern Milchspenden gießen und außerdem Zuckerwerk und Blumen hineinwerfen, so daß seine Oberfläche mit einer dichten Fäulnisschicht bedeckt ist, deren Ausdünstungen die Luft weithin verpesten. Abermals Tempel an Tempel. Am Sindhia-Ghat, der, in seinem Gefüge gelockert, in die Ganga zu gleiten droht, ist ein Tempel bereits in das Wasser gerutscht. Er steht schief und dürfte den Wogen nicht lange mehr Widerstand leisten. Eine Anzahl kleiner Würfelschreine ist schon bis zur Hälfte versunken. Hinter zwei Palästen mit massigen Türmen weicht

das Ufer in einem Bogen zurück. Haus über Haus ist hier an die steilen Hänge geklebt. Eine Treppe führt durch das Häusergewirre geradlinig empor, dem Blicke eine Orientierung gewährend. Links der Treppe etliche Tempel. An ihren Eingangspforten steinerne Leuchterhalter, ebensolche von der Gestalt altrömischer Rostra weiter oben auf einer Tempelterrasse. Sie sind der Sitala geweiht, der gefürchteten Göttin der Blattern. Die Treppe endet vor der Moschee Aurangzibs, die mit ihren schlanken Minaretten auf dem höchsten Punkte der Stadt sich erhebt, ein Wahrzeichen des siegreichen Islams. Die Zeiten haben sich indes geändert. Was half es, wenn Aurangzib, ein Zeitgenosse Ludwigs XIV., über tausend Tempel zerstören ließ, sind sie doch alle aufs neue erstanden. Die Hindús haben in Benares die Oberhand wiedererlangt und sogar den Raum unmittelbar vor der schmalen Halle der Moschee sich angeeignet mit der Begründung, daß hier einer ihrer ältesten Tempel gestanden habe, so daß die Mohammedaner sich damit bescheiden müssen, die Moschee durch eine Seitenpforte zu betreten. Das Häusergewirre endet an einem Steilhang, der jede Bautätigkeit ausschloß. An seinem Fuße liegt die überlebensgroße Figur des Riesen Bhima. Sie ist aus Ton geformt und wird alljährlich erneuert, nachdem das Hochwasser der Ganga sie hinweggespült. Es folgt der Trilotschana-Ghat, einer der beliebtesten Badeplätze der Pilger. Zwei Rundtürme fassen ihn ein. Nun beginnt die Uferhöhe sich zu senken. Die Häuser stehen weniger gedrängt, und Baumgärten treten bis dicht an den Fluß heran. Vor der Bahnbrücke eine letzte Erhebung des Geländes. Auf ihr die Ruinen des Radsch-Ghat-Forts. Ich

habe bisher vom rechten Stromufer geschwiegen, es ist sandig, flach und unbebaut.

Die Stromfahrt war so überaus anziehend, daß ich sie am nächsten Morgen wiederholte. Der Reiz der Szenerie wird ungemein erhöht durch die farbenprächtige Staffage eines unablässig wogenden Menschengewühls. Große gedeckte Boote fahren den Strom auf und nieder, und Tausende und Abertausende von Pilgern beleben die Treppen und Ghats. Allenthalben sind hohe Schirme aus Bastgeflecht aufgestellt, um Schutz gegen die Sonnenstrahlen zu gewähren und an besonders geheiligten Plätzen sind hunderte von Masten errichtet mit Wimpeln in den Farben der verschiedenen Götter. Baderoste und schmale Stege führen oft weit in die Ganga hinein, während an anderen Stellen die Pilger unmittelbar von den Stufen der Ghats ins Wasser steigen. Die Männer entkleiden sich bis auf das Hüfttuch, während die Frauen ihre Gewänder nicht ablegen und nur die Haare sich lösen. Ab und zu tauchen sie unter oder spülen sich den Mund aus, ja sie trinken sogar von dem eklen Naß, das mit allerhand Unrat gesättigt dahinströmt. Leichenasche, halbverkohltes Gebein, ja sogar ganze Kadaver schwimmen einher, nicht zu reden von den Schichten verfaulter Opferblumen.

Ein jeder Pilger verrichtet sein Gebet auf besondere Art. Hier schöpft einer ohne Unterlaß Wasser, das er in den Fluß wieder zurückfließen läßt. Dort führt ein anderer einen gefüllten Napf ständig an seiner Stirne vorbei. Ein dritter kauert am Ufer und besprengt sich in bestimmter, stets sich wiederholender Reihenfolge die einzelnen Glieder, ein vierter schert sich das wallende Haar und streut es

als Opfergabe in den Strom. Sein Nachbar murmelt mit gefalteten Händen unablässig die Namen Ram-Sitta-Sitta-Ram. Ein weiterer ruft wie besessen zu Mahadeo und stürzt sich in hohem Sprunge kopfüber in die aufspritzende Flut. Ein Fanatiker, bis zum Halse im Wasser, glotzt regungslos auf dessen glitzernde Fläche, immerhin besser wie jener, der offenbar in der Absicht, seine Sehkraft zu verlieren, stundenlang mit weitgeöffneten Augen in die Sonne starrt. Büßerinnen, häßliche alte Vetteln mit kurzgeschorenen Haaren und Halsketten aus Nußschalen stehen an ihren gewohnten Badeplätzen versammelt, doppelt abschreckend in den feuchten Gewändern, welche ihre welken Formen erkennen lassen. Abschreckend sind auch die meisten der Büßer. Splitternackt, mit Asche bestrichen oder mit grellen Farben am Körper bemalt, lagern sie stumpfsinnig auf den Treppen. Einige von ihnen haben zwischen den Altären oder den Buden der Händler sich primitive Hütten errichtet. Nur die wenigsten erteilen Unterricht, die meisten leben wie die umherlungernden Krüppel und Aussätzigen von Spenden der Pilger. Unvergeßlich bleibt mir ein Büßer, der mit weitausgebreiteten Armen regungslos auf einem Beine stand und das andere in Kniehöhe darüber gekreuzt hatte, eine Stellung, in der bloß ein Geistesgestörter zu verharren vermag.

Da alle Völker Indiens, Hindús sowohl als Mohammedaner nach Benares pilgern, sieht man in dessen Straßen ein unglaubliches Gemisch von Rassen und Trachten. An einem Ghat baden hauptsächlich Mahraten, an einem zweiten Radschputen, einem dritten Pandschabis. Am Badeplatz der Pandschabis war ich Zeuge eines seltsamen Handels. Eine



Benares: Der Verbrennungs-Ghat / Links der Tarkeshwaria-Tempel (Seite 81)

Pandschabifamilie erwarb von einem Brahmanen das Kalb einer heiligen Tempelkuh, um es als glückbringendes Andenken an die Pilgerfahrt nach Hause zu nehmen. Der Brahmane vollführte allerlei Hokuspokus, salbte den Schwanz des Kalbes, gab ihn dem Ehepaar in die Hände und umkränzte dieses und das Kalb mit Blumengewinden. Zum Schlusse besprengte er die Pilger mit schmutzigem Gangeswasser und entließ sie mit würdevoller Gebärde.

Höchst widerwärtig sind die Szenen auf den Verbrennungsplätzen. Ohne Unterlaß werden in weiße Binden gewickelte Leichen auf je zwei Stangen herbeigetragen und zunächst derart in die Ganga gelegt, daß deren Wasser gerade über das entblößte Gesicht läuft, ja zuweilen sind es nicht einmal Leichen, sondern Sterbende, die von ihren zärtlichen Verwandten untergetaucht werden, da es als besonderes Glück gilt, sein Leben in der heiligen Ganga zu beschließen. Hat man die Leichen etwa eine halbe Stunde lang gebadet, legt man sie auf die niederen Scheiterhaufen, die, um Holz zu sparen, so knapp bemessen sind, daß die Unterschenkel der Toten darauf nicht mehr Platz finden und daher heruntergebogen und am Ende des Scheiterhaufens verschnürt werden müssen. Ist dies geschehen, wird der Scheiterhaufen entzündet. Ein süßlich fetter Qualm beginnt sich zu entwickeln. Die Leichen scheinen sich zu regen und zu dehnen, brodeln dann wie geschmorte Äpfel, bis die Haut zu platzen beginnt und die widerlichsten Gase ihnen entströmen. Einem Europäer ist es kaum möglich, in der Nähe einer Verbrennungsstätte länger zu weilen; einen Hindú hingegen läßt all dieses kalt und gar häufig kocht sich der Domra, der Leichenbestatter, seinen Reis

auf dem Scheiterhaufen unbekümmert, ob in den Napf etwas von dem Fette der Leiche hinüberspritzt. Ist das Feuer erloschen und der Körper verkohlt, wird der Scheiterhaufen zerstört und in den Fluß geworfen. So pietätlos wird hiebei verfahren, daß auf den Verbrennungsplätzen überall verstreutes Gebein umherliegt, hier eine noch zusammenhängende Wirbelsäule, dort ein versengter Schädel. Durch einen Zufall ward ich Zeuge der Bestattung eines Sadhú oder „Heiligen“, dessen Leiche von Brahmanen zum Flusse getragen wurde. Der alte Mann war höchstens eine halbe Stunde zuvor gestorben, denn seine Glieder waren noch biegsam. Nachdem man ihn in die Ganga getaucht, wurde er wieder ans Land gezogen, im Gesicht mit roter Farbe bemalt und zwischen zwei Bretter geschnürt, die man mit Steinen beschwerte. Als dies geschehen, wurde die Leiche in ein Boot verladen und an einer tiefen Stelle im Strome versenkt.

Ich hatte genug an diesen traurigen Bildern und stieg bergan, um einige der Tempel zu besuchen. Der erste, den ich betrat, war das Heiligtum der Durga, dessen Dachgesims mit hübsch geschnitzten Figuren musizierender Apsaras geziert ist. Die Musik, die von der Tribüne im Obergeschoße erklang, war weniger schön: immer die gleiche wimmernde Melodie. Dieser Tribüne gegenüber stehen im Innern des Tempels zwei bronzene Götzen unmittelbar vor der Zella, welche das widerwärtige Bild der Durga enthält.

Durch ein Labyrinth von Gassen, treppauf, treppab, erreichte ich das Nepali-Kharpa, den Tempel des Königs von Nepal. Er ist in nepalesischem Stile errichtet, der dem tibetanischen verwandt ist. Namentlich ist die eigentümliche Form der Tür und Fensterrahmen ganz tibetanisch.

Das Untergeschoß ist länger und breiter wie das Obergeschoß, das weit ausladende geschweifte Holzdach nach chinesischer Art in mehrere Etagen gegliedert, deren Stützen in der Gestalt von Drachen gebildet sind. Glöckchen hängen vom Rande des Daches hernieder und Bronzeplatten mit eingravierten Götterbildern von seinen Ecken. Seine Spitze krönt ein vergoldeter und mit Glöckchen behängter siebenfacher Metallschirm und außerdem ein Dreizack als das Symbol Wischnus. Seltsam, höchst seltsam sind die Schnitzereien am Friese des Dachgesimses: In der oberen Reihe Göttergestalten, in den unteren Szenen obszönster Art zum Teil nicht ohne humoristischen Einschlag. Am seltsamsten aber lautete die Erklärung des nepalesischen Priesters: „Der Blitz ist ein reines Wesen, der alles Unreine verabscheut.“ Um eine Erkenntnis reicher schied ich, die Erfindungsgabe der Nepalesen bewundernd, die auf so einfache Weise einen Blitzableiter sich schufen.

Mich überfiel nun eine Rotte der widerwärtigsten und aufdringlichsten Krüppel, doppelt widerwärtig in ihrer nackten Mißgestalt, unter ihnen ein Monstrum mit einem unförmlichen Grätenbuckel. Wie ein Schatten folgte mir das Scheusal, auf Schritt und Tritt, ein unersättlicher Bettler. Am liebsten hätte ich ihn niedergeschlagen.

Durch unsagbar schmutzige Gassen uns windend, die durch abgeschmackte Götzenbilder und Verkaufsbuden mit Devotionalien noch mehr beengt waren, gelangten wir zum Heiligtum des Schiwa. Regungslos gleich Götzenbildern kauerten in den Nischen des dunklen Vorraums rastende Pilger. Um so bewegter war das Treiben im Hofe, unbeschreiblich der Lärm und Gestank. In dichtem Gewühle

umdrängten die Leute die heiligen Stiere und Kühe unter den Arkaden der seitlichen Hallen und den in der Mitte befindlichen Spitztempel, um den der Boden dicht mit Blumen bestreut war. Halbbetäubt eilte ich dem Ausgange zu, stets besorgt nicht mit einer Ladung übelriechenden Wassers bedacht zu werden, mit dem die zuströmenden Pilger aus Messinggefäßen die Götterbilder und Torbögen besprengten. Ich betrat nun den Bischewara-Tempel, der dem Schiwa in seiner Eigenschaft als Retter der Welt geweiht ist. Der Gott vollbrachte die rettende Tat, indem er das im Ozean angesammelte Gift ausschlürfte, was bekanntlich zur Folge hatte, daß er am Halse blau anlief. Um nicht das gleiche Schicksal zu erleiden, infolge der im Tempel angesammelten giftigen Dünste, rettete ich mich schleunigst auf seine Altane und blickte von dort auf das wahnwitzige Treiben. Ich sah, wie Weiber sich der rotangestrichenen Figur eines Stieres näherten, um von deren Kehrseite die rote Farbe abzukratzen und damit ihre Stirne zu beschmieren. Wenige Schritte führten mich zu dem Brunnen der Erkenntnis. Als ich jedoch dessen mephitischen Geruch einatmete, dürstete mich nicht nach weiterer Erkenntnis und so floh ich angewidert ins Freie.

Nach allem, was ich am heutigen Tage geschaut, begriff ich die Verachtung, mit der die Mohammedaner auf die Hindús herabblicken und den heiligen Ingrimm, mit dem sie einst deren Tempel zerstörten. Die Hindú-Religion ist schon seit Jahrhunderten entartet und zu einem niederen Götzendienst geworden.

Ich schlug nun die Straße ein nach dem Palaste des Maharadscha. Dieser ist ein Fürst ohne Untertanen und

stammt aus einer reichen Zemindarfamilie, der die Engländer fürstliche Ehrenrechte zuerkannten. Neben dem Palaste steht ein nicht ungefälliger Tempel der Durga, in dessen Hof Affen, Ziegen und Hunde von den Pilgern gefüttert werden.

Benares war ursprünglich ein buddhistischer Wallfahrtsort, und es wird in seiner Nähe bei Sarnath jener Tierpark vermutet, in welchem Gautama Schakyamuni nach seinem Wegzug von Gaya mit seinen fünf ersten Schülern angeblich sich niederließ. Von den beiden hiesigen Stupas, rundlichen Monumenten, ist die eine bis auf geringe Reste verschwunden, von der anderen, der im 6. Jahrhundert errichteten Dhamek-Stupa hat sich der Backsteinkern erhalten und ein darum gelegter Quadernring, der mit einem Mäanderbande, Ranken und Sternmustern geziert ist und acht dreieckige Nischen trägt, die für die Aufnahme von Buddhafiguren bestimmt waren. Noch immer pilgern fromme Buddhisten aus Hinterindien und China hieher, um Flittergold an das Gemäuer zu kleben.

2. Allahabad und Kanpur.

Ein fruchtbares Flachland dehnt sich zwischen Benares und Allahabad. Hohe Indigostauden verdecken die Dörfer, von denen meist nur die Tempelspitzen zu sehen sind. Da und dort Palmen, andere Bäume sind selten.

Allahabad, dessen Fort durch Akbar errichtet wurde, hieß einst Prayagaya, ist jetzt aber wie sein Name verrät, vorwiegend von Mohammedanern bewohnt. Gleichwohl wandern hieher in den Wintermonaten, besonders im Januar, Hunderttausende von Hindús, um am Zusammen-

flusse der beiden heiligen Ströme, der gelbbraunen Ganga und des hellgrünen Dschumma ihre Gebete zu verrichten und zugleich auf der dort stattfindenden Mela Handelsgeschäfte zu treiben. Eine Mela läßt sich passend einer mittelalterlichen Messe vergleichen, bei der ebenfalls an religiöse Feste die Verfolgung geschäftlicher Zwecke sich anschloß.

Noch war die Mela nicht in vollem Gange, doch füllte die sandige Landzunge zwischen den Strömen bereits eine Stadt roh gezimmerter Bretterhütten, zwischen denen aus Bast geflochtene hohe Sonnenschirme in den Boden gepflanzt waren. Lebensmittel und Opferblumen standen zum Verkaufe bereit, Marmor-Lingams und Götterfigürchen aus Messing. Auf mit Scharlachtüchern bedeckten Altären widerliche Fratzengebilde: verschiedenfarbige Holzscheiben, auf denen ein paar Striche Augen und Mund andeuteten und eine vorspringende Leiste die Nase, darunter Tuchmäntel, welche den fehlenden Körper ersetzten. Es waren die aus mißverstandenen buddhistischen Symbolen entstandenen Idole der zu Puri in der Provinz Orissa verehrten Dschagganath-Gottheit, „des Herren des Weltalls", einer Trinität, die aus Wischnu in seiner Manifestation als Krischna und dessen Bruder und Schwester besteht.

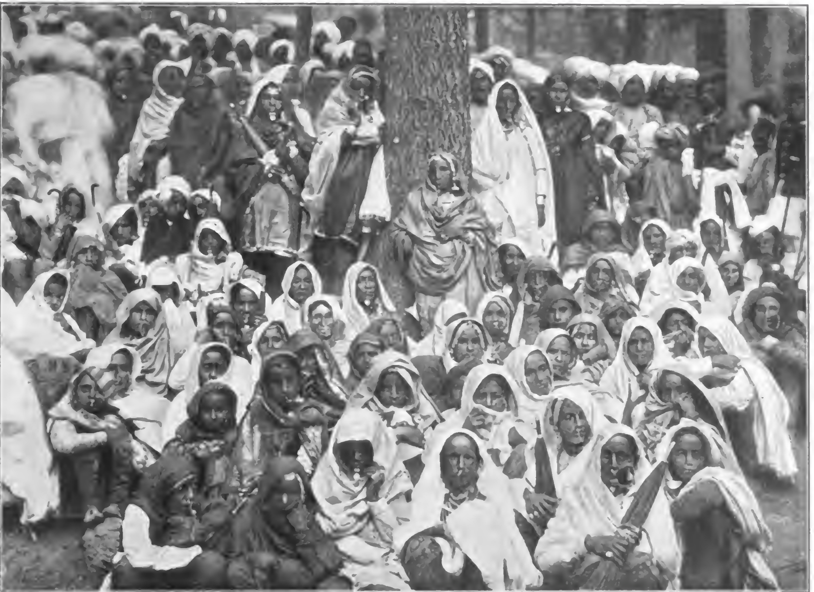
Es mangelte nicht an Bettlern, Krüppeln und Büßern. Die wunderlichste Gestalt war ein Mann, der sein Haar in einem verfilzten Knoten trug und durch Monate, wo nicht jahrelanges Hochbinden seines rechten Armes bewirkt hatte, daß dieser unbeweglich zum Himmel starrte. Die Muskeln waren geschwunden und die Fingernägel gleich gekrümmten Krallen um die geballte Faust gewachsen,

während der Daumennagel über die verknöcherten Finger sich bog. In niederen von Kürbislaub umrankten Strohhütten hausten Yoghis gemeinschaftlich mit heiligen Kühen. Andere Yoghis zogen singend im Gänsemarsch einher. — Ein Wald buntfarbiger Wimpeln am Zusammenfluß der Ströme, dem sich Scharen von Andächtigen näherten, um dort zu baden oder die Asche ihrer verstorbenen Angehörigen den geheiligten Fluten anzuvertrauen und hernach Opfergaben ins Wasser zu werfen. Mitten in der Menge hielt ein Brahmane, auf einer Erhöhung sitzend, eine Vorlesung aus heiligen Büchern.

Kanpur, bei den Engländern verrufen wegen der Greueltaten, die sich dort während des großen indischen Aufstandes ereigneten, ist eine der am wenigsten anziehenden indischen Städte. Erstaunlich ist die Größe der Nasenringe aus dünnem Messingdraht, deren sich manche der hiesigen Frauen bedienen. Sie reichen ihnen bis auf die Brust. „De gustibus non est disputandum."

Indische Kunst und Architektur

Die Regierungszeit des Königs Asoka von Maghada ist nicht nur in religiöser und politischer Erziehung eine Epoche von höchster Bedeutung, sondern auch in künstlerischer, denn in ihr erfolgte der Übergang vom Holz- zum Steinbau. — Einen besseren Aufschluß über die damalige Architektur, als die von ihr erhaltenen spärlichen Reste gewähren, erteilen uns die ersten, wenig später entstandenen Steinreliefs. Wir können aus ihnen ersehen, daß die Grundprinzipien der Palastbauten den heute noch geltenden entsprachen und die Paläste aus aufeinandergesetzten Pfeilerhallen bestanden, die mit Balkons geschmückt waren und auf den Dächern Pavillons trugen. Auch die Wiharas, die buddhistischen Klöster, deren oberes Stockwerk nach wie vor aus Holz gezimmert wurde, waren Hallenbauten und desgleichen die Tschaityas, die buddhistischen Tempel. Die rundlichen Stupas sind Grabhügeln nachgebildet und dem Pfahle, der auf diesen Hügel gesetzt war, entspricht die einem Flaschenhalse ähnelnde Erhöhung über der Kuppel der Stupa. Mitunter wurden Stupas lediglich als Monumente zur Erinnerung an einen Verstorbenen oder an ein religiöses bedeutsames Ereignis errichtet, meist aber enthält ihr Kern allerlei darin eingemauerte Reliquien. In Vorderindien sind nur wenige Stupas der Zerstörung entgangen. Die ältesten stammen aus der Zeit Asokas, die jüngsten aus dem 6. nachchristlichen Jahrhundert.



Bäuerinnen aus dem Gebirge in der Gegend von Simla (Seite 87)



Amber bei Dschaipur: Inneres eines Dschaina-Tempels (Seite 94)

Die Plastik der Maghada-Epoche hatte sich auf die Herstellung flacher Reliefs beschränkt, die in relativ gelungener Umrißzeichnung Szenen aus den Büchern der Dschattakas schildern, einer Sammlung von Legenden über die Schicksale Buddhas in seinen Präexistenzen. Buddha selbst wurde bis ins erste Jahrhundert nur durch seine Symbole dargestellt. Persischer Einfluß ist an einzelnen Säulenkapitellen ersichtlich, er war aber, abgesehen von dem Grenzlande Kaschmir, nicht so wirksam wie der hellenistische Einfluß, der die indische Kunst zu Beginn der christlichen Ära in mancher Hinsicht bereicherte.

Damals war das Reich von Maghada längst schon in eine Reihe sich befehdender Kleinstaaten zerfallen, deren westlichster das Gebiet von Gandhara, das heutige Afghanistan, an das neubaktrische Reich grenzte. Dieses entstand 250 v. Chr., indem Diotimos, der dortige Statthalter des Antiochos Theós, sich zum unabhängigen Herrscher erklärte. Unter seinen Nachfolgern wurde das neubaktrische Reich im Westen durch die Parther von der Verbindung mit den übrigen hellenistischen Staaten abgeschnitten und dann von dem von Norden vordringenden iranischen Volke der Sakas überrannt, deren Reich längs des Indus bis zum Meere sich ausdehnte. Den Sakas folgten später die Kuschan oder Indo-Skythen, ein vermutlich turanisches Volk. Ihr zweiter König Kanischka herrschte über ein Reich, das von Mittelasien sich bis zum Pandschab erstreckte. Er entsagte dem Sonnendienst und bekehrte sich zum Buddhismus, dessen Mahayana-Richtung er zum Siege verhalf.

Wie wir insbesondere an den Münzen ersehen, hatten am Hofe der neubaktrischen Könige hellenistische Künstler

gewirkt und auch die Münzen der Saka- und Kuschan-Könige tragen noch griechische Schrift. War die hellenistische Kunst Baktriens nur eine Provinzialkunst gewesen, die infolge ihrer Isolierung rasch entartete, dankt ihr doch die Kunst des Buddhismus den Buddha-Typus, der im oberen Kabultale entstand und, wie die Funde unwiderleglich beweisen, als eine Umbildung des Apollo-Typus zu betrachten ist, dem die Pose eines Yoghi verliehen wurde.

Der synkretistischen Tendenz des Buddhismus entsprechend, die seine Ausbreitung so förderte, wurden in dem Grenzlande von Gandhara griechische Götter und Heroen in den buddhistischen Olymp übernommen. So finden wir beispielsweise in der Sammlung des Mr. Cunningham zu Peschawar auf einem Relief den keulentragenden Herkules mit durch Nimben ausgezeichneten Jüngern Buddhas zu einer Gruppe vereinigt. Besonders häufig sind bacchische Szenen mit Satyrfiguren, die von dem ursprünglichen hellenischen Typus bereits ziemlich abweichen, namentlich durch ihre weichen, üppigen Formen. Die meisten dieser Skulpturen sind aus grauem Schiefersandstein gefertigt. Einzelfiguren sind selten. Ich erinnere mich an die roh gearbeitete Statue eines Pallas und die ziemlich barbarische eines indoskythischen Königs, beide im Museum von Lahor. Höchst eigenartig ist eine ebenfalls zu Lahor aufbewahrte, bei Sikhri im Malakhandgebirge gefundene Figur des büßenden Buddha, ein ungemein realistisches Werk, das sich am ehesten mit den realistischen Genrefiguren alexandrinischer Bildhauer vergleichen läßt, sie aber an seelischem Ausdrucke weit übertrifft. Durch wochenlanges Fasten — drei Reiskörner am Tage waren die einzige

Nahrung — ist Buddha derart abgemagert, daß seine Rippen die schlapp niederhängende Haut zu durchscheuern drohen. Jede Ader am Leibe ist erkenntlich, jeder Nerv an den Armen und den untergeschlagenen Beinen. Das Haupt ist leicht nach vorne gebeugt, das Haar auf dem Hinterkopfe nachlässig in einen Knoten geschlungen. Stachlige Bartstoppeln bedecken das Kinn, die scharfe Adlernase ist um so auffälliger, als die Augen tief in den Höhlen liegen. Ihr Blick ist starr gegen die Erde gerichtet im unbeirrbaren Willen auf dem Wege der Askese Erlösung zu finden.

Die Entwicklung der Mahayana-Doktrin, welche in ihr System immer mehr nationalindische Götter aufnahm, erleichterte das Entstehen einer hinduistischen Plastik, die mit dem Wiedererstarken der Brahmanen einsetzte und zwischen dem vierten und siebten Jahrhundert ihre höchsten Leistungen zeitigte, insbesondere in den Skulpturen der wischnuitischen Felsentempel, welche die indische Götterwelt in einem symbolischen Rahmengefüge veranschaulichen. Immerhin sind die Schöpfungen dieser Epoche, der Epoche des indischen Mittelalters, nur als die einer Nachblüte aufzufassen, zumal die brahmanische Religion der Kunst viel engere Fesseln anlegte als der Buddhismus, dessen Kunst weit lebendiger, da bei der Darstellung der Lebensgeschichte Buddhas menschliche Vorgänge stärker in Erscheinung treten.

Die indischen Buddhisten erlagen bekanntlich den Verfolgungen der Brahmanen, die ihre Bauten ebenso zerstörten wie jene der Dschainas. Aber in gleicher Weise zerstörten im nördlichen Indien später die Mohammedaner die Tempel der Hindús. Die letzte und gründlichste Zer-

störung erfolgte auf Befehl des Mogul-Kaisers Aurang-Zib. Dies erklärt, warum wir in Nordindien so wenig alte Hindú-Tempel antreffen. Eine Ausnahme bildet Kaschmir, da aber die dortige Tempelarchitektur eine Sonderstellung für sich einnimmt, werde ich sie gesondert besprechen. Die ältesten brahmanischen Tempel, die ich sah, waren jene zu Mahabalipur in Südindien. Ihre Entstehung fällt zwischen das 7. und 8. Jahrhundert. Die meisten von ihnen sind in einem Stücke frei aus dem Felsen herausgehauen und daher nicht Werke der Baukunst, sondern der Skulptur. Auch bei den übrigen mir bekannten drawidischen Bauten überwuchert das Symbolische und Figürliche völlig das Tektonische. Ein wahres Pandämonium sind die Tempel von Madura.

Ich behalte mir vor, an anderer Stelle von diesen Tempeln zu berichten und will einstweilen jene alten Dschaina und Hindúbauten schildern, die mir im nördlichen Indien aus eigenem Augenschein bekannt sind. Sie befinden sich fast alle in Radschputana, das nie dauernd unter die Herrschaft der Mohammedaner geriet, und entstammen in ihrer Mehrzahl der Zeit zwischen 900 und 1500. Ich beginne mit einer Schilderung der dortigen Dschaina-Architektur, weil die brahmanische Radschputanas in mancher Hinsicht von ihr abhängig ist.

Die Dschaina-Tempel sind im allgemeinen von bescheidenen Dimensionen, da sie meist von Kaufleuten oder vermöglichen Privatmännern errichtet wurden. Teils stehen sie auf einer rechteckigen Plattform erhöht, teils inmitten eines ummauerten Hofes. Zunächst sei der erstgenannte

Typus an einem Beispiel erläutert: einem Tempel vor den Mauern von Udaipur. Über der Treppe, die zur Plattform führt, ein freistehendes Portal. An den vier Seiten des quadratischen Tempels kleine, von zwei Pfeilern gestützte Vorhallen. An die rückwärtige angelehnt und durch eine verschlossene Tür von ihr geschieden eine kleine Kammer von abgetreppt polygonalem Grundriß. Im Innern des Tempels ist durch die Pfeilerstellung und das sie verbindende Gebälk ein Achteck geschaffen, welches die durch sich überkragende Horizontalschichten gebildete Flachkuppel trägt.

Zweiter Typ: Beispiel Vridschitempel zu Tschittor: Ein quadratisch ummauerter Hof mit reichgegliederten Pyramiden an seinen Ecken und beiderseits des Portales. In der Mitte des Hofes ein quadratischer Tempel mit Oktogon und Kuppel. Eingänge auf allen vier Seiten durch kurze Pfeilerhallen mit dem Portale und den Seitenmauern verbunden und durch eine Pfeilerhalle von um die Hälfte geminderter Höhe mit einem kleineren auf erhöhter Basis ruhendem Tempel, dessen Innengestaltung jener des größeren Tempels entspricht und an dessen Rückseite eine verschlossene rechteckige Kammer. Beiderseits dieser Kammer längs der Rückwand des Hofes eine zweischiffige Pfeilerhalle.

Die Pfeiler der Dschainatempel sind selten höher als drei Meter, ihre Sockel von viereckigem Querschnitt, mehrfach abgetreppt und an den Eckkanten verziert. Sie tragen Vasen, denen breitblättrige Ranken entquillen. Auf diesen Vasen ruhen die gekanteten Schäfte. Sie enden in einer zweiten Vase, die als Kapitell einen flachen Abakus trägt, dem auf allen vier Seiten geschweifte Gebälkstützen

entwachsen. Um die Schäfte der Pfeiler sind Reliefbänder gelegt, von denen an scheinbaren Ketten gleichfalls in Relief ausgeführte Glocken herabhängen. Statt dieser Bänder sieht man auch solche mit figürlichen Miniatur-Reliefs. Reichte die Höhe der Pfeiler nicht aus, verlängerte man sie, indem man auf ihr Kapitell einen weiteren Pfeilerschaft setzte. Dieser ist dann gewöhnlich von abwechselnd polygonalem oder quadratischem Querschnitt, so daß die polygonalen Teile der Form eines Baumstammes entsprechen, die quadratischen hingegen, die an den Ecken zu Würfeln abgeschrägt sind, behauenen Aststümpfen. Die übereinandergelagerten Steinschichten, aus denen die Kuppeln gefügt sind, sind vielfach eingekerbt und mit Muschelnischen verziert. Eine zapfenartige Rosette füllt die Mitte der Kuppel. Häufig sind in den Kuppeln auch übereinandergereihte Konsolen angebracht, welche Figürchen von Apsaras und Gandharwas tragen, die auffallend an jene Engels- und Prophetenfiguren erinnern, die, ebenfalls auf Konsolen übereinandergereiht, man in den Portalwölbungen gotischer Kirchen erblickt. Die dreieckigen Deckenfelder des Oktogons sind hingegen mit Rosetten und Sternen gefüllt.

Die Dekoration der Innenwände: im Sasbahutempel zu Gwalior, Wellenlinien und Ranken im Flachrelief, so daß die Wirkung einer gepreßten Tapete erzielt wird, in Tschittor schachbrettartig gemusterte Nischen, die von Stufenpyramiden gekrönt sind, Kandelaber und durchbrochene Tempellaternen, endlich und nicht zuletzt Götterbilder oder Gruppen von solchen von Flammennimben umrahmt. Selbst die kissenförmigen Schwellen vor dem Sanktuarium sind dekoriert, und zwar mit Muschelhörnern oder Dämonenköpfen.

Der Türsturz aller indischen Tore und Tempel ist wagrecht. Aus den Torpfeilern geknickt vorspringende Stützen entlasten ihn scheinbar. Sie sind mit Verkröpfungen und Zapfen verziert oder als Elefantenköpfe gestaltet, bei Dschainabauten häufig als halbe Girlanden. Solche Girlanden entsprießen auch an den Pfeilerkapitellen der Dschainatempel aus den Rachen von Ungeheuern und laufen im spitzen Winkel am Gebälke zusammen, verknüpft durch Medaillons mit sakralen Emblemen oder den Figürchen von Tirthakaras. Mitunter werden diese Girlanden im umgekehrten Sinne verwendet, so namentlich in Udaipur als Giebelschmuck über den freistehenden Ziertoren der Tempelplattformen.

Die steinernen Dächer sind Stufenpyramiden zu vergleichen und bei den Hindútempeln meist spitzer als bei jenen der Dschainas. Betrachtet man sie genauer, erkennt man indes, daß sie aus einer Anhäufung von Miniaturpyramiden und Stumpfkegeln bestehen, die sich um einen Kern größerer Pyramiden oder Stumpfkegel reihen, wobei die einspringenden Ecken durch aufeinander getürmte Urnen und Kanopen gefüllt sind. Die schrägen Vordächer reichen weit herab, um den Sonnenstrahlen den Zutritt in die Tempelhallen zu verwehren, und werden gelegentlich durch zwischen die Außenpfeiler der Tempel gefügte Brüstungen ergänzt, die schräg nach außen gelehnt sind und so den Einblick in das Innere der Tempel verhindern. (Beispiele: Dschagganath und Wassertempel zu Udaipur, Mira-Bei-Tempel und Turm des Ruhmes zu Tschittor.)

Der im Anfang des neunten Jahrhunderts entstandene Turm des Ruhmes, ein Vorläufer der sakralen Turm-

bauten Chinas, ist das eigenartigste Denkmal der Dschaina-Architektur. Auf seiner nach oben zu eingeschnürten Basis ein vortretendes Untergeschoß, an diesem in stark profilierter Umrahmung Nischen mit fast lebensgroßen Figuren Adinaths, des ersten der Tirthakaras. Darüber ein hoher Fries mit hunderten übereinandergereihten Figürchen sitzender Tirthakaras. Am Obergeschosse wuchtige Balkons, die über die Umrißlinien des Untergeschosses hinausragen. Abermals eine Einschnürung, dann ein weit ausladender Sockel mit einer Pfeilerbrüstung und einer sie krönenden Flachkuppel. Die Eingangstüre des Turmes ist so nieder, daß man nur kriechend in sein Inneres zu gelangen vermag.

Die nach dem 15. Jahrhundert entstandenen Tempel ermangeln durchaus der Originalität und tragen vielfach die Spuren islamitischen Einflusses. So jene zu Benares und an anderen Orten. Mitunter haben ihre Türme Helme von der annähernden Form eines Bienenkorbes. Es ist ihnen jeglicher Kunstwert abzusprechen, wenn sie auch mit ihren Treppen, Terrassen, Hallen, Eckpavillons, Kuppeln und Türmen, zu Gruppen vereint, durch den Wechsel von Licht und Schatten ganz malerisch wirken.

Über die Plastik des nordindischen Mittelalters will ich nur sagen, daß die Quantität des Geschaffenen dessen Qualität weit übertrifft. In Tschittor allein sind Hunderttausende von Figuren zu sehen. Tausende und aber Tausende bedecken die Wandflächen des Turmes des Sieges, ja sogar die Schneckenwindungen seiner Innentreppe. Am besten sind stets die Tiere wiedergegeben und nächst ihnen die weiblichen Körper, deren weiche und üppige Formen dem indischen Bildhauer mehr zusagten wie jene der Männer.



Tschittor: Der Turm des Ruhmes,
896 erbaut zu Ehren Adinaths, des ersten der Tirthakaras (Seite 96)



Gwalior, Fort: Tor des Man-Singhpalastes (Seite 97)

Ich hörte, daß Bildhauer, sobald sie Väter geworden, aus abergläubischer Scheu keine menschlichen Gestalten mehr fertigen. Sollte dies zutreffen, ließen sich hieraus vielleicht die geringen Leistungen in der Wiedergabe menschlicher Körper erklären, da die Leute in sehr jungen Jahren zu heiraten pflegen.

Die Profanarchitektur der Hindús läßt sich am besten in Gwalior studieren, weil sie an diesem Orte verhältnismäßig am wenigsten von islamitischen Einflüssen durchsetzt ist. Das Charakteristische der dortigen im 15. Jahrhundert erbauten Palastfronten ist der Mangel an Fenstern, an deren Stelle auf schweren Konsolen ruhende Erker treten, die mit Steinbaldachinen bedeckt sind. Derartige Baldachine und kleine Kioske erheben sich auch über den lilienförmigen Zinnen der Mauerkrönungen. Die Form ihrer Dächer ist augenscheinlich jener gewalmter Strohdächer nachgebildet. Zuweilen sind die Fassaden durch halbrunde Türme verstärkt. Ihre Flächen sind durch Bänder in wagerechte Schichten geteilt und mit Gipsstuck bedeckt. Zu oberst auf diesem ein bemalter Fries mit Kandelabern, Palmen, Pfauen, Enten, Tigern und Elefanten, der mit einer Glasur überzogen ist, welche die Malereien wie Mosaiken erscheinen läßt. Blau, grün, violett und gelb sind die verwendeten Farben, und es ist erstaunlich, was mit dieser geringen Skala erreicht werden konnte. Im Gudscharipalaste sind die Innenräume zerstört bis auf die im Dschainastile errichteten Pfeilerhallen des Hofes, dafür sind sie im Man-Singh-Palast trefflich erhalten. Die Gemächer sind von kleinen Ausmaßen und alle voneinander verschieden. Bei einem ist die Decke trapezartig gestaltet, bei einem anderen spitz zulaufend gewölbt. Die Räume sind um kleine Höfe gruppiert

und die Stockwerke durch Gesimse gegliedert und schräge Vordächer. Die Stützen der Vordächer und Gesimse haben die Gestalt von Pfauen, Eichhörnchen und sich bäumenden Drachenlöwen.

Von den Sakralbauten der Hindús stehen dem Dschainastil am nächsten die Kenotaphe in Radschputana, die Tschattris. (Beispiel: die Tschattris von Ahar.) Sie bestehen zuweilen (zum Beispiel in Mandohur) aus mehreren Etagen. Der Grundriß der Hindútempel hat die Form eines Stufenkreuzes und gleicht im allgemeinen jenem der Dschainatempel. Wie bei diesen liegt das Sanktuarium am Ende des Tempels (Beispiel: der große Sasbahutempel von Gwalior, 1093), häufiger aber liegt es in seiner Mitte und ist dann von einem Gange umgeben und von Vorhallen mit Flachkuppeln. Im großen Sasbahutempel zu Gwalior ruht auf der Außenmauer der Ansatz der Kuppel, deren Gewölbe durch das zwölfeckige Gebälke der Innenpfeiler gestützt wird. Der kleine Sasbahutempel besitzt kein Sanktuarium. Er ist eine Miniaturausgabe des großen und ausgezeichnet durch eine äußerst geschmackvolle Dekoration. Der schönste der mir bekannten Tempel ist der in seiner Gestaltung einzigartige Teli-Ka-Mandir zu Gwalior (elftes Jahrhundert), dessen Fassade in einem rundlichen Giebel endet und dessen Innenraum eine flache Decke überspannt.

Zum Schlusse eine zusammenfassende Würdigung der indischen Bauten: Während in der griechischen Steinarchitektur die Bauglieder des ursprünglichen Holzstiles dem anderen Materiale entsprechend derart ausgestaltet wurden, daß tektonisch-organische Gebilde entstanden, wurden sie von den indischen Baumeistern in anorganisch-atektonischer Weise in den Steinbau übernommen. Die indischen Archi-

tekten hegten erst in zweiter Linie künstlerische Ambitionen, da sie ihre Aufgabe vornehmlich darin erblickten, religiöse Vorstellungen in symbolischer Form zu veranschaulichen. Unsere Gotiker verfolgten ein ähnliches Ziel, verstanden es aber, in ebenso diskreter wie künstlerischer Weise die symbolischen Gedanken mit den tektonischen Erfordernissen in Einklang zu bringen und sie ihnen unterzuordnen.

Bauglieder, die in der Architektur anderer Länder eine konstruktive Funktion erlangten oder von jeher besaßen, haben in Indien lediglich symbolische Bedeutung.

Die Pfeiler, die vielleicht aus den geschnitzten Pfosten entstanden, an die wie noch jetzt bei Aboriginerstämmen in ältester Zeit die Opfertiere gebunden wurden, wurden ihres tragenden Charakters geradezu entkleidet, indem man sie in der Gestalt allerlei aufeinandergetürmter Symbole formte, so in jener bauchiger Libationsgefäße und der dem Kulte des Feuergottes Agni dienenden Lampen. Die in der altbuddhistischen Kunst erstmals auftretenden Spitzbögen sollten das Blatt des heiligen Bodhi-Baumes veranschaulichen, die Hufeisenbögen aber jenes des Lotos und die Kuppeln je nach ihrer Gestalt und Größe dessen Kelch oder Knospe. An den Dächern der Baldachine und den Formen einzelner Kuppeln läßt sich ihre ursprüngliche Konstruktion aus gebogenen und mit Flechtwerk überzogenen Bambusrohren deutlich erkennen.

Die indischen Tempelbauten haben etwas Barockes. Sie ermangeln einer Reliefwirkung und irgendwelcher dem Auge sich bietender Ruhepunkte. Alles an ihnen ist plastisch aufgelöst und verschwommen und es läßt die überreiche Dekoration der Bauglieder deren Plumpheit vergessen.

In Radschputana

1. Die Radschputenstaaten und ihre Bewohner.

In keinem anderen Teile Indiens hat sich die indoarische Rasse so rein erhalten wie in Radschputana. Die niederen, aber felsigen Höhenzüge, die dieses Land nahezu in einem Kreise umfassen, der Mangel an größeren Flüssen und vor allem die gewaltige Schutzwehr der indischen Wüste an der am meisten gefährdeten Nordwest- und Westseite beschirmte es lange Zeit vor den Einfällen fremder Eroberer, denen die von einem wehrhaften Volke verteidigten Steppen Radschputanas weniger verlockend erschienen wie die fruchtbaren Flußtäler und Ebenen des übrigen Hindustan. Wenn die Radschputen sich rühmen, niemals durch Waffengewalt unterworfen worden zu sein, ist dies nicht zutreffend, insoferne Teile ihres Gebietes zeitweilig in die Gewalt mohammedanischer Fürsten gelangten und ganz Radschputana nach langwierigen Kämpfen die Oberhoheit des Mogulkaisers Akbar und seiner Nachfolger anerkennen mußte, an die auch nach einer erfolgreichen Erhebung im Jahre 1715 der fällige Tribut weiter entrichtet wurde, der nun an ihre Rechtsnachfolger, die Engländer, ausbezahlt wird zum Danke für den den Radschputenstaaten gegen ihre Feinde gewährleisteten Schutz.

Die radschputischen Dynastien sind die ältesten Indiens und führen ihre Abkunft auf die Pandawahelden des Mahabharata zurück, dessen ritterliche Traditionen in Radschputana immer noch fortleben. Berühmt ist das

stolze Verhalten eines Fürsten, der dem weit mächtigeren Maharadscha von Dschaipur in beschmutzten Gewändern entgegentrat und auf den Vorwurf, wie er es wage, in einem derartigen Anzug zu erscheinen, dem Maharadscha die Worte ins Gesicht schleuderte: „Der Schmutz an meinen Kleidern ist leicht zu entfernen, nicht aber der Schmutz, mit dem du deinen Namen befleckt hast, indem du dem Mogul die Tochter zum Kebsweibe gabst.“ Die Folge dieser kühnen Äußerung war, daß der Mogul die Tochter des Beleidigers für seinen Harem begehrte. Sei er auch nur ein armer Mann, entgegnete der Radschpute, könne ihn doch keine Macht der Erde dazu bewegen, sich zu erniedrigen. Auf diese Antwort hin erklärte der Mogul sich mit einer Buße von 200000 Rupien begnügen zu wollen. Als sie ihm verweigert wurde, schritt er zum Kriege und vereinigte, nachdem sein mutiger Gegner den Tod auf dem Schlachtfeld gefunden hatte, dessen Gebiet mit jenem des Maharadschas von Dschaipur. Dafür verlor Dschaipur im 18. Jahrhundert das Gebiet seines Vasallenstaates Alwar, dessen Fürst während der Minderjährigkeit eines Maharadschas von Dschaipur sich selbständig machte, wodurch eine dauernde Entzweiung beider Fürstengeschlechter entstand und ein so tief eingewurzelter Haß, daß, woferne die Engländer es dulden würden, der sofortige Ausbruch eines Krieges zwischen beiden Ländern zu befürchten wäre.

Geradezu romantisch klingt die Geschichte von der gleichzeitigen Bewerbung des Maharadschas von Dschaipur und jenes von Marwar um die Hand der Tochter des Maharana von Mewar, dessen Geschlecht als das vornehmste Radschputanas erachtet wird. Da beide Bewerber von

gleich edler Abkunft waren, wollte der Maharana sich für keinen von beiden entscheiden und versprach, die Tochter demjenigen zu geben, der sich als der Mächtigere erweisen würde. Von seinem Gegner und dessen Verbündeten bedrängt, zog sich der Maharadscha von Marwar in seine Felsenfeste Dschodhpur zurück, in der er seinen Feinden so lange Widerstand leistete, bis die von ihm zu Hilfe gerufenen Pindaris erschienen. Diese Pindaris waren aus ehemaligen Soldaten der Moguls bestehende Räuberhorden, die gewöhnlich, in kleine Trupps verteilt, bald diese, bald jene Gegend Hindustans brandschatzten, sich aber auf den Ruf ihres Oberhauptes zu der stattlichen Macht von 20000 Mann vereinigen konnten. Kaum hatten sie sich in Radschputana festgesetzt, so hausten sie derart bei Freund wie Feind, daß der Maharana von Mewar den Untergang des ganzen Landes voraussah und, um die Maharadschas von Marwar und Dschaipur zu versöhnen, zu dem verzweifelten Mittel griff, seine Tochter zu töten. In das durch die inneren Unruhen geschwächte Land folgte bald darauf ein Einfall der Mahrathas, die Mewar zum großen Teile eroberten. Ihrer weiteren Ausbreitung wurde durch die Engländer Einhalt geboten, die auch den Pindáris auf den Leib rückten und sie nach langwierigen Kämpfen im Jahre 1817 vernichteten. So wurden die Engländer die Retter Radschputanas, und es sind seitdem die radschputischen Fürsten ihre treuesten Bundesgenossen.

Die Tätigkeit der englischen Residenten in Radschputana ist daher großenteils eine repräsentative und nur insoferne eine überwachende, als sie beauftragt sind, zur Verhütung eines Bankerotts die Finanzwirtschaft der einzelnen

Staaten zu kontrollieren und jeden direkten Verkehr von Europäern mit deren Regierungen zu unterbinden. Nicht einmal englischen Beamten, die in irgendeiner Spezialmission zu diesen gesandt sind, ist der Verkehr mit ihnen ohne ausdrückliche Zustimmung des Residenten gestattet. Trotz des in den englischen Kanzleien stark entwickelten Schreibwesens sind die Residenten in Radschputana kaum mehr als drei Stunden im Tage durch Bureauarbeiten in Anspruch genommen. An englischen Hilfskräften stehen ihnen in der Regel ein Arzt und ein Ingenieur zur Seite, die ihren Gehalt von dem Eingeborenen-Staate beziehen, in dessen Dienst sie dem Namen nach stehen. Die Vermittlung des geschäftlichen Verkehrs zwischen dem Residenten und dem Maharadscha erfolgt gewöhnlich durch dessen Privatsekretär, den Munschi. Wenn in jüngster Zeit die Maharadschas bei ihren Versuchen die Macht der Feudalherren, der Radschas, einzudämmen, die Unterstützung einiger Residenten erfuhren, wurde dies seitens der leitenden Regierungskreise in Kalkutta mißbilligt; denn wenn es auch für die Residenten bequemer sein mag, nur mit einem Fürsten verhandeln zu müssen statt mit diesem und einer Schar von Feudalherren, bildet doch gerade deren Existenz ein Gegengewicht gegen die Macht der Fürsten. Zudem ist es ein Grundsatz der anglo-indischen Regierung, sich in die inneren Angelegenheiten der Radschputenstaaten möglichst wenig einzumischen. Manchmal kommt es zu offenem Kampf zwischen den Fürsten und ihren Vasallen, wenn man die Adeligen so nennen darf. Erst vor wenigen Jahren wurde ein adeliger Rebell in seinem Schlosse von Truppen des Maharana von Mewar so lange erfolglos belagert, bis der Clown einer

zufällig das Land bereisenden englischen Artistengruppe, der früher als Kanonier gedient hatte, die Artilleristen des Maharana belehrte, wie sie ihre Geschütze zu richten hätten. Als nun mit dem dritten Schusse die Plattform auf dem Hause des Aufrührers zerstört wurde, ergab sich dieser mit der Erklärung, es sei keine ritterliche Kriegführung, ihm sein Wohnhaus über dem Kopfe zusammenzuschießen.

Wie die Vasallen gegen die Fürsten, rebellieren die Bauern zuweilen gegen ihre Grundherren. Im Vorjahre einten sich die Bewohner von drei Dörfern bei Dschaipur zu bewaffnetem Widerstand und verschanzten sich in einer Wagenburg, in der sie auf den Rücken von Kamelen leichte Geschütze postierten. Ihr Widerstand währte so lange, bis die Wagenburg gebrochen und im Sturme genommen wurde. Gewöhnlich verlaufen jedoch derartige Fehden ziemlich unblutig und sogar harmloser als die nicht allzu seltenen Schlägereien.

Lebhafter, energischer und offener wie die übrigen Hindús stehen die Radschputen uns näher als diese. Mit den Engländern verbinden sie gemeinsame sportliche Interessen, denn sie sind passionierte Reiter, Polospieler und Jäger. Die Hautfarbe der vornehmen Radschputen ist manchmal kaum dunkler als jene der Südeuropäer. Im allgemeinen wechselt sie von einem lichten Hellbraun bis zum Braun der Milchschokolade. Die Stirnen sind breit, die Backenknochen leicht vorspringend, die Nasen von edler Biegung. Mehr wie Mittelgröße erreichen die Männer niemals. Schlecht entwickelt sind wie bei allen Indern die Waden.

Die fürstlichen und adeligen Geschlechter sind sämtlich miteinander mehr oder minder verwandt. Stirbt in



Gwalior, Fort: Nordwestansicht des großen Sasbahutempels erbaut 1093 (Seite 98)



Gwalior, Fort: Westfront des Teli-Ka-Mandirtempels (Seite 98)

einem Land die fürstliche Familie aus und ist die Nachfolge nicht auf dem Wege der Adoption geregelt, steht es den zwölf vornehmsten Geschlechtern zu, aus ihrer Mitte den Herrscher zu wählen. So wenigstens in Dschaipur. Die Stellung des Adels zum Fürsten ist keine eigentlich untergeordnete, es wird vielmehr der Fürst von den Adeligen nicht viel anders wie der erste unter Gleichgestellten betrachtet. Zum Adel wird gerechnet, wer im Besitze von mindestens drei Dörfern ist. Der Besitz vererbt sich vom Vater auf den ältesten Sohn; den jüngeren Söhnen steht nur ein Heimatsrecht zu. Falls sie im heimischen Heere kein Unterkommen finden, wandern sie aus und verdingen sich entweder als Soldaten im englischen Solde oder als Knechte. Die Zucht in den Familien ist eine strenge. Im Alter von neun Jahren wird der Sohn aus der elterlichen Pflege entlassen und einer befreundeten Familie der gleichen Kaste, aber eines anderen Stammes zur Erziehung und zur Ausbildung in den ritterlichen Künsten übergeben und mit deren Tochter verlobt. Dort bleibt er bis zum vollendeten 20. Jahre und kehrt dann nach Hause zurück, falls er es nicht vorzieht, sich in die Familie seiner Schwiegereltern aufnehmen zu lassen.

In alter Zeit entsprach die Stellung eines Maharadschas jener eines altgermanischen Herzogs im Sinne eines Heerführers. Das Heer stellte der Adel, der, je nach seinem Vermögen, verpflichtet war, eine bestimmte Zahl von Fußvolk oder Reitern im Kriegsfalle zu stellen. Von den Einnahmen des Staates war ein Drittel für den Maharadscha bestimmt, ein weiteres Drittel für den Unterhalt des Heeres und das letzte für jenen der Brahmanen und für Zwecke

der Verwaltung. Ein volles Drittel beziehen die Brahmanen jetzt noch im Staate Mewar, wo sie sich großen Einfluß zu wahren verstanden. Abgesehen von ihren regelmäßigen Bezügen haben sie bedeutende Nebeneinnahmen durch freiwillige Spenden.

Ein jeder Maharadscha hat seine Leibwache, die mit Krummsäbeln und alten Luntengewehren bewaffnet ist sowie mit kleinen Rundschilden, die an einem über die linke Schulter geschlungenen Band an der rechten Hüfte befestigt sind. Ähnlich ausgerüstet sind die Trabanten der Vornehmen, die bei ihren Aufzügen zu Fuß wie zu Roß diese begleiten. Die Waffen sind der höchste Stolz der Radschputen, und selbst der gewöhnliche Bauer wird bei festlichen Gelegenheiten mit einem Schwert an der Seite erscheinen. Erstaunlich ist, welche Kostbarkeiten die fürstlichen Rüstkammern enthalten. Die Griffe der Dolche bestehen aus Elfenbein, Bergkristall oder Nephrit, sind als Vogel- oder Pferdeköpfe gestaltet und mit Edelsteinen besetzt. Eine besondere Form des Dolches ist der Khuttar, eine Waffe mit breiter, zungenartiger Klinge, deren mit Goldtauschierung gezierte Parierstangen in der Verlängerung der Klinge wie Schienen den Unterarm schützen. Einzelne Khuttars sind mit Springklingen versehen, welche auf den Druck einer Feder scherenartig sich öffnen. Neben den Dolchen Jagdmesser von erlesener Arbeit, Säbel und Haudegen. Auffallend ist die Kleinheit der Griffe, die viel zu schmal sind für eine europäische Faust. Unförmlich breite Krummschwerter von erheblichem Gewicht, deren Klingen goldtauschierte Göttergestalten schmücken, waren zur Enthauptung der Büffel bei großen Opferfesten be-

stimmt, eine Prozedur, die fast nie auf den ersten Hieb glückte und außer Übung geriet. Langschäftige Speere mit verschiedengestalteten Spitzen, Streitkolben und Äxte, zuweilen kombiniert mit seitlich darangefügten Pistolenläufen, ferner zierliche, in einer dünnen Spitze endende Hämmer, die dazu dienten, mit flinkem Hiebe aus den Marmorbassins der Gärten die Fische herauszuholen, ein Zeitvertreib, mit dem sich die Vornehmen und ihre Haremsdamen ergötzten. Kurze Jagdbögen, in der Mitte eingesattelt, die aus zwei Hornstücken bestehen, und lange stählerne Kriegsbögen. Unter den Pfeilen solche mit halbmondförmiger Spitze. Alte sinnreich konstruierte Gewehre, zum Teil mit Revolvermechanismen. Durch Buckeln verstärkte Rundschilde aus Stahl, dem gelben transparenten Leder des Nashorns oder dem dunkeln des Büffels. Panzerhemden und Hosen aus gedoppeltem Kettengewebe stahlblauer und gelblicher Ringe, die zu geometrischen Mustern geordnet sind. Panzer aus einem Bruststücke und zwei Seitenplatten. Armschienen. Kettenhauben zu einem Helme verstärkt durch gewölbte Platten, niedere, aus einem Stücke geschmiedete Helme mit einem Nackenschutz aus Kettenbehängen und einer zierlichen Spitze.

Die Milizen des Feudalheeres sind wenig geschult. Im Frieden obliegt ihnen der Sicherheitsdienst und die Bewachung etlicher Forts, die mit alten Vorderladergeschützen bestückt sind, welche für die Bedienung gefährlicher sein dürften wie für den Gegner. Nicht minder unbrauchbar sind die kleinen Kanonen, die auf dem Rücken von Kamelen abgefeuert werden. Im Gegensatz zu den Miliztruppen sind die geringen Kontingente, welche die Radschputenstaaten

zu dem Imperial-service-corps zu stellen haben, nach englischem Muster ausgestattet und gedrillt.

Die Verteilung der Steuern ist höchst ungleichmäßig, insoferne die Adeligen je nach ihren Privilegien oder ihren Verpflichtungen zur Heeresfolge verschieden belastet sind. Häufig haben gerade die kleinen Grundbesitzer verhältnismäßig am meisten zu zahlen. Außer im Bikanir gibt es in Radschputana nirgends große Vermögen, abgesehen von jenen der Fürsten. Selbst die Vornehmen wohnen in Häusern, deren Mobiliar aus einigen Matten und Kissen und vielleicht etlichen Miniaturbildern besteht. Die Ersparnisse werden in kostbarem Schmuck angelegt, dessen sich beide Geschlechter bedienen, sonst wird nur mit Waffen und Pferden Luxus getrieben. Bedeutende Summen verschlingen sowohl die Hochzeitsfeiern als die Leichenbegängnisse mit den sich anschließenden Gelagen und den herkömmlichen Spenden an die Brahmanen.

Während weite Strecken Indiens an starker Übervölkerung leiden, findet sich in dem schwachbevölkerten Radschputana noch hinreichender Raum zur Kolonisierung. Es wurden auch schon Kolonisierungsversuche gemacht, indem man Radschputen aus anderen Gegenden heranzog, denen das zu bebauende Land unentgeltlich überlassen wurde unter Zusicherung einer fünfjährigen Steuerfreiheit. Trotzdem mißlang der Versuch, denn vor dem 6. Jahre zogen sämtliche Kolonisten von dannen.

Die greuliche, durch eine ungewöhnliche Dürre veranlaßte Hungersnot des letzten Jahres betraf Radschputana viel weniger wie die angrenzenden Länder, weil die radschputischen Fürsten in ihren staatlichen Kornspeichern der-

artige Vorräte angehäuft hatten, daß sie für die heimische Bevölkerung völlig ausreichten, ja sogar eine Abgabe an die notleidenden Nachbarländer ermöglicht hätten, wäre nicht sehr gegen den Wunsch der britischen Behörden jede Ausfuhr gesperrt worden.

Einzig der entlegene Südosten Radschputanas geriet in Bedrängnis. Ohne die schon eingeleitete Hilfeleistung abzuwarten, wanderten von dort zahlreiche Leute mit ihren Herden nach dem grasreichen Indor hinüber. Wer die dortigen Weidegründe erreichte, war gerettet, doch nur wenige erreichten ihr Ziel. Das entkräftete Vieh verendete in Mengen auf dem Wege, und von den Bauern gelangten manche nach unaufhörlichem Marsche als lebende Skelette in einem derartigen Erschöpfungszustand nach den nächsten Verpflegsstationen, daß sie die gereichte Nahrung nicht mehr zu verdauen vermochten. Allgemein wurde beobachtet, daß Kinder sich von den Entbehrungen viel leichter erholten wie Erwachsene.

Wenn man in guten Jahren in den fruchtbaren Landesteilen Nordindiens mit drei Ernten rechnen darf, treffen auf die besseren Gegenden Radschputanas nur deren zwei. Die Haupterzeugnisse Radschputanas sind Weizen und Baumwolle, am wertvollsten ist aber das dort gewonnene Opium. Der sehr einträgliche Opiumbau ist in den unter britischer Verwaltung stehenden Provinzen Regierungsmonopol. Da er in Radschputana jedermann freisteht, hat man diese unliebsame Konkurrenz englischerseits dadurch zu verhindern getrachtet, daß man den Radschputenstaaten lediglich den Export einer bestimmten Menge Opium gestattete Selbstverständlich verursachte diese Beschränkung

einen lebhaften Schmuggelhandel, der sich bemüht, die geschwärzte Ware jenseits der Grenzen sofort in den Tempeln zu verbergen, in denen Nachsuchungen untersagt sind. Die Überwachung der Opiumproduktion ist eine der wesentlichsten Aufgaben der englischen Residenten. Das Opium wird meist gegessen, was weniger schädlich sein soll als das Rauchen, und ist so ziemlich das einzige Stimulans, dessen sich der Hindú des Nordens bedient. Die Radschputen kennen allerdings auch Getränke aus vergorenem Getreide; sie leben überhaupt besser wie ihre nördlichen und östlichen Nachbarn und nähren sich nicht wie diese vorwiegend von Reis, sondern von Weizen und Gerste. Auch genießen sie häufig Fleisch. Besonders beliebt ist jenes der Wildschweine, während das Fleisch von zahmen Schweinen nur von Leuten der untersten Kasten gegessen wird. Ein radschputischer Stamm hat die islamitischen Speisevorschriften und noch andere islamitische Gebräuche übernommen, seit ihm ein Derwisch das Gelingen eines Kriegszuges prophezeite. „Hilft uns dein Gott", ward ihm geantwortet, „so wollen wir ihn ehren", und so geschah es; dem Derwisch aber wurde eine Grabmoschee gestiftet, die von Mohammedanern wie Hindús gleichmäßig besucht wird. Man möchte meinen, daß bei dem einfachen und gesunden Leben des Volkes es viele alte Leute geben müßte; dies ist aber durchaus nicht der Fall. Zwar hörte ich von einem 115jährigen Greise reden, doch wurde mir ein Alter von mehr denn 70 Jahren als große Ausnahme bezeichnet.

Sehr malerisch ist die Tracht der radschputischen Frauen, die der in den Nordwestprovinzen üblichen gleicht. Das gesättigte Rot der Saris und Röcke verleiht dem Straßen-

bilde einen eigentümlichen Reiz. Die Frauen der oberen Stände bekommt man niemals zu sehen. Verlassen sie die Zenana, das Frauengemach, huschen sie unverzüglich in die bereitstehende Sänfte oder besteigen einen dichtverhüllten Wagen. Die Sänfte, Palki genannt, besteht aus einer durch Leisten versteiften Matte, die mit Stricken an der Tragstange befestigt ist. Ihre Bodenfläche ist so gering, daß man hinter den Vorhängen kaum ein menschliches Wesen vermuten möchte. An die Wägen, die Ekkas, werden häufig statt der Pferde Buckelochsen gespannt, deren Hörner grün lackiert und mit Metallknöpfen verziert sind. Die Färbung der Hörner erfolgt alljährlich anläßlich eines religiösen Festes. Das Geschirr und Vorderzeug der Pferde ist mit blattförmigen Silberamuletten geschmückt, ähnliche Amulette werden auch von Kindern getragen.

Seinem niederen Bildungsgrad entsprechend ist der Radschpute ungemein abergläubisch. Er mißt dem Vogelfluge große Bedeutung zu und wird einen Bogen beschreiben, um einen am Wege sitzenden Schicksalsvogel auf der richtigen Seite zu umgehen. Sehr viel Gewicht wird bei allen Unternehmungen auf eine günstige Konstellation der Gestirne gelegt. Um eine solche bei seinen Reisen auf die Minute ausnützen zu können, hat der Maharadscha von Dschaipur sich ein Wohnhaus dicht neben dem Bahnhofe einrichten lassen. Verpaßt er den vom Astrologen bestimmten Moment zur Abreise, wartet er dort so lange, bis sich die nächste günstige Konstellation ergibt. Dies kann nach Umständen lange dauern. Erst kürzlich hatte eine seiner Gattinnen, die etwas zu spät vor der Stadt eintraf, volle

zehn Tage zu warten, bis die Konstellation sich gebessert hatte und ihr die Rückkehr nach dem Palaste gestattete.

Von den Brahmanen sind die angesehensten die Padris, die den Großen des Landes als geistliche Berater zur Seite stehen. Dem Padri des letzt verstorbenen Maharadscha von Marwar ist ein eigener Palast als Wohnsitz zugewiesen und ein daneben befindlicher Palast, den sein Vorgänger bewohnte, wird immer noch freigehalten, damit dessen Geist dort verweilen könne. Die wenigsten Brahmanen kennen die Sanskritsprache, obgleich die in Radschputana gesprochene Mundart der Hindisprache von den dem Sanskrit so engverwandten Prakritdialekten sich ableitet. Die Buchstaben werden nach unserer Weise von links nach rechts geschrieben, und zwar mit einem spitzen Holzstäbchen, das in Tinte oder geschlemmte Kreide getaucht wird.

Sehr beträchtlich ist die Zahl der im Lande lebenden Yoghis. Von jenen, die sich körperlichen Peinigungen unterziehen, sah ich keinen; wohl aber hörte ich, daß unlängst ein solcher, der lange Zeit auf einem mit rundlichen Holznägeln gespickten Brette gelegen hatte, nach dem Spital von Dschaipur verbracht worden war. Im Museum dieser Stadt ist eine Reihe von Modellen aufgestellt, welche derartige selbstverhängte Martern veranschaulichen. Eine jede besitzt ihre besondere Benennung und Bedeutung und manche der Stellungen, in denen religiöse Fanatiker, wo nicht tagelang verharren, würden jedem Kautschukmann Ehre machen.

Eine Eigentümlichkeit Radschputanas sind seine kriegerischen Mönchsorden. Jener der Nagas zu Dschaipur ergänzt sich durch Adoption aus den verschiedensten Kasten.

Seine ein eheloses Leben führenden Mitglieder wohnen für gewöhnlich in den Dörfern verstreut, doch sammeln sie sich alljährlich auf den Ruf ihres Oberen, um hoch zu Roß an den Übungen der Truppen sich zu beteiligen. Ihre Spezialität ist die Handhabung langer Raketenstöcke, die sie zu Beginn des Angriffs entzünden, um hiedurch die Pferde des Gegners scheu zu machen.

2. Dschaipur und Amber.

Eine Tigerjagd.

Im weiten Halbkreise umziehen im Norden und Osten die Ebene von Dschaipur rötliche Felsen. Ihre nahezu geradlinigen Kämme sind mit Mauern und Türmen befestigt, die sich nach Norden bis zu der Einsattelung des Passes von Amber fortsetzen. Auf dem höchsten Punkte das Schloß der Mutter des Maharadschas. Nordöstlich der Stadt hebt sich aus der Ebene ein dunkler Basaltfels, der Moti-Dungri oder Perlenhügel, auf dessen Gipfel eine weiße Tempelpyramide steht.

Dschaipur, 1728 durch den Maharadscha Dschai-Singh gegründet, kann das indische Mannheim genannt werden, da es wie dieses nach einem einheitlichen Plane errichtet wurde mit breiten, rechtwinklig sich schneidenden Straßen. Die Mauern, Tore und Häuser sind rosa getüncht und die stattlichen Fassaden an der Hauptstraße durch Erkerchen belebt, die, wenn im Übermaße angewendet, wie am Palaste der Winde von bizarrer und verwirrender Wirkung. Dieser Palast ist ein Bestandteil des fürstlichen Schlosses, das ein Siebtel der städtischen Grundfläche einnimmt. Man

führte mich in die beiden Empfangssäle, in den Diwan-I-Khas und den größeren Diwan-I-Am, in welchem bei der alljährlichen Huldigungsfeier der Maharadscha die aus etlichen Goldstücken bestehenden Geschenke seiner Vasallen entgegennimmt. Die Bildergalerie enthält die Portraits sämtlicher Maharadschas seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts, alle im Profil wiedergegeben unter hauptsächlicher Betonung ihrer Juwelen und Waffen. In der Rüstkammer fand ich zwischen Meisterstücken indischer und persischer Waffenschmiede eine Kollektion völlig zerlumpter Regenschirme. Ich mußte hiebei an die altwiener Possenfigur des Staberl denken. „Wer sind Sie?“ wird er auf der Polizei befragt. „Ein Künstler.“ „Wieso?“ „Ich fertige Parapluies!“ „Soll das etwa eine Kunst sein?“ „Bitte, machen's eins!“

Von der Rüstkammer begaben wir uns nach dem arg verwilderten Garten. An seinem Eingang zwei alte Götterfiguren und das Grabmal des Lieblingshundes des Fürsten, an seinem Ende eine niedere Säulenhalle, dahinter ein Teich. Als wir an dessen Rand standen, klatschte der uns begleitende Diener in die Hände und begann laut zu rufen. Die grüne Schlammschicht, welche die Wasserfläche bedeckte, geriet in Bewegung, es erschienen graugrüne Klötze gleich triftenden Baumstämmen. Sie kamen näher, und nun erkannte ich gezackte Rücken und schlängelnde Bewegungen. Kein Zweifel, es waren Krokodile, die heranschwammen. In Erwartung der Fütterung begannen die gefräßigen Saurier unter heiserem Grunzen sich gegenseitig zu verjagen. Diejenigen, denen es glückte, bis an die Ufermauer vorzudringen, blinzelten vergnüglich aus ihren blauen Schweins-

äuglein und warteten mit aufgespreiztem Rachen auf die Fleischstücke, welche wir an Stricken hinabließen. Die an die weiße Gaumenwand gepreßte Zunge ermöglichte es, das gewaltige Gebiß der Bestien zu betrachten. Sehr kräftig sind die Schließmuskeln ihres Rachens. Mit hörbarem Rucke klappten die Kinnbacken wie ein Scharnier zusammen, wenn sie den Bissen verfehlten, und mehr denn einmal zogen wir mit vereinten Kräften eines der Tiere am Strick in die Höhe. Im allgemeinen verhielten sich die Krokodile geduldig, und eines der größten, dessen Schädel eine Breite von mindestens 40 cm hatte, wartete etwa eine Viertelstunde mit weit geöffnetem Rachen auf seinen Anteil. Andere freilich fauchten vor Gier und wandten sich, ganze Wasserwirbel erzeugend, blitzschnell um die eigene Achse. So behend sie im Wasser sind, so unbehilflich sind die Tiere am Lande. Während wir in den Weiher niederblickten, hatte sich eines der Krokodile unbemerkterweise die Treppe hinaufgeschlichen und stand kaum drei Schritte von mir, als mich Herr von Stetten an der Schulter zurückriß. Kurz entschlossen griff der uns begleitende Hindú nach einem schweren Riegelbalken und ließ ihn so kräftig auf den Schädel der Bestie niederschmettern, daß sie sich sofort duckte, die Augen schloß und Schritt für Schritt bedächtig zurückkroch. Im Wasser öffnete sie alsbald wieder den Rachen, um demütig um Futter zu bitten. Es war eine Szene wie im Marionettentheater.

Durch eine Seitentüre des Gartens betraten wir den Elefantenstall. Der Maharadscha besitzt, nachdem im Vorjahre 18 Elefanten einer Seuche erlagen, immer noch deren 50, lauter Prachtexemplare. Den männlichen Ele-

fanten waren die mächtigen Stoßzähne gekürzt und durch Metallreifen an den Schnittflächen umschlossen. Kopf, Rüssel und Ohren schmückte eine bunte Bemalung, die in ihren Umrissen die Form der Zierdecken nachahmte, die den Elefanten bei festlichen Umzügen aufgelegt werden. Bei diesen werden sie außerdem am Kopf durch massiv silberne Zierplatten geschmückt und durch Ohrgehänge in Gestalt silberner Quasten. Die Haudahs oder Tragsättel sind dann zu kleinen Baldachinen ausgestaltet, für den täglichen Gebrauch aber bestehen sie bloß aus der Länge nach aufgeschnallten Bänken, auf denen je zwei Leute Rücken gegen Rücken sitzend, Platz finden. Als Fünfter reitet der Mahaut oder Lenker auf dem Halse des Tieres, das er durch Zurufe leitet, deren Sinn niemand kennt und die vielleicht einer vergessenen Sprache ausgestorbener Ureinwohner entstammen. Seinen Befehlen verleiht er Nachdruck durch den Kornak, ein Instrument, das einem kurzen Bootshaken sich vergleichen läßt. Soll der Elefant sich niederknien oder aufstehen, drückt der Mahaut die Spitze des Kornaks gegen dessen Kopf; soll aber der Elefant seinen Gang beschleunigen, schlägt er ihm den Widerhaken des Kornaks in das weiche Fleisch hinter dem Ohr. Obgleich die Elefanten infolgedessen fast stets am Kopfe bluten, nehmen die geduldigen Tiere diese Behandlung nicht übel, während sie für erlittene Unbill sich sicher zu rächen wissen. Erst unlängst zertrampelte in Dschaipur ein Elefant den ihm verhaßten Mahaut und richtete, nachdem er entkommen, in den Feldern einen derartigen Schaden an, daß beschlossen wurde, ihn zu töten. Nach längerer Bemühung glückte es, ihn einzukreisen; er erhielt einige

vierzig Schüsse, davon fünf in den Kopf, diese aus der Expreßbüchse des englischen Residenten. Etliche Tage später wurde er in ziemlich krankem Zustande mit Hilfe dreier anderer Elefanten eingefangen und dann wieder gezähmt. Die Nützlichkeit des Elefanten wird in Europa bedeutend überschätzt. Sechs Zentner ist die größte Last, die er zu tragen vermag, und seine Schnelligkeit ist weit geringer als die eines Pferdes. Sie beträgt im Maximum 12 Kilometer die Stunde, für gewöhnlich aber bewegt er sich im gemächlichen Schritt. Nichtsdestoweniger wird man in der Haudah derart geschleudert, daß man sich an ihrem Gestänge festhalten muß und Leute von schwachen Nerven Anfälle von Seekrankheit erleiden. Bei jedem Schritt tastet der Elefant, ohne den Boden zu berühren, mit dem Rüssel vorsichtig voraus und beim Steigen beginnt er mächtig zu schnauben. Spitze Steine vermeidet er ängstlich, da seine weichen Fußsohlen sie schmerzlich empfinden. Er ist überhaupt weit empfindlicher, als man glauben möchte. So spürt er die kleinste Fliege auf seinem Rücken und sucht sich ihrer durch Zusammenpressen der Hautfalten zu erwehren. Sein Witterungsvermögen ist außerordentlich scharf, um so geringer seine Sehkraft, die kaum über zehn Schritte hinausreicht. Ein junger, tadellos gewachsener Elefant kostet ungefähr 14000 Mark. Bis in das 80. Jahr erhält sich der Elefant in voller Rüstigkeit. Als höchstes Alter, das er erreicht, wurden mir 150 Jahre genannt. Den Altersbeginn erkennt man schon äußerlich an der Rißbildung der Ohren. Mißlich ist, daß die Elefanten in der Gefangenschaft sich nicht paaren. Dort, wo es noch wilde Elefanten gibt, wie in Assam, Ober-

birma, Südindien und Ceylon, treibt man daher die gezähmten Weibchen zur Brunstzeit in die Wälder, um sie hernach wieder einzufangen. Da jeder Elefant seinen eigenen Wärter beansprucht und eine Unmenge von Futter verbraucht, kommen seine Leistungen im Verhältnis zu den Kosten sehr teuer zu stehen. Dampfmaschinen arbeiten wesentlich billiger. So ist der Elefant gegenwärtig zum Luxustiere geworden. Die einzige praktische Verwendung, in der er sich bezahlt macht, ist jene im Forstdienst, um das Holz auf ungebahnten Wegen von den Bergen zu schaffen.

Neben dem Elefantenstalle des Maharadscha von Dschaipur liegt die von Dschai-Singh gegründete Sternwarte. Dieser Fürst war ein leidenschaftlicher Astronom und muß bedeutende Sachkenntnisse besessen haben, wie die hier vorhandenen Instrumente beweisen, sowie jene in den von ihm zu Dehli und Benares eingerichteten Observatorien. Für mich als Laien blieb die Bestimmung der meisten Instrumente unverständlich, z. B. kolossaler zwischen Pfeilern aufgehängter Bronzescheiben, auf die die Laufbahn der Planeten graviert ist. Zur Feststellung der Sonnen- und Sternenhöhe dienten eigene Gebäude, die eine doppelte, sich gegenseitig kontrollierende Beobachtung gestatteten. Seit Jahren vernachlässigt, geht die ganze Anlage dem Verfalle entgegen.

Die Tempel der Stadt sind ebenso bizarr wie unschön: um ihre Türme wuchern kleinere Turmgebilde.

Sehr farbenprächtig sind die Trachten der Leute. Fast jeder schlingt seinen niederen Turban in anderer Weise, und ebenso verschiedenartig sind die Kostüme. Die einen

bedienen sich kurzer Jacken und faltiger Hüfttücher, die anderen langer Talare.

Die Abwesenheit des Maharadschas bedauerte ich lebhaft. Er gilt als das Urbild eines echten Radschputen und gehört zu den wenigen Fürsten, die weder eine englische Erziehung genossen haben, noch die englische Sprache beherrschen. Er steht im 40. Lebensjahre und besitzt trotz fünf rechtmäßiger Gattinnen nur illegitime Söhne. Sein Lebenslauf war ein höchst abenteuerlicher. Als nachgeborener Sohn eines Adeligen fühlte er sich von seinem Vater zugunsten seines älteren Bruders zurückgesetzt, mit dem er eine Fehde begann. Sie endete mit seiner Gefangennahme durch die Truppen des Maharadscha und seiner Verbannung. Bettelarm lebte er nun in einem benachbarten Staate, bis ein Brahmane seiner sich annahm, welcher ihm prophezeite, er würde Maharadscha von Dschaipur werden. Tatsächlich rief ihn der dortige Maharadscha zurück, der ihm seiner Tapferkeit wegen verzieh und den nur entfernt Verwandten an Kindes Statt annahm. Auf den Thron gelangt, ernannte er den gütigen Brahmanen zum Oberpriester eines Tempels, den er an dessen Wohnort mit einem Kostenaufwande von 2 Millionen Mark erbaute. Dort opfert er nun alljährlich sein Bart- und Haupthaar und lebt dann in vollster Zurückgezogenheit, bis das Haar wieder gewachsen. — Der englische Resident rühmt ihm nach, daß er sich um die Verwaltung seines Landes annimmt und bei wichtigeren Entscheidungen den Sitzungen des Staatsrats präsidiert. Die obersten Staatsbeamten sind mit Ausnahme eines Mohammedaners sämtlich Hindús. Der Premierminister ist bezeichnenderweise kein Radschput,

sondern ein bengalischer Babú. Er gilt als sehr schlau und als das eigentlich treibende Element. So weit er es vermag, trachtet er die Macht des Adels zu brechen. Die Schaffung einer mit Tragetieren ausgestatteten Trainformation, welche das Fürstentum zu dem aus Hilfstruppen der eingeborenen Staaten gebildeten Imperial-service-corps stellt, das im Bedarfsfall zur Verstärkung des angloindischen Heeres herangezogen wird, ist ihm zu verdanken und ganz im Sinne der Engländer, denen es in ihrem indischen Heere an Trainformationen gebricht und die es nicht lieben, wenn die tributären Staaten allzuviel europäisch geschulte Truppen besitzen. Der Maharadscha hätte es vorgezogen, ein Kavallerieregiment zu stellen, allein dies paßte nicht zu der adelsfeindlichen Politik seines Ministers, der wohl wußte, daß kein Adeliger als Troßknecht dienen würde. An sonstigen Truppen verfügt, von der Feudalmiliz abgesehen, der Maharadscha über 4000 Mann aller Waffen.

Die Gesamteinnahme des etwa zweieinhalb Millionen Einwohner zählenden Staates belaufen sich auf 10000000 Mark, von denen 600000 Mark als Tribut an die britische Regierung entrichtet werden. Die Dschaipur-Rupie ist höherwertig wie die in den britischen Territorien im Umlauf befindliche, sie ist jedoch seit Sperrung der angloindischen Münzanstalten im Preise etwas gesunken. Minderwertig hingegen ist die Prägung eines der Dschaipurer Vasallenfürsten, der sich durch diese Münzverschlechterung zu bereichern sucht.

Die Handhabung der Justiz erfolgt durch einheimische Richter. Die früher üblichen barbarischen Strafen, wie das Abhauen der Hände oder das Entzweischießen der an die



Galta; Blick von der obersten Tempelterrasse ins Tal (Seite 125)

Mündungen von Kanonen gebundener Verbrecher, sind abgeschafft und seit langem fand überhaupt keine Hinrichtung mehr statt. Die Kettensträflinge werden zu öffentlichen Arbeiten verwendet.

Mit Bildungsanstalten ist Dschaipur reichlich versehen, so mit einem College nach englischem Muster, einer Sanskritschule, einer Kunstgewerbeschule, einem Museum und einem zoologischen Garten, in welchem einige starke Tiger verwahrt sind. Ich staunte ob der Unvorsichtigkeit der Wärter, die, obwohl sie durch die Bestien schon je einen Arm eingebüßt hatten, mit dem übriggebliebenen die Tiere auf das Unvorsichtigste neckten.

Von zwei Lanzenreitern begleitet fuhren wir durch die Vororte der Stadt nach dem alten Residenzschlosse zu Amber. Beiderseits der Straße hohe Kaktus- und Agavenhecken, dahinter Garten an Garten. Zwischen von Schlingpflanzen umstrickten Baumgruppen und den schlanken Stämmen hochwüchsiger Palmen die flachen Dächer der Landhäuser mit Baldachinen und Pavillons. Da und dort halbgeborstene Tempel und Kuppeln von Kenotaphen Verstorbener, deren Asche in der Ganga versenkt wurde. — Auf den Dächern und Bäumen saßen Wildpfauen, die heiligen Vögel der Saraswati. Grünschillernde Bienenfresser huschten von Zweig zu Zweig. Turteltauben girrten in ihrem Laubverstecke und auf den Wiesen sah man Wiedehopfe und schlanke Reiher. Von Zeit zu Zeit eine Kapelle mit einem scheußlichen Götzen oder einem rotgefärbten Steine, dem Symbol Hanumans. Am Fuße der Berge ein Palast, rechts weiter im Hintergrunde am Ufer eines Weihers ein von mächtigen Bäumen beschattetes Landhaus,

darüber am Hange ein altes Fort. Wir bestiegen hier einen Elefanten, der uns zum Passe von Amber hinauftrug. Das Tor des Passes ist durch einen Wehrgang mit den Befestigungen auf den Höhenkämmen verbunden. Am Wege viele Bethallen und freistehende Götterbilder. Nach der ersten Biegung der Straße erblickten wir links über uns den rötlichen Turm der obersten Burg und bald darauf auch die zweite Burg, die mit dem tiefer gelegenen Schloß durch eine in vielen Zickzackkurven geführte Mauer verbunden ist, welche bis zur Talsohle sich fortsetzt und von dort zu den jenseitigen Höhen, um im großen Bogen die Stadt Amber zu umschließen, die den Talkessel ausfüllt. Seit der Erhebung Dschaipurs zur Hauptstadt ist Amber verlassen und dem Verfall preisgegeben. Schade um seine schönen Paläste und Tempel. Gleich hinter dem Stadttore ein besonders zierlicher Bau. Die Pfeiler seiner rundlichen Vorhalle tragen Götterbüsten an den Kapitellen. Von dieser Halle erblickt man den unter dem Schlosse gelegenen See. Eine Insel in seiner Mitte barg den Lustgarten. Sie ist in mehrere Terrassen gegliedert, über die einst Kaskaden herabplätscherten. Die auf der obersten Terrasse stehenden Sandsteinkioske sind dem Einsturze nahe, und zwischen den zu geometrischen Mustern geordneten Steinleisten der einzelnen Gärten sprießen verwilderte Bäume und Sträucher. Der Weg zum Schlosse zieht sich in vielen Serpentinen bergan und durch drei Tore hindurch. Als wir den von niederen Gebäuden und Pfeilerhallen umgebenen Vorhof betraten, ertönte ein Oboe und begrüßten uns die Wachtmannschaften mit erhobenen Säbeln. Ich hatte geglaubt, ein verlassenes Schloß zu betreten, aber da lugten auf ein-

mal eine Menge Gesichter neugierig zwischen den Zinnen hindurch. Sonderbar, alle Gesichter hatten die gleichen weißen Backenbärte, aber zu diesem greisen Aussehen paßte wenig die große Beweglichkeit, mit der die Köpfe verschwanden und an anderer Stelle wieder erschienen. Plötzlich ein schrilles Kreischen, und siehe da, es verwandelten sich die vermeintlichen Greise in Affen, die schnell wie der Blitz die Zinnen erkletterten und von Gesims zu Gesims in schwindelerregender Gewandtheit sich schwangen.

Neben der Freitreppe, welche zum Diwan-i-Am führt, wird in einem kleinen Tempel der Kali täglich eine Ziege geopfert. Eine doppelte Pfeilerreihe umgibt den Diwan-i-Am, die große Empfangshalle. Als Eckpfeiler dienen Elefantenfiguren und als Stützen des vorspringenden Dachgesimses Köpfe von Elefanten. Da das Schloß im Jahre 1600 zu bauen begonnen wurde, gleichen seine Innenräume jenen der Mogulpaläste, nur sind sie bescheidener ausgestattet und von geringeren Ausmaßen. Aus weißem Marmor bestehen nur die durchbrochenen Gitterfenster und die mit Blumenreliefs geschmückten Wandsockel, die Wandflächen und Nischen hingegen aus Gipsstuck mit darin eingelassenen Spiegelscheiben. Das obere Stockwerk umschließt ein Gärtchen, in welches aus der Mauer eines anstoßenden Gemaches eine Wasserader in sanftem Geplätscher hinabquillt. Sehr hübsch ist der Ausblick vom Dache, hinter dessen Brüstung die Schloßbewohner in mondhellen Nächten sich zu lagern pflegten. Der rückwärtige Teil des Palastes birgt die Zenana.

So klein die einzelnen Räume sind, so groß ist die Gesamtausdehnung des Schlosses, weil an Stelle von Treppen vielfach schiefe Ebenen verwendet sind, die einen sehr

beträchtlichen Raumaufwand erforderten, da sie so breit gehalten werden mußten, daß man Sänften auf ihnen befördern konnte. Derartige Rampen verbinden nicht bloß die meisten Räume miteinander, sondern auch durch Separatgänge mit der Zenana.

Auf dem Rückwege begegnete ich in Amber einem jungen Edelmann, der mit einer goldenen Kette um den Hals in samtenen Staatsgewändern auf einem stattlichen Scheckhengste ritt, begleitet von seinem bewaffneten Gefolge. Am gleichen Abend hatte ich auf dem Pologrunde in Dschaipur Gelegenheit, die Häupter des dortigen Adels kennen zu lernen. Ich staunte, was für schöne männliche Gestalten unter ihnen zu sehen waren, doch berührte mich sonderbar der weibische Schmuck ihrer Perlenohrringe und goldenen Armbänder. Das Benehmen dieser Edelleute war ein ungezwungenes und hatte nichts von der kriechenden Unterwürfigkeit, die sonst die Inder den Europäern gegenüber zur Schau tragen. Einer von ihnen, der junge Radscha von Kethri, war anläßlich des Regierungsjubiläums der Königin Viktoria in London gewesen und wird seitdem vom Maharadscha von Dschaipur nicht mehr empfangen, der in der Reise einen Verstoß wider die Kastengesetze erblickte. Auf der Rückreise, so erzählte mir der Radscha, habe er auch Deutschland besucht und jenen Turm im Rheine gesehen, in welchem ein Mann von Krokodilen gefressen wurde. Ich beruhigte ihn über diesen Punkt, indem ich versicherte, es seien bloß Mäuse gewesen. Armer Hatto, Krokodile hätten dich schneller erledigt!

Das Polo wird als nationalindisches Spiel von den Radschputen leidenschaftlich betrieben; doch bemerkte ich

stets, daß die Engländer ihnen hiebei in reiterlicher Beziehung überlegen waren. Bei Mangel an Mitspielern werden die Reitknechte zur Aushilfe herangezogen, falls sie Kastengenossen ihrer Herren sind. Der Preis eines guten Polo-Ponys beträgt etwa 1200 Rupien. Die Ponys werden teils aus Arabien importiert, teils in Radschputana gezüchtet.

Am folgenden Tag ging es abermals nach dem Gebirge. Nach Durchschreitung des von Amber ostwärts sich fortsetzenden Mauerzuges gelangten wir in das schmale Felstal von Galta. Ein kleiner Bach, der über die Felsplatten hinabgleitet, speist eine Anzahl von Stauweihern, die durch dazwischenliegende Tempel getrennt in stufenweiser Anordnung sich folgen. Weiter unten im Tale liegt eine Gruppe von Tempeln und Lusthäusern. Ihre Kuppeln und Erker, Säulenhallen und Pavillons ergeben ein hübsches Gesamtbild, zumal das grelle Weiß ihrer Tünche gemildert wird durch das saftige Grün der Palmen und das mattere der übrigen Bäume. Manche der Gebäude sind mit Kriegs- und Jagdszenen sowie Darstellungen aus dem höfischen Leben bemalt. Die Klänge von Glocken und Gongs, begleitet vom dröhnenden Baß der Pauken, drangen aus den Tempeln. Auf den Terrassen vor den Teichen entledigten sich Pilger ihrer Gewänder, um in das Wasser zu steigen. Zwischen den Aloen, Kakteen und Zwergpalmen, welche dem braunen Gestein der Hänge entsprießen, tummelten sich Rudel von Affen. Da sie gewöhnt sind, von den Pilgern gefüttert zu werden, sind sie nicht scheu, besonders die Weibchen, die mit ihren Säuglingen an der Brust über die Felsen herabspringen,um das dargebotene Futter entgegen-

zunehmen. Mit kräftigem Griffe faßten sie mich am Gelenk, damit ich die Hand nicht zurückziehen könne, und gaben sie nicht eher frei, bevor sie das letzte Korn daraus entnommen und in die Backentaschen gestopft hatten. Machte ich eine ungeduldige Bewegung, blickten sie mich zornig an, fletschten grimmig die Zähne und erhoben ein abscheuliches Gezeter. Die Männchen verhielten sich ruhiger, aber auch mißtrauischer, höchstens daß sie eine der Ziegen neckten, die an die gemeinsame Futterstelle sich drängten. Die meisten der Affen waren Langurs, schöne, silbergraue Tiere mit schwarzen Gesichtern und langen, grauen Schwänzen, die sie durch ihre Schnellkraft zu weiten Sprüngen befähigen. Sie waren wesentlich munterer wie ihre braunen Genossen, die häßlichen Bhunders. Als hätten sie sich eigens für meine photographische Kamera zu einer Gruppe gestellt, schaukelten sich einige der Affen im Gezweige einer Trauerweide, das über eine Quelle sich senkte.

Hatte ich, um nicht Zeit zu verlieren, bisher dem Jagdvergnügen entsagt, unterlag ich in Dschaipur der Verlockung, in den fürstlichen Jagdgründen mein Weidmannsheil zu erproben. Eine halbstündige Wagenfahrt genügte, um das Leibgehege des Maharadscha zu erreichen. Dort sah ich an einem Flußlaufe Kraniche, Reiher und sonstiges Wassergeflügel, auf der benachbarten Steppe hingegen zahlreiche Ketten schwarzweiß gesprenkelter Hühner. Man jagt sie mit gezähmten Luchsen, die sie im Grase beschleichen. Auch einen Mungo oder Ichneumon gewahrte ich, ein graues Tier mit breitem Kopfe und buschigem Schweife von der Größe und ungefähren Gestalt eines Marders. Er ist ein grimmiger Feind der Schlangen, aber nicht minder

eifrig verfolgt er die Ratten, die zu Tausenden die Steppe bevölkern. Auf einmal erblickte ich große Rudel von Hirschziegen (Antilopen). Sie gleichen in der Art ihrer Bewegung wie an Gestalt und Größe unserem Damwild. Die Geißen sind ungehörnt, die jungen Böcke gleich ihnen von hellbrauner Färbung, die alten Böcke schwarzweiß gescheckt. Obgleich der Sandboden, das hohe Gras und die Deckung gewährenden Dornbüsche das Anpirschen erleichtern, schoß ich in meinem Jagdeifer auf zu große Entfernung. So brachte ich leider nur ein einziges der hohen schraubenförmigen Gehörne als Trophäe nach Hause.

Tags darauf begegneten wir auf dem Hinweg nach dem gleichen Revier Schakalen und grauen Füchsen. Diesmal zeigte man mir die Antilopenjagd mit dem Tschittar. Der Tschittar oder Gepard ähnelt einem Leoparden, ist aber trotz seines katzenähnlichen Aussehens den Hunden zuzurechnen, da er keine vorstreckbaren Klauen besitzt und infolgedessen nur zu beißen vermag. Um das Wild zu täuschen, näherten wir uns dem Rudel auf zwei Ochsenkarren, wie sie die Bauern zur Feldarbeit benützen. Ein dritter Wagen brachte den Gepard, der durch eine Lederkappe geblendet und am Halse gefesselt war. So klein er im Sitzen erschien, so langgestreckt erschien er im Sprunge, als man ihn freiließ. Sofort stoben die Antilopen in hohen Bocksprüngen auseinander. Mit Windeseile folgte ihnen der Tschittar, überrannte die nächste der Antilopen und durchbiß ihr den Nacken. Wir liefen, was wir konnten, voraus die Jäger, die dem zu Boden geworfenen Tier den Hals durchschnitten und das ablaufende Blut in einem Holzlöffel auffingen, so daß der in das Wild verbissene Tschit-

tar, dem man inzwischen wieder mit der Kappe geblendet hatte, keinen Schweiß mehr zu saugen bekam und seine Beute losließ. In diesem Augenblick hielt man ihm den Löffel mit dem noch rauchenden Schweiß unter den Windfang und lockte ihn so in seinen Käfig zurück.

Als wir in der Residency eintrafen, vernahm ich, daß das Lager eines Tigers nun so genau festgestellt worden sei, daß wir zu seiner Erlegung baldigst ausziehen sollten.

In begreiflicher Spannung bestiegen wir am frühen Morgen die bei Moti-Dungri bereitgestellten Araberpferde. Wir ritten durch die sandige Steppe, deren Gebüsch und verdorrtes Speergras jeden Ausblick verhinderte. Bei einem Landhause der fürstlichen Frauen, das, rings von Wasser umgeben, inmitten eines Dickichts von fettigen Blattpflanzen und Pandanusbäumen versteckt ist, harrten zu meinem Erstaunen Scharen von Treibern. Insgesamt waren über 1200 Mann aufgeboten, alles, was sich an Soldaten in Dschaipur und seiner Umgebung befand. Da nur die wenigsten uniformiert waren, hätte ich sie nicht als Soldaten erkannt, hätten nicht die vor der Front stehenden Offiziere bei meiner Annäherung Ehrenbezeigungen kommandiert. Ebenso verschieden wie die Leute bekleidet waren, ebenso verschieden waren sie bewaffnet. Etliche trugen Flinten, andere Speere oder Säbel. Auch Nagas hatten sich eingefunden, um mit ihren Raketen beim Treiben mitzuwirken. Außerdem war ein Dutzend Elefanten aufgeboten worden. Anstandshalber mußte ich einen von ihnen erklettern. Er durchquerte ein Flußbett und trug mich durch ein Dschungel nach einem steinigen, vom Gebirge sich herabsenkenden Rücken, an dessen schmalster Stelle ein Jagdturm errichtet



Dschodhpur: Die Teiche unter dem Schlosse (Seite 131)



Dschodhpur: Das Schloß mit dem Aufgangstore (Seite 132)



Udaipur: Blick vom Pola-See auf Stadt und Palast (Seite 142)

ist. Ein grasgrüner Anstrich soll ihn unauffällig erscheinen lassen und das Bild zweier Jäger, die einen Tiger mit Säbeln bedrohen, das Eindringen eines Tigers verhüten. Nichtsdestoweniger erkletterte bei einer der letzten Treibjagden ein Tiger, der unbemerkt dem Turm sich genähert hatte, dessen Treppe, auf der er von den überraschten Schützen getötet wurde. Um eine derartige Überraschung auszuschließen, verriegelte man hinter uns die Türe. Von der Plattform des Turmes ließ sich beobachten, wie die Treiber ausschwärmten und in weitem Halbkreise den Platz umstellten, an dem der Tiger einen Büffel zerrissen hatte und in dessen Nähe man sein Lager vermutete. Es dauerte Stunden, bis die Aufstellung beendet war und die Elefanten an beiden Enden der Treiberlinie zur Abwehr bereitstanden. Auf ein Signal hin setzte sich nun die Treiberkette unter lautem Geschrei, Hörnerblasen, Schießen und Abbrennen von Feuerwerkskörpern in Bewegung und scheuchte allerlei Wild auf. Mehr als einmal geriet ich in Versuchung, auf einen Wolf, einen Keiler oder einen der kleinen indischen Hirsche zu schießen; allein ich durfte es nicht, um den Tiger nicht zu vergrämen. Schon glaubte ich, mein Warten wäre vergeblich, da erblickte ich in der Ferne einen gelben Fleck. Es war der Tiger. Mit katzenartiger Bewegung schlich er sich durch die Büsche, hielt von Zeit zu Zeit und spähte vorsichtig im Umkreis. So langsam seine Bewegungen scheinbar erfolgten, förderten ihn seine weitausgreifenden Schritte schneller heran, als ich erwartete, und plötzlich stand er auf achtzig Meter mir gegenüber. Ich wartete mit dem Schusse, bis er am Turme vorbei war, und fehlte in meiner Erregung. Da wandte er seinen

Kopf nach mir, aber in diesem Augenblick streckte ich ihn mit einem zweiten Schusse nieder, der ihm die Lungen durchbohrte. Kaum lag der Tiger, begann zu meinem Entsetzen ein Schnellfeuer, denn wer außer mir auf dem Turme noch war, beeilte sich, seine Läufe auf das schwergetroffene Tier abzufeuern, sehr zum Schaden der schönen Decke. Der Tiger kroch noch ein paar Schritte, kam dann ins Rollen und fiel auf einen Baum herab, zwischen dessen Zweigen er hängen blieb. Nun eilten die Treiber herbei, sehr vergnügt über den gelungenen Ausgang der Jagd; war ihnen doch für diesen Fall vom Durbar, dem Staatsrat, die Bewirtung mit Reis und Hammelfleisch versprochen worden. Sie hoben den Tiger aus dem Gezweige, schnitten ihm die Pranken auf, um das zwischen den Klauen befindliche Fett zu entnehmen, das als Heilmittel gegen Rheumatismus geschätzt ist, und luden dann den Körper auf einen Elefanten. Der Tiger, ein mittelgroßes Männchen, besaß eine Gesamtlänge von acht Fuß zwei Zoll.

So sehr meine Jagdbeute mich freute, muß ich doch gestehen, daß für einen wirklichen Waidmann die geschilderte Art des Jagens keine befriedigende ist. Die einzig Gefährdeten sind hiebei die Treiber. Läßt nämlich der Schütze den Tiger nicht an sich vorbei und schießt ihn von vorne her an, wird der Tiger kehren und gegen die Treiber sich wenden. Noch bedenklicher ist die Sache, wenn eine Tigerin mit Jungen im Triebe ist. Wird dies an den Spuren bemerkt, wird die Jagd unterbrochen. Erst im Vorjahre fielen hier einer solchen Tigerin drei Treiber zum Opfer

Die Tigerjagd vom Elefanten aus, die in anderen Gegenden Indiens üblich ist, soll lange nicht so sichere Ergebnisse

liefern wie das Treiben. Nur selten soll der Schütze in die Lage kommen, einen gezielten Schuß abgeben zu können, gewöhnlich aber der Elefant beim Anblick des Tigers die Flucht ergreifen oder aber, von Kampfeswut erfaßt, auf den Tiger losgehen, um ihn zu Brei zu zerstampfen.

Gar zu gerne hätte ich von Dschaipur aus Bikanir besucht, diese Oase in der indischen Wüste, allein es hätte mangels einer Bahnverbindung dieser Ausflug allzuviel Zeit in Anspruch genommen. Bikanir gilt als die reichste Stadt Indiens, da viele Leute, die anderwärts ein großes Vermögen sich errungen hatten, sich nach diesem früher fast unzugänglichen Ort zurückzogen, um dort in Ruhe des Erworbenen sich erfreuen zu können. Dieser Umstand erklärt es, warum Bikanir besonders schöne Paläste besitzt.

3. Dschodpur.

Mit Partab-Singh hinter den Wildschweinen.

Dschodpur, die 1459 von Rao-Dschod gegründete Hauptstadt Marwars, liegt am Fuße des steil ansteigenden radschputischen Randgebirges. Ihre Mauern ziehen sich treppauf, treppab dessen zerklüfteten Kamm entlang und sind mit jenen des Schlosses verbunden, welches auf schroffen Felswänden hoch über der Stadt sich erhebt.

Der Umfang der Stadt ist ein beträchtlicher im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung von nur 20000 Einwohnern. Drei große, zur Wasserversorgung dienende Teiche mit breiten Ghats liegen unterhalb des Schlosses, und in ihrer Nähe befindet sich der geräumige Kornmarkt. Vor jedem Palaste und jedem Tempel ein freier Platz. Die Häuser

sind aus rotem Sandstein errichtet und zum Teil recht zierlich gestaltet.

Am Stadttore wie an den Toren des Schlosses bemerkte ich Tafeln, auf denen mit Ringen reichgeschmückte Hände im Relief dargestellt waren, in einem Falle 31, in einem anderen 15. Es sind dies traurige Dokumente einer vergangenen Zeit, denn diese Tafeln waren bestimmt, das Andenken der Witwen früherer Fürsten zu verewigen, die auf dem Scheiterhaufen ihren Gatten freiwillig in den Tod folgten. — Das Schloß ist ein zauberhafter Feenpalast. Teils auf nacktem Felsgrunde errichtet, teils auf gewaltigen Stützmauern, deren in sanfter Schrägung ansteigende Wandflächen durch hübsche Erker gegliedert sind, strebt der stolze Bau kühn gegen den Himmel empor, ein herrlicher Anblick, zumal im rötlichen Schimmer der untergehenden Sonne. Hinter dem dritten Tore ein schmaler Vorhof. An seiner Innenseite niedere Gebäude aus rotem Sandstein. Ihr oberes Stockwerk tritt über das untere etwas hervor und ruht auf einem reichgegliederten Simse, von dessen Platten Blütendolden herabhängen. Die die Fenster teilenden Pilaster wie die Füllungen der Fensterrahmen sind aufs zierlichste durchbrochen, und die über die Fenster gestülpten, elegant geschweiften Vordächer endigen mit ihren Rippen in anmutigen Knospen. Die Wandflächen zieren in streng symmetrischer Weise Rosetten und kreuzförmige Ornamente. So leicht und luftig erscheinen die Fassaden, als wären sie aus Filigran geflochten. Die vorspringenden Erker sind unterschiedlich gestaltet, rundlich oder polygonal, je nach der Grundform der sie stützenden Pfeiler.

Marmorbalustraden umsäumen die Dächer, die bei den einzelnen Gebäuden von verschiedener Höhe sind.

Dürftiger ausgestattet wie die Fassaden sind die Innenräume. Unter der vergoldeten Decke der Durbarhalle hängen die Bilder von Göttern und Fürsten und im länglichen Audienzsaal der Damen Reihen origineller Lüsterweibchen. Den Zugang zur Zenana bewachen Eunuchen, kenntlich an ihren roten, sackartig geschlungenen Turbans. Man zeigte mir noch die Gemächer, in denen im Jahre 1857 die aus den Nachbargebieten geflüchteten Engländer gastliche Aufnahme gefunden hatten, sowie die Rüst- und die Schatzkammer. Ich sah in dieser lose Edelsteine im Werte vieler Millionen, darunter Smaragden von unvergleichlicher Schönheit. Von den Schmuckgegenständen waren die prächtigsten herrliche Turbanagraffen, die eigenartigsten die mit Juwelen besetzten und mit Reiherbüschen gezierten spitzen Golddiademe der fürstlichen Damen. — Rings um das Schloß führt ein etwa fünf Meter breiter Wehrgang, auf dem Geschütze stehen, die den Inschriften nach aus den Zeiten der Holländisch-Ostindischen Kompagnie herrühren. Von diesem Wehrgang überblickt man die Stadt sowie die in ihr Verteidigungssystem mit einbezogene Felsschlucht vor der Westfront des Schlosses.

Partab-Singh, der Onkel und Premierminister des Maharadscha, hatte mich eingeladen, bei ihm in seinem Landhaus zu wohnen. Partabs Jugend muß eine bewegte gewesen sein, denn er war mehrere Jahre aus seiner Heimat verbannt. Seinerzeit ein vorzüglicher Fußballspieler und Rennreiter, gilt er noch immer als Meister im Polo, das er jeden zweiten Tag spielt. Von seinen hundert Pferden

weilten die meisten auf einem Truppenübungsplatz, da es in der Gegend von Dschodpur an Futter mangelte. Seine sportlichen Ansichten sind die denkbarst anständigen. Er verdammt jeden Sport, der auf Geldgewinn abzielt, und erklärt es als eines Gentlemans unwürdig, einen anderen an seinem Vermögen zu schädigen. Dank seiner sportlichen Leistungen, seiner vornehmen und loyalen Gesinnung erfreut sich Partab in englischen Kreisen der größten Achtung. Als Kommandeur der Marwarer Kavalleriebrigade des Imperial-service-corps hatte er am Kriege gegen Afghanistan teilgenommen und neuerdings an der Expedition gegen die Afridis. In den nächsten Tagen beabsichtigt er, den Truppen nach dem Übungsplatze zu folgen, um dort seinen neunjährigen Sohn zu besuchen und mit ihm ein ganzes Jahr im Lager zu verweilen. Vielleicht bestimmten ihn zu diesem Entschluß noch andere Gründe, denn er sagte zu mir im Hinweis auf seinen Neffen: „Wenn die Jungen kommen, müssen die Alten gehen,“ fuhr aber dann fort, daß der Maharadscha ihm die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste nicht erteilt hätte, so daß er voraussichtlich vom Lager aus die Leitung der Staatsgeschäfte werde weiterführen müssen. Außer dem Marwar-Kontingent des Imperial-service-corps sind Partab auch die übrigen Truppen des Fürstentums unterstellt, tausend Mann Infanterie und ebenso viele Kamelreiter, die geschult werden, im Gefecht über den Rücken ihrer flach am Boden liegenden Reittiere hinweg zu schießen. Ein jeder Soldat erhält täglich eine Rupie, so daß der Unterhalt des Heeres einen sehr beträchtlichen Teil der Staatseinnahmen verschlingt, die sich im Jahre auf sechs Millionen Mark beziffern. Für

ein Land von einer Million siebenmalhunderttausend Einwohnern erscheinen diese Einnahmen gering; doch ist zu bedenken, daß das Gebiet von Marwar wegen Mangel an Wasser größtenteils aus Ödländereien besteht.

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes begleitete mich Partab nach Balsamund und nach Mandohur, der einstigen Hauptstadt. Bei dieser Gelegenheit konnte ich mich davon überzeugen, wie sehr er vom Volke geachtet, aber auch gefürchtet wird. Überall grüßte ihn der Ruf: „Sei nicht zornig, o Herr!“

Einigermaßen komisch wirkte sein Anzug, denn zu dem weißen Turban trug er einen enganliegenden schwarzen Rock, der mit vergoldeten Rupien als Knöpfen besetzt war, und englische Breeches. Als mein Begleiter sich die Bemerkung erlaubte, daß auch bei uns Münzen als Knöpfe beliebt seien — er dachte an die niederbayerischen Bauern —, sagte Partab: „Das ist sehr praktisch. Hat man gerade kein Geld bei sich, reißt man sich einfach einen Knopf ab.“

Auf dem Wege nach Balsamund kamen wir an Mahamundir vorbei, einer befestigten Vorstadt, in welcher sich der Tempel und die Paläste der fürstlichen Padris befinden. Die Gärten von Balsamund mit dem Landhause von Partabs verstorbenem Vater sind trefflich in Stand gehalten. Auf der Weiterfahrt nach Mandohur sahen wir zur Linken eine an die Felswand gelehnte Säulenhalle, den Tempel der dreihundert Millionen Götter, der jedoch nur etwa zwanzig in dreifacher Lebensgröße ausgeführte scheußlich bemalte und mit Flittergold beklebte Götterstatuen enthält. Neben dem Tempel zwischen erhöhten Ghats etliche Teiche, ferner

ein mohammedanischer Friedhof und diesem gegenüber die Tschattris oder Kenotaphe der Maharadschas. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein wurden sie im Hindústile errichtet, später nach Art islamitischer Kuppelgräber. Hinter der Nekropole befindet sich das Eaton von Dschodpur, eine Erziehungsanstalt für adelige Knaben im Alter von 10 bis 16 Jahren, die dort in den Elementarfächern und in der englischen Sprache unterrichtet werden. Partab ließ die Schüler antreten, frug sie nach ihrem Namen, dem ihrer Familie und ihres Stammes, begann sie zu examinieren und tadelte einen jeden, der nicht eine zutreffende Antwort erteilte oder in vernachlässigtem Anzuge erschienen war.

Auf Sauberkeit und Ordnung sieht Partab mit peinlicher Genauigkeit. In Mandohur hatte er die Grabwächter zur Rede gestellt, weil die Gräber nicht entsprechend im Stande gehalten waren, und dann einige Soldaten wegen nachlässigen Grußes. Er ist eben ein Ausnahmshindú, ein tatkräftiger, prächtiger Mann. Anders der junge Maharadscha, den ich beim Polo kennen lernte. Schon sein Äußeres wirkt unvorteilhaft; er ist dunkler gefärbt wie die meisten seiner Untertanen, und seine schlechte Haltung läßt seine Gestalt unansehnlich erscheinen. Man hofft, daß er mit zunehmenden Jahren sich noch besser entwickeln wird. Bisher zeigte er nur für den Pferdesport Interesse und vergeudete hiefür unsinnige Summen. Unter anderem hält er sich in New-Market einen Rennstall, nur damit sein Name ab und zu in englischen Sportszeitungen genannt wird, und für Pferde, die ihm gefallen, zahlt er phantastische Preise. In seinem Marstall hat er — von anderen Pferden abgesehen — für

seinen persönlichen Gebrauch 50 Poloponys. Allerdings reitet er beim Polospiel so rücksichtslos, daß alle Augenblicke ein anderes Pferd unter ihm lahmt. Seine Ausgaben überschritten im letzten Jahre seine Einnahmen um 12 Lakh, das ist 1 200 000 Rupien.

Für den nächsten Morgen war ein Jagdausflug verabredet worden. Pünktlich zur festgesetzten Zeit, es war um vier Uhr früh, stand ich bereit, aber nichts rührte sich im ganzen Hause, ja es war nicht einmal ein Lichtschimmer zu gewahren. So schritt ich mindestens eine halbe Stunde im Scheine des Vollmonds hin und her, bis ich endlich eine mysteriöse Gestalt wahrnahm, die aussah wie ein wandelndes Federkissen. Es war Partab, den es entsetzlich fror und der sich in eine Menge von Decken gehüllt hatte. Nach einer weiteren halben Stunde erschien der Rest der Jagdgesellschaft in ähnlicher Vermummung und vor Kälte schnatternd. Daß ich nur einen leichten Khakianzug trug, setzte alle in Erstaunen. Nun, nach meinem Empfinden war es zwar frisch, aber nicht kalt. Wir fuhren in die Steppe, um die Wildschweine abzupassen, die bei Tagesanbruch sich aus der Ebene in die Berge zurückziehen. Am Ziele angelangt, wärmten wir uns an großen Feuern, die aus zusammengetragenem Reisig entfacht wurden, und warteten, bis die Jäger das Nahen der Sauen verkündeten. Alsbald ergriffen wir die Lanzen und stiegen zu Pferde. Die Sauen, die uns entgegenkamen, waren nicht sonderlich stark; doch war es schwer, sie einzuholen, da sie sehr rasch liefen und oft im Gebüsche unseren Blicken entschwanden. Es galt, immer den Augenblick auszunützen, wenn das Wild einen

Bogen schlug, um ihm durch Abschneiden des Bogens näherzukommen. Mit einem wohlgezielten Stiche nagelte ich einen Keiler am Boden fest. Hiebei geriet er zwischen die Füße meines Araberhengstes, der, von mir gespornt, über ihn hinwegsetzte. Die Lanze ließ ich fallen; sie war zersplittert. Partab belehrte mich nun, daß die Lanze beim Stiche nicht fest an den Körper zu pressen, sondern vielmehr frei in der Rechten zu halten sei, um sie nach dem Stiche sofort in die Höhe ziehen zu können.

Nach Beendigung der Jagd verabschiedete ich mich von Partab. Als ich im Begriffe war, im Bungalo, einer kleinen Bahnstation, mich zur Ruhe zu legen, überraschte mich plötzlich sein Haushofmeister, ein Parsi, nebst einem Diener, der sich auf seine Weisung niederkniete und Herrn v. Stetten das von mir gespendete Trinkgeld zurückerstattete, da ihm die Annahme eines solchen verboten war. Ich staunte über diesen Akt des Gehorsams und schenkte dem Parsi ein silbernes Zigarettenetui.

4. Im Lande Mewar.

Udaipur und Tschittor.

Der Maharana von Mewar gilt als der vornehmste aller Radschputenfürsten, und ich hätte um so lieber seine Bekanntschaft gemacht, als die alten Sitten und Bräuche an seinem Hofe sich unverändert erhalten haben. Leider ward nichts daraus infolge einer Erkrankung des Maharanas. In einem Anfall religiösen Wahnsinns hatte er während vierzehn Tagen sich jeder Nahrung enthalten und war dann

sechs Tage bewußtlos darniedergelegen. Seitdem hatte sich sein Zustand wesentlich gebessert; doch war eine große, ihm selbst unerklärliche Schwäche zurückgeblieben, die ihn zwang, ruhig im Sessel zu sitzen und keine Besuche zu empfangen.

Udaipur, die Hauptstadt Mewars, soll demnächst durch eine Zweigbahn mit der Bahn Adschmir—Indor verbunden werden. Der Maharana war anfänglich gegen das Projekt eingenommen gewesen in der Befürchtung, es könnten bei den Erdaushebungen Gräber entweiht werden. Als aber der Vizekönig auf Besuch kam und der britische Resident es dem Maharana nahelegte, zu dessen Empfang nach dem nächsten, acht Meilen entfernten Bahnhof zu kommen, stimmte er dem Bahnbau zu, um nicht nochmals in die Verlegenheit gesetzt zu werden, seiner Würde etwas vergeben zu müssen; denn bisher hatte eine Entfernung von drei Meilen als die Höchstgrenze gegolten, über die hinaus der Maharana keinem Besucher entgegenreiste.

Von Debari, der gegenwärtigen Endstation, gelangten wir über einen stark befestigten niederen Paß in ein steiniges Tal, in welchem unzählige Kakteen gleich riesigen Spargeln aus dem Boden starrten. Am Ausgang des Tales Ahar, die Nekropole von Udaipur. An ihren Tempeln aus grauem Kalkstein zahllose Skulpturen. In einem ummauerten Garten ein Gewirre von Pfeilern und weiß schimmernden Marmorkuppeln. An hundert Tschattris der fürstlichen Familie sind hier auf engem Raume vereinigt. Viele dieser Tschattris sind unvollendet, und nur die wenigsten enthalten unter der Kuppel das Symbol eines Gottes oder Reliefbildnisse des Verstorbenen und seiner Gattinnen. Zwischen den Tschattris Backsteinkapellen zur Darbringung der

Totenopfer. Vier freistehende Pfeiler, zwischen denen die Scheiterhaufen geschichtet wurden, bezeichnen die Stellen, an denen die Leichenverbrennungen und die Sattis erfolgten. An einer Stelle wurden hier achtzehn, an einer anderen zwanzig Frauen mit der Leiche ihres Gatten verbrannt. War diese im Gefecht in Feindeshand geraten, wurde statt ihrer ein Turban auf den Scheiterhaufen gelegt.

Von einer Höhe hinter Ahar erblickten wir Udaipur: Zur Linken über tiefgrünen Baumkronen den gewaltigen Klotz des schneeweißen Schlosses, gerade vor uns die Häuser und Spitztempel der Stadt, rechts auf einem Hügel die Burg, alles überragt von den braunroten Kuppen und Bergspitzen des Hinterlandes.

Der Staatsbungalo von Udaipur liegt außerhalb der Stadtmauern, umgeben von einer Menge zierlicher Tempel und Tschattris. Von Beginn der Dämmerung bis gegen Mitternacht schepperten ohne Unterlaß Gongs, dröhnten Pauken und ertönten Posaunenstöße, da in der Nähe eine Hochzeit gefeiert wurde. Als es tagte, weckte mich das Plätschern eines sündflutartigen Regens. Ein dichter Qualm gab mir zu denken, und als ich seiner Ursache nachging, ergab sich, daß unmittelbar hinter dem Bungalo Leichen verbrannt wurden. Ein Leichenzug folgte dem anderen. Die Sache wurde verdächtig: 13 Leichen in einer Viertelstunde. Ich frug, was das zu bedeuten habe, und erfuhr, der Witterungsumschlag habe viele Lungenentzündungen veranlaßt. Mir genügte die Auskunft. Offenbar war die Pest in ihrer gefährlichsten Form ausgebrochen, jener der Lungenpest.

In keiner Stadt außer in Benares hatte ich so viele Tempel gesehen wie in Udaipur. Von den Hindútempeln

ist der größte jener des Dschagganath, von weitem schon kenntlich an dem vergoldeten Flaggenmast, der aus seiner Spitze hervorragt. Unzählige Götterfiguren schmücken seine Wände und jene der vier Kapellen an den Ecken des Hofes. Eine fünfte Kapelle enthält die fast lebensgroße Bronzefigur eines mit ausgebreiteten Schwingen knienden Garuda, dessen Haupt eine Tiara krönt und dessen Hals eine Kobra umwindet. Rein dekorative Reliefs von Elefanten, Reitern, Musikanten und Tänzerinnen bedecken die Sockel und Friese.

Der fürstliche Palast ruht auf gewaltigen Substruktionen und ist von erstaunlicher Ausdehnung, da jeder Maharana einen neuen Teil anfügte, um nicht in den Räumen seiner verstorbenen Vorgänger wohnen zu müssen. Im ersten Hofe sind die Elefantenställe, im zweiten finden die Elefantenkämpfe statt: Durch eine niedere Mauer getrennt, werden zwei Elefanten so lange aufeinander gehetzt, bis sie sich mit den Rüsseln ergreifen und sich gegenseitig hin- und herzerren. An der Westseite dieses Hofes dreistöckige Wohngebäude mit Galerien, Altanen und Erkern. Die Zenana: ein fensterloser, blöckischer Bau, ein Gefängnis eher denn ein Palast. Die neuen Teile des Schlosses sind von der Zenana durch einen Garten getrennt. Von den Gelassen des alten Palastes ist das schönste die Marmorhalle des Thronsaales. Der steinerne Thronsessel steht unter einem Marmorbaldachin inmitten einer riesigen Schale, umspült von kühlendem Wasser. Ihn profanierten Affen, die mit dreisten Sprüngen durch die Fenster hereindrangen und sich gebärdeten, als wären sie die Gebieter des Schlosses. Von den Balkons erblickt man ein Labyrinth von Gängen und Höfen und die ruhige Wasserfläche des Pola-Sees.

Nächst dem Thronsaal verdient eine Pfeilergalerie Erwähnung, die mit Glasmosaiken ausgestattet ist und mit gegenständlich interessanten Miniaturbildchen. Stets sind die Maharanas durch einen Nimbus ausgezeichnet, mögen sie ins Feld rücken, im Diwan präsidieren oder dem vierköpfigen Kriegsgott aus goldenen Gefäßen opfern. Die Ostseite des Schlosses umgeben Parkanlagen, die sich an seiner Südseite fortsetzen auf dem Damme, welcher die Mulde zwischen dem Schloßhügel und einer benachbarten Höhe ausfüllt und so die Gewässer des Pola-Sees anstaut, der, wie die Stadt, eine Schöpfung des Maharana Udai-Singh ist.

Der Himmel umzog sich mit dichtem Gewölk. Ein leichter Regen rieselte hernieder, und von dem aschgrauen Gewässer hoben sich Nebelschwaden, die Berge verschleiernd, die ein rotbraun herbstliches Kleid trugen, während ein frühjahrliches Grün die Flächen des Tieflandes färbte.

Nach Udai-Singhs Beispiel hat der jetzige Maharana einen Stausee in der Nähe der Burg anlegen lassen, der mit dem weit größeren Polasee durch einen Kanal verbunden ist. An der schmalen Nordbucht dieses Sees harrte unser am nächsten Morgen ein Boot, in welchem wir den Ghats entlang ruderten. Am jenseitigen Ufer der Bucht Lusthäuser, an der Spitze einer Landzunge, die durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist, ein Tempelchen inmitten eines Bananengartens. Jeden Augenblick andere Bilder. Durch die Tore der Stadtmauer hübsche Blicke in die winkligen Gassen. Über den Mauern steile Dachgiebel, Spitzpyramiden, Kuppeln und Kuppeltürme. Endlich die weiße Masse des Schlosses. Von der Seeseite gesehen, wirkt es viel schöner wie von der Landseite durch die Pfeiler-

hallen und Pavillons, die auf den Gartenterrassen vor der Zenana sich übereinander erheben.

Eine besondere Zierde des Sees sind seine Inseln. Jene in der nach dem Maharana Sarup benannten Bucht, der an dieser Stelle den See erweitern ließ, ist von Arkaden umschlossen und enthält einen lieblichen Lustpark. Größer ist eine zweite, weiter südwärts gelegene Insel. Von ihren drei Säulenhöfen ist der mittlere für die fürstlichen Damen bestimmt. Im dritten befindet sich ein Thronsessel aus Marmor. Wir ruderten nun zu einer Landzunge, um den Zwinger zu sehen, in welchem die Tierkämpfe erfolgen. Gewöhnlich läßt man einen Tiger und einen Keiler gegeneinander. Wie dieser den Tiger erblickt, schreitet er unverzüglich zum Angriff. Meist hält der Tiger nicht stand, sondern sucht an der Wand emporzuklettern, um dann mit einem Sprung sich auf den Keiler zu stürzen. Durch seine Speckschwarte geschützt und durch die Schmerzen gereizt, setzt sich der Keiler tapfer zur Wehr und trachtet den Tiger von unten mit seinen Hauern zu fassen. Wie ich hörte, soll bei diesem scheinbar so ungleichen Kampfe schon mancher Tiger seinem mutigeren Gegner erlegen sein. — Eine dritte Insel erreichte dadurch Berühmtheit, daß Schah-Dschehan, der als Prinz vor dem Zorne seines Vaters Dschehangir (1605—1625) aus Dehli flüchten mußte, auf ihr sich versteckt hielt. Vier Stein-Elefanten vor ihren Ufermauern dienen zur Messung des Wasserstandes, um anzuzeigen, wann dieser die für die Bewässerung der Felder benötigte Höhe erreicht hat. Wir landeten bei einer dreischiffigen Halle, deren Säulen von der Form ineinandergesteckter Blütenkelche sind. Hinter der Halle Lusthäuser und Gärten.

So idyllisch der See und so harmlos er aussieht, ist es nichts weniger als ratsam, abseits von den Ghats in sein Wasser zu steigen, denn unter den Wasserpflanzen versteckt lauern Krokodile, denen schon mehr wie ein zur Tränke schreitender Büffel zum Opfer fiel.

Von Udaipur wandte ich mich nach Tschittor, der einstigen Hauptstadt von Mewar, die Berühmtheit erlangte durch ihren heldenmütigen Widerstand gegen Ala-u-din von Dehli 1303 und später, 1533, gegen den Sultan von Gudscherat. Erst 1568 erlag dieses Bollwerk Radschputanas nach zwölfjähriger Belagerung der Übermacht Akbars, dessen Truppen es von der am leichtesten zugänglichen Südseite erstiegen.

Der Himmel war mit einem leichten Wolkenschleier überzogen und die Schwüle drückend, als wir von der Bahnstation auf dem Rücken eines Elefanten durch die Steppe ritten, aus der sich der isolierte Tafelberg von Tschittor erhebt. Tahleti, die Unterstadt von Tschittor, ist neuen Ursprunges und zählt 15000 Einwohner. Eine breite Straße leitet bergan zu dem 500 Fuß hohen Plateau. An neun Stellen hintereinander ist sie durch Tore gesperrt, die zum Teil von monumentaler Gestaltung sind. Tschattris und Denksteine ehren die bei der Verteidigung der beiden untersten Tore gefallenen Helden. An das oberste Tor reihen sich Säulenhallen. — Wir wandten uns südwärts zu den am höchsten gelegenen Ruinen eines aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts stammenden Palastes. Durch schwere Konsolen gestützt, zieren in drei Reihen übereinandergestellte Erker seine Fassade, deren Ziegelmauern mit glasierten Friesen geschmückt sind. Um 100 Jahre älter



Udaipur: Alter Wasserpalast der Maharanas auf der zweiten Insel von Norden gesehen. 16. bis 17. Jahrhundert (Seite 143)



Gwalior: Felsskulpturen auf der Westseite des Urwahi-Tales (Seite 157)

sind die Paläste des Ratna-Singh und die benachbarte, nach seiner Gattin, der Rani Padmani, benannte kleine Kapelle. Sie ist ein Kleinod der Hindú-Architektur, und mit Skulpturen aufs reichste geschmückt. Über Schuttmassen hinweg schritten wir zu einer Gruppe gänzlich verfallener Paläste und kletterten dann über ein weites Trümmerfeld zu dem Wridschi-Tempel, der aus Spolien zerstörter Dschainabauten errichtet wurde. Hinter seinem massiven Turme die Reste zweier gleichartiger Tempel, von denen nur noch die Türme sich über dem Erdboden erheben. Von den Hindútempeln westlich des Siegesturms verdient jener der Rani Mira-Bai genannt zu werden, einer Fürstin, die durch strenge Askese den Ruf der Heiligkeit erlangte, und der dicht am Hange gelegene Tempel des Rana Mukaldschi. An seinen Pfeilern Reliefs, die in flüssigen Linien legendäre Vorgänge schildern, an der Rückwand der Cella drei riesige Häupter. Nördlich des Tempels ein zierliches Tor mit reichem plastischen Schmuck, unterhalb des Tempels drei Quellen, die sich aus dem überhängenden Gestein in einen Weiher ergießen, in welchem Lingams und Götterbilder versenkt sind. Insgesamt sollen sich 60 Weiher und Wasserbehälter auf der Hochfläche befinden.

Alle bisher genannten Bauten bestehen aus grauem Basalte, aus gelblichem Kalkstein hingegen die Türme des Sieges und des Ruhmes. Den Turm des Sieges errichtete der Maharana Kumbo, nachdem er 1439 den König von Malwa in einer Feldschlacht bezwungen hatte. Der 40 Meter hohe Turm ist außen wie innen mit Tausenden von Gestalten aus dem indischen Pantheon geschmückt. Da sie in flachem Relief ausgeführt sind, stören sie nicht die Kon-

turen des Baues; um so störender wirkt die plumpe Kuppel, die an Stelle der ursprünglichen Bekrönung auf das vorspringende Obergeschoß aufgesetzt wurde.

Der siebenstöckige Turm des Ruhmes an der Ostseite des Berges ist etwas niedriger als jener des Sieges. Im 9. Jahrhundert erbaut, ist er vermutlich das älteste erhaltene Werk der Dschaina-Architektur. Er ist äußerst bizarr gestaltet und trägt in hundertfacher Wiederholung an seinen Außenflächen die stehende Figur Adinaths, des Ersten in der Reihe der Tirthakaras. Ein in der Nähe befindlicher Dschainatempel ist wesentlich jünger und aus Fragmenten anderer Bauten errichtet.

Wir beendeten unseren Rundgang an der Nordwestecke des Berges bei einem Palaste, in welchem nun Truppen des Mewar-imperial-service-corps untergebracht sind, das sich aus dem kolarischen Aboriginerstamme der Bhils rekrutiert. Unser Führer, der Richter von Thaleti, nannte die Bhils eine Dschungelkaste. Sie sind von hohem Wuchse und lichtbrauner Farbe. Ihre Gesichtszüge ähneln jenen malaischer Völker. Ebenfalls von hohem Wuchse und kräftig entwickelter Muskulatur sind die Mhins, Leute von negerhaftem Aussehen. Kaum minder schwarz unterscheiden sich von diesen die Schasi durch ihr straffes Haupthaar. Sie sind Nomaden und wegen ihrer Diebereien ebenso berüchtigt wie bei uns die Zigeuner. Ich begegnete in den Straßen Thaletis einem Trupp von Schasi-Weibern und Kindern, die von bewaffneten Reitern eskortiert wurden, welche beauftragt waren, sie nach der Grenze von Indor abzuschieben. „Tout comme chez nous." — In Thaleti erfuhr ich von einem eigentümlichen Hochzeitsgebrauch. Das

Brautgemach ist durch ein hölzernes Gitter verschlossen, an das der Bräutigam bei der Heimführung der Braut mit seinem Stabe anklopft und das er hernach am Giebel seines Hauses befestigt.

5. 'Adschmir.

Das Territorium von 'Adschmir, das im 18. Jahrhundert von den Mahratenfürsten von Indor erobert wurde, gelangte im Austausch gegen ein anderes an Indor grenzendes Gebiet in den Besitz der britisch-ostindischen Compagnie, die auf diese Weise einen Stützpunkt in Radschputana erlangte. Eben wegen dieser isolierten Lage wird das Territorium von 'Adschmir von einem der Armee entnommenen Deputy-Commissioner verwaltet, dem zwei Assistenten, sowie je ein Finanzkontrolleur, Arzt, Ingenieur und Forstmann zugeteilt sind. Die Verwaltung erfolgt nach den in den Eingeborenenstaaten Radschputanas geltenden Normen, jedoch haben die adeligen Grundbesitzer ihr einstiges Privilegium der Steuerfreiheit verloren, wofür sie und ihre Dienstmannen von der Verpflichtung zur Heeresfolge enthoben wurden. Die Bauern, welche kein freies Eigentum besitzen, sondern auf staatlichen Ländereien ansässig sind, müssen 80 Prozent der Bodenerträgnisse als Steuer entrichten (in den Zentralprovinzen 50 Prozent). Die Staatsforsten sind zwar von geringem Umfang, doch geht man daran, bedeutende Aufforstungen vorzunehmen und namentlich Mangobäume zu pflanzen.

Die im Territorium von 'Adschmir garnisonierenden anglo-indischen Truppen weilten zur Zeit meines Aufenthaltes in einem Übungslager. In der Stadt 'Adschmir war

lediglich ein neugebildetes Bataillon verblieben, das man aus Leuten halbwilder Stämme der dunkeln Urbevölkerung zusammengestellt hatte, um diese Stämme durch den gezahlten Sold und die zu erwartenden Pensionen zu ködern. Eine besondere politische Aufgabe obliegt dem vom Vizekönig Lord Dufferin zu Adschmir gegründeten College, in welchem die jungen indischen Prinzen und Vornehmen mit der englischen Literatur und Geschichte vertraut gemacht und in die verschiedenen Sparten der Staatsverwaltung eingeführt werden. Jene Prinzen, die das College nicht besuchen, erhalten, soweit dies angezeigt erscheint, englische Erzieher zugeteilt, welche durch Wecken des sportlichen Interesses ihre Zöglinge zu beeinflussen suchen und ihnen nach vollendeter Erziehung als Berater zur Seite stehen. Feste Regeln gibt es hiefür nicht, wie überhaupt der ganze Verkehr zwischen den englischen Behörden und den indischen Fürsten einzig nach Gesichtspunkten der Opportunität sich vollzieht. Das College ist ein prunkhafter, aber unschöner Bau, eine Verquickung gotischer und orientalischer Bauglieder.

Die Stadt ist im nördlichsten Tale des Arawalligebirges gelegen, das bis zu 870 Meter über dem Meere sich erhebt und, obwohl seine absolute Höhe über der Talsohle nur etwa 400 m beträgt, durch die reiche Gliederung seiner Kämme wesentlich höher erscheint.

Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Mohammedanern. Der Palast Akbars gleicht im verkleinerten Maßstabe jenem zu Dehli und ebenso die um das Jahr 1200 aus Bruchstücken von Dschaina-Tempeln errichtete Moschee des Archa-eddin-Ka-Dschompra der später zu erwähnenden

Quttub-eddins. Die größte Moschee der Stadt ist die Dargah, in deren Hofe, von einem silbernen Gitter umzäunt, das marmorne Kuppelgrab eines aus Chorasan zugewanderten, 1235 im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Theologen aus dem Geschlechte der Tschisti, der zu den eifrigsten Verfechtern des Sufismus gehörte, jener mystischen, dem Gnostizismus engverwandten Richtung der islamitischen Gottesbetrachtung. Das hohe Eingangstor des Hofes ist von zwei Backsteinpfeilern flankiert, die Lampennischen enthalten. Hinter dem Tore stehen zwei metallene Kochkessel von riesigen Dimensionen. Sie werden auf Kosten reicher Pilger an bestimmten Festen mit Reis, Zucker, Früchten und Gewürzen gefüllt. Die Füllung des größeren Topfes kostet 1000 Rupien. Ist der Reisbrei gekocht, stürzen sich in wildem Gedränge die Bewohner der Dargha darüber her, wobei es vorkommen soll, daß einzelne Leute kopfüber in die Kessel fallen und Verbrühungen erleiden. Der aus dem Kessel geschöpfte Inhalt wird unverzüglich gegessen oder an die Pilger verkauft.

An 1400 Leute bewohnen ständig die Dargha und ihre Nebengebäude, alle Nachkommen der Tschisti, Theologen und Moscheediener mit Frauen und Kindern. Da sie von den Einkünften der Moschee leben und diese trotz des großen Zustromes von Wallfahrern für den Unterhalt so vieler Menschen nicht ausreichen, befinden sie sich in größter Armut. Sie umringten den mit uns gekommenen englischen Commissioner, um ihm ihre Not zu klagen und von der Regierung Hilfe zu erflehen. Es war eine dramatische Szene, die Antwort des Commissioners aber kurz und bündig. „Arbeitet!“ rief er ihnen zu, „das wird euch helfen.“

Scharen von Pilgern, unter anderen solche aus dem fernen Yarkand, füllten die Höfe. Einige warfen sich vor dem Grab des Heiligen betend zu Boden, andere saßen in den Hallen und lauschten Predigten oder kochten ihr Mahl. Sogar Hindús fanden sich unter den Pilgern und betraten ungehindert das Innere der Moschee. „Warum läßt ihr die Götzen-Anbeter ein, nicht aber uns Christen, die wir gleich euch das Buch verehren?“ frug ein Engländer den uns begleitenden Imam; dieser blieb jedoch die Antwort schuldig, denn die den Hindús gewährte Toleranz entspringt einzig schnöder Gewinnsucht. Die Nachkommen des Heiligen sind ein verkommenes Gesindel, und erst kürzlich wurden in einem Teiche hinter der Moschee die Leichen von neun Dirnen entdeckt, die von den Moscheedienern beraubt und ertränkt worden waren.

Vor der Stadt dehnt sich ein großer Stausee, der Ana-Saugar. Werden zur trockenen Jahreszeit seine Schleusen geöffnet, ziehen sich die Fische in eine gemauerte Vertiefung zurück, welche die frommen Dschainagläubigen inmitten des Sees ausheben ließen, um die Fische aus ihr mit Netzen herauszufangen und sie in großen Bottichen nach einem mehrere Meilen entfernten anderen See überführen zu können. Wenn die Fische auf dem Transporte verrecken, ist dies die Schuld der Fische, nicht aber die der gutherzigen Dschainas.

Am Ufer des Ana-Saugar, der Stadt gegenüber, fand ich in der englischen Residency gastliche Aufnahme. Sie liegt an der Stelle eines von Schah Dschehan errichteten Lustschlosses in einem prächtigen Park. Die zahlreichen Affen, die sich in ihm herumtummeln, sind äußerst possier-

lich. Durch den Aberglauben der Bevölkerung beschützt, erlauben sie sich allerlei Frechheiten. Nicht nur plündern sie die Obstbäume, sondern sie dringen sogar in die Zimmer hinein, stehlen, was sie erwischen, und werfen die gestohlenen Gegenstände, wenn ihre Neugier befriedigt, achtlos zur Seite. Ich hatte geglaubt, daß die Affen stets auf allen Vieren laufen, hier aber sollte ich mich davon überzeugen, daß sie, wenn es ihnen nicht eilt, lange Strecken aufrecht sich fortbewegen, watschelnden Ganges, indem sie mit gespreizten Armen sich im Gleichgewichte erhalten. Sie weichen nicht einmal aus, wenn man ihnen auf dem Wege begegnet, und öfters sah ich, wie sie aus den Speisenäpfen der Arbeiter mit schnellem Griff sich die besten Bissen herausholten. In der Obstvertilgung wetteifern mit ihnen die fliegenden Hunde, große Fledermäuse, die nachts dem Raube nachgehen, am Tage aber, zu Trauben geballt, träge in den Baumkronen hängen, die Köpfe nach abwärts. Um ihren Flug zu sehen, scheuchte ich sie mit Steinwürfen auf, woraufhin sie mit ärgerlichem Gezwitscher und leisem Flügelschlage von dannen flatterten.

Nachmittags fuhren wir über einen Bergsattel nach dem Tale von Puschkar, dem Ziel unzähliger Pilger, die aus ganz Indien zu dem heiligen See wallfahren. Der Mogul-Kaiser Aurang-Zib hatte die dortigen Tempel zerstören lassen, an ihrer Stelle sind aber mindestens ebenso viele neue entstanden, häßliche, mit kleinen Kuppeln überladene und durch fratzenhafte Gemälde verunstaltete Bauten, die den tiefen Niedergang der indischen Kunst in den letzten 200 Jahren deutlich bekunden. Interessant ist von diesen Tempeln nur einer und nur deshalb, weil er der einzige

seiner Art in Indien, der Tempel des Brahma. Auf seiner Terrasse steht unter einem Marmorbaldachin eine vom König von Nepal gestiftete Bronzeglocke. — Für die Leute der untersten Kasten, welche die Tempel nicht betreten dürfen, sind neben diesen freistehende Götterbilder errichtet, von denen jene des Ganescha sich offenbar besonderer Beliebtheit erfreuen, da sie über und über mit Flittergold beklebt sind. Von 11 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags, der Zeit der gottesdienstlichen Handlungen, ist unausgesetzt das Quieken der Klarinetten und das Dröhnen der Pauken zu vernehmen. — Halbnackte Brahmanen eilten zur Begrüßung des mit uns gekommenen Commissioners herbei. Ihrer Körperfülle widersprach ihre Klage, daß sie im Vorjahre dem Hungertode nahe gewesen seien und daß sie heuer sich nur durchzufretten vermöchten, weil zwei Pilger ihnen je tausend Rupien gespendet hätten. Unterhaltend war es, den Wettstreit zweier unter ihnen bestehenden Parteien zu beobachten, deren jede sich mühte, sich bei dem Commissioner einzuschmeicheln durch die Einladung, doch ja die ihnen gehörigen Tempel zu besuchen. Um beiden Teilen gerecht zu werden, besuchten wir je einen ihrer Tempel und ließen uns die Karren zeigen, in denen, auf ihren Reittieren sitzend, die bunt lackierten Götzen bei festlichen Umzügen spazieren gefahren werden. Zum Abschiede schlangen uns die Brahmanen stark duftende Kränze um den Hals, die aus den gelben Blüten der Tempelblume gefertigt waren, und schwenkten zum Zeichen des Dankes die ihnen gespendeten Rupien über dem Kopfe.

Der heilige See, ein kleiner Weiher, ist allseits von Tempeln und von Bungalos indischer Fürsten umgeben.



Gwalior: Statuengruppe im Urwahitale (Seite 158)



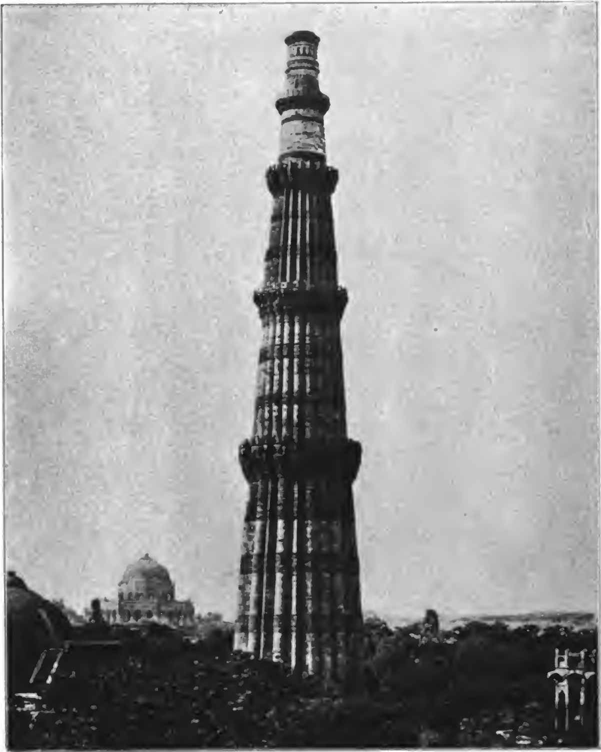
Gwalior: Das Fort, nördliche Ostfront
Links der Man-Singh-Palast (errichtet 1486—1516), 300′ lang, 100′ hoch, mit glasierten Ziegeln geschmückt; daran nördlich anschließend der Vikram-, Jehangir- und Schah-Jehan-Palast (Seite 156)



Dehli: Tor des Alau-eddin, 53' hoch, 31' breit
Davor eine geschmiedete Säule, die früher eine Figur Wischnus trug
(Seite 162)



Dehli: Mausoleum des Altamsh (roter Sandstein)
(Seite 163)



Dehli: Ostansicht des Quttub-Minar
Rechts die abgestürzte und unten wieder zusammengefügte Bedachung der Minaret-Spitze / Links im Hintergrunde das domförmige Mausoleum des Adam Khan (Zeit Akbars)
(Seite 162)

Während wir auf dem Balkon des Staatsbungalo Tee tranken, bemerkte ich, daß auf den Stufen eines aus dem Wasser sich erhebenden Pavillons mehrere Krokodile lagen. Ich staunte, daß dessenungeachtet fortgesetzt Pilger ins Wasser hinabstiegen, und vernahm, daß die Krokodile, die sich hauptsächlich von Fischen ernähren, außerdem so reichlich von den Priestern gefüttert werden, daß von einer eigentlichen Gefahr keine Rede sein kann. Allerdings sei vor ein paar Jahren ein religiöser Fanatiker, der unter der Anrufung des Götterpaares Rama und Sitta sich in den Rachen der Bestien warf, von ihnen zerrissen worden. Im Anschluß an diese Geschichte erzählte mir der Commissioner ein Abenteuer, das einer seiner Freunde, der im Gebirge zur Hirschjagd geweilt hatte, hernach im Staatsbungalo erlebte. Als er eben zu Abend speiste, wurde ihm gemeldet, daß in dem Keller des Bungalos ein großes Krokodil sei. Sofort griff er nach seiner Doppelbüchse, ließ seine Diener mit Lichtern vorangehen und schoß beide Läufe gleichzeitig ab, sowie er das Krokodil erblickte. Der Luftdruck in dem engen Gewölbe blies die Lichter aus und es folgte ein Augenblick peinlichster Spannung, zum Glück aber war das Krokodil tödlich getroffen. Es liegt noch immer im Keller, denn als der Schütze am nächsten Morgen seine Beute fortschaffen wollte, mußte ihm der inzwischen eingetroffene Comissioner dies untersagen, da die Tötung eines heiligen Krokodils mit Rücksicht auf die Gefühle der Eingeborenen nicht ruchbar werden durfte.

6. Gwalior.

Eine wechselvolle Geschichte knüpft sich an die vielumstrittene Felsenfeste von Gwalior. Der Blütezeit Gwaliors im 15. Jahrhundert unter der radschputischen Tumardynastie folgte eine Periode der Nachblüte unter den Mogulkaisern. Den Moguls wurde Gwalior von den Mahratas entrissen und diesen viermal nacheinander von den Engländern, welche 1886 bei einem Gebietsaustausch die inzwischen bedeutungslos gewordene Festung dem Landesfürsten überließen.

Die Dynastie der Sindhias ist eine der jüngsten in Indien. Ihr Gründer, der Großvater des jetzigen Maharadschas, entstammt einer niederen Kaste und hatte seine Laufbahn als Pantoffelträger des Peischwa der Mahratas begonnen, des leitenden Ministers ihres Staatenbundes. Später schwang er sich zum Befehlshaber von dessen Leibgarde empor und schließlich zum unabhängigen Fürsten. Das Fürstentum Gwalior zählt drei Millionen Einwohner, von denen nur 15000 der herrschenden Rasse der Mahratas angehören, und zwar dem Stamm der Laschkars. Dies erklärt, warum der letztverstorbene Maharadscha in steter Angst vor Mordversuchen lebte und seinen Palast in Laschkar, der in der Ebene gelegenen neuen Hauptstadt, mit starken Mauern umgab. Sie sind nun gefallen, niedergeweht von dem Hauch neuzeitlicher Ideen, die mit dem Regierungsantritt des jetzigen Fürsten ihren Einzug hielten. Dieser gelangte minderjährig auf den Thron. Seine Erziehung leitete ein englischer Regimentsarzt, dem es nach anfänglichen Schwierigkeiten glückte, seinen Zögling durch

Anleitung zu sportlicher Betätigung zu ertüchtigen und ihm vielseitige Interessen beizubringen. Der 22jährige Maharadscha gilt nun als einer der intelligentesten und tatkräftigsten unter den indischen Fürsten. Im Gegensatz zu den meisten seiner Standesgenossen heiratete er erst nach vollendetem 18. Jahre und verschmähte es, Nebenfrauen zu nehmen. Vorurteilslos den Neuerungen zugetan, ernannte er seinen einstigen Erzieher zum Rektor der von ihm gegründeten und luxuriös ausgestatteten Hochschule und übertrug ihm außerdem die Aufsicht über seinen Stall. Sein Vermögen, das durch die während seiner Minderjährigkeit gemachten Ersparungen bedeutend anwuchs, beträgt 20 000 000 Mark. An Truppen stellt er zum Imperial-servicecorps zwei Kavallerieregimenter und eine Trainabteilung von 500 Maultieren. Sein übriges Heer besteht aus 15000 Mann Infanterie und einigen Batterien. Zur Zeit reist der Maharadscha im Land umher, um seine Güter zu inspizieren.

Seine Hauptstadt Laschkar besitzt recht stattliche Straßen, von denen die Sarafi im Kaufmannsviertel ihresgleichen in Indien nicht findet. — Die aus dem Dekkan eingewanderten Mahratas werden zu den indoarischen Völkern gerechnet. Sie sind von kleinem und gedrungenem Wuchse, haben breite, eckige Gesichter und einen ausgesprochenen gelbbraunen Teint. Ein runder, roter Fleck auf der Stirne kennzeichnet sie als Anhänger Schiwas. Unter den tellerförmigen Turbans aus gelber oder blaßroter Seide kämmen sich die Männer die Haare derartig in die Schläfen, daß sie die Ohren fast völlig verdecken. Das Originellste des männlichen Kostüms sind die krinolinartig abstehenden Leibröcke, deren Taille dicht unter der Brust sitzt.

Da der Resident in Ermangelung anderen Sportes sich einem Streifzuge der Polizeitruppe angeschlossen hatte, bei dem er bereits über zehn Räuber erschossen haben soll, empfing mich in seiner Vertretung der Leibarzt und ehemalige Erzieher des Maharadscha, ein ebenso unterrichteter wie liebenswürdiger Herr. Zu dem Diner, das in sehr angeregter Stimmung verlief, hatte er acht Artillerieoffiziere eingeladen, die nach zweimonatigem Marsche zu den Kavalleriemanövern bei Dehli mit ihren Batterien in Laschkar eingetroffen waren. Die Batterien marschierten täglich von 6 bis 9 Uhr morgens. Nach Beziehen des Lagers oblagen die Offiziere regelmäßig dem Waidwerk, um ihre Küche mit Feldhühnern und allerlei Wildbret zu versorgen.

Alt-Gwalior, man sollte richtiger sagen Gwalipapur, enthält außer einem stattlichen Tore aus der Pathanenzeit und der hübschen Moschee des Mohammed-Ghaus, eines Heiligen, der unter Akbars Regierung lebte, nichts Erwähnenswertes. Über dem Städtchen der Tafelberg mit der Feste. Beim Aufstiege kamen wir an den Ruinen des Gudscharipalastes vorbei und einem Felstempelchen. Hinter dem dritten Tore Felsskulpturen, Lingams, Hindúgötter und Dschaina-Heilige. An zwei Stellen Zisternen, die weit in das Innere des Berges hinein sich erstrecken und deren Decken von Pfeilern gestützt sind. Über der letzten Straßenbiegung der prächtige Palast Man-Singhs, eines Fürsten der Tumar-Dynastie, der bis 1517 regierte.

Ich erspare mir die Schilderung der zahlreich über das Plateau verstreuten Ruinen von radschputischen Palästen, Dschaina- und Hindútempeln und erwähne nur den Teli-Ka-Mandir, den Tempel der Ölhändler, einen Bau des

11. Jahrhunderts, wegen der schönen Flachreliefs zu seiten seines Portales. Sie stellen vornehme Damen dar, die, unter dem Schatten eines Tragschirmes von ihrer Dienerschaft begleitet, zum Heiligtum schreiten. Die Figuren sind wie an den Giebeln griechischer Tempel derart angeordnet, daß sie nach außen zu an Höhe abnehmen. Eine Sammlung verschiedener Fragmente ist rings um den Tempel aufgeschichtet. Ein Doppellöwe könnte ebensogut von einem romanischen Kirchenportale herrühren, und die Büste einer Göttin erinnert an jene der archaischen Athenepriesterinnen von der Akropolis; ebenso erinnern einzelne Tirthakara-Figuren an frühgriechische Statuen vom Typ des Apollo von Tenea. Von der Moschee, die Altamsch, der Sultan von Dehli, nach der Eroberung der Bergstadt im Jahre 1232 errichtete, ist nichts mehr zu sehen, dagegen sieht man die Reste verschiedener Bauten der Mogulzeit und einen guterhaltenen Palast des Dschehangir (1605—1628).

Eine Felsschlucht an der Westseite, Urwahi, die „glückliche" benannt, umschließt einen üppig grünenden Wiesengrund, an dessen Rändern uralte Bäume in wunderlichem Gewirre ihre Zweige verschränken. An der einen Felswand, jener zur Linken, sitzen und stehen unter baldachinartigen Vorsprüngen, phantastische Kolosse, verstümmelt von fanatischen Mohammedanern und wiederausgebessert durch glaubenseifrige Dschainas, 22 Gestalten von Thirtakaras. Ihre Körper sind nackt, ihre Häupter durch Kissen gestützt. An den Sokkeln und anderwärts die Symbole von Sternbildern, zu Seiten der Figuren Darstellungen von Adoranten und Elefantenreitern. Die Statuen erreichen eine Höhe bis zu 19 Meter und sind zum Teil so tief aus dem grauen Gesteine heraus-

gemeißelt, daß die stehengebliebene Felswand sie wie eine Kapelle umrahmt. Neben den Riesen Zwerge: Hunderte von kleinen und kleinsten Thirtakaras reihenweise übereinandergeschichtet. In düsterer Starrheit mit Moos und Flechten bedeckt und geschwärzt durch niederträufelndes Wasser, stehen die kuriosen Gestalten im seltsamen Gegensatz zum reichen Leben der sie umgebenden Vegetation.

Die Skulpturen der gegenüberliegenden Felswand sind weniger bedeutend, ebenso jene an dem Südosthang des Berges. Dort sind in einer Länge von etwas zweihundert Metern miteinander verbundene Kammern aus dem Gesteine gebrochen, deren jede die Figur eines Thirtakara enthält. Inschriften zufolge wurden sie auf Befehl eines Tumarfürsten im 15. Jahrhundert geschaffen.

Einiges über die Geschichte Dehlis und des Mogulreiches

Dehli hieß in alten Zeiten Indrapraschtra und wird unter diesem Namen schon in Mahabharata als Sitz der Pandawafürsten erwähnt. 1011 wurde es durch den afghanischen Sultan Mahmud von Ghasni erobert, erlangte aber nach kurzem seine Selbständigkeit wieder. 1093 eroberten es die Afghanen zum zweitenmal. Der Sultan Mohammed von Ghori setzte einen ihm tributpflichtigen Radscha über die Stadt, dem er als Gouverneur seinen einstigen Sklaven, den Türken Quttub-eddin, zur Seite stellte. Kaum hatte Mohammed Indien verlassen, so ließ sich Quttub im Jahre 1206 von den ihm ergebenen Truppen zum Sultan ausrufen. Sein zweiter Nachfolger Altamsch erweiterte 1229 die Grenzen des Reiches. Das Jahr 1290 bezeichnet das Emporkommen einer neuen türkischen Dynastie auf dem Throne zu Dehli, jener der Tschildschi. Der dritte Sultan aus ihrer Reihe, Alau-din-Mohammed, welcher von 1295 bis 1315 regierte, unterwarf große Teile Südindiens seiner Gewalt und wies einen Einfall der Moguls zurück, eines mongolisch-türkischen Völkergemisches. Bald nach seinem Tode bewirkten innere Wirren den Sturz der Tschildschi, an deren Stelle eine dritte türkische Dynastie trat. Ihr Gründer, Mohammed-Tughlack-Schah, gehörte einem seit langem schon im Panschab seßhaften Geschlechte an. Das Jahr 1398 brachte einen erneuten Vorstoß der Moguls, die unter Führung

des Türken Timur Dehli einnahmen und plünderten. Von 1414 bis 1450 die Dynastie der Sedschid, dann jene der Afghanenfürsten von Lodi, welche 1525 in der Schlacht von Panipat dem Ansturm der von dem Timuriden Babar geführten Moguls erlag.

Die Signatur der genannten Zeitspanne waren, von den geschilderten Ereignissen abgesehen, blutige Familienfehden der Herrschergeschlechter, Erhebungen der Statthalter der einzelnen Provinzen und wiederholte Einbrüche türkischer oder afghanischer Söldnerhorden.

Die Schlacht von Panipat ist ein Markstein der indischen Geschichte. Sie bedeutete das Wiedererstehen einer indischen Großmacht und den Sieg des Islams im nördlichen Indien. Babars Nachfolger, Humayûn, festigte das Reich der Moguls, und sein ebenso kluger wie tatkräftiger Sohn Akbar (1556—1605) machte sich Radschputana tributpflichtig und eroberte Bengalen, Gudscherat, Sindh und Kaschmir. Seit Asokas Zeiten hatte in Indien kein so machtvolles Staatswesen bestanden. Auf Akbar folgte Dschehangir und diesem Schah-Dschehán (1628—1659), ein feinsinniger, prunkliebender Fürst. Unter Aurang-Zib, einem gewalttätigen Fanatiker, der die Hindús aufs ärgste bedrückte, begannen seit 1688 die Kämpfe gegen die neuentstandene Macht der Mahratas. Nach dem Tode Aurang-Zibs ging das Mogulreich unaufhaltsam dem Verfalle entgegen. 1729 zog Nadir-Schah mit seinen Persern als Sieger in Dehli ein und entführte von dort den kostbaren Pfauenthron. 1756 plünderten Afghanen die Stadt und 1771 Mahratas. Ohne den Beistand der Engländer wäre das Mogulreich dem Andrängen seiner verschiedenen Feinde erlegen,



Dehli: Östliche Säulenhalle des Hofes]
der Moschee Quttub-eddins
Die Säulen aus älteren Hindu- und namentlich
Jaintempeln entlehnt
(Seite 162)



Fatehpur Sikri: Ostansicht des Hauses der Sultana / Umfang 15:15' (Seite 164)



Adschmir: Moschee des Archa-eddin-ka-dschompra, um 1200 erbaut, rechter Flügel des Liwans vom Hofe gesehen, Höhe des Mittelbogens 56′ (Seite 162)



Dehli, Fort: Lahortor, 1638 von Schah Dschehan erbaut (Seite 169)



Dehli: Nordostansicht der Dschumma-Masdschid
1658 unter Schah Jehan vollendet (Seite 165)



Dehli: Mausoleum des 1555 verstorbenen Kaisers Humayun
und seiner Familie
Ansicht des Haupteinganges vom Garten aus (Seite 164)

aber dieser Beistand mußte teuer erkauft werden durch die Anerkennung der britischen Oberherrschaft (1803). Der nur dem Namen nach fortbestehende Staat fand sein Ende 1857 nach der Niederwerfung des großen indischen Aufstandes. Dehli war zum Brennpunkte des Kampfes geworden. Die Aufständischen hatten wider seinen Willen den als Dichter hochgeehrten neunzigjährigen Bahadur-Schah auf den Thron des Moguls erhoben und belagerten die auf den Höhen westlich Dehli versammelten britischen Streitkräfte; als diese jedoch Verstärkungen erhielten, wendete sich das Spiel. Die Belagerer wurden zu Belagerten, die Söhne und Enkel Bahadurs bei der Erstürmung der Stadt gefangen genommen und, als sich die Menge zu ihrer Befreiung anschickte, durch den sie bewachenden englischen Offizier erschossen. Bahadur selbst entkam, man entdeckte ihn aber in seinem Verstecke, dem Mausoleum Humayûns, und verbannte ihn nach Birma. Mit ihm endete das Geschlecht der Timuriden.

Betrachtungen über die islamitische Architektur in Indien

Die ältesten islamitischen Bauten Indiens entstanden um das Ende des 12. Jahrhunderts unter Verwendung von Material aus zerstörten Tempeln. Es waren Moscheen. Den flachgedachten Pfeilerhallen des Liwán oder Gebetraumes wurden zum Abschluß gegen den Moscheehof Kielbögen vorgelagert, von denen der mittlere jeweils der höchste. Der weiche Sandstein erleichterte die Dekoration der Wandflächen durch Schriftfriese, die mit nationalindischen Ornamenten verwoben wurden. Beispiele: Moscheen des Quttub-eddin bei Dehli und des Archa-eddin-ka-dschompra zu Adschmir. Die Minarette stehen in der Regel gleich italienischen Glockentürmen seitlich der Moschee. Das schönste der Frühzeit, jenes des Quttub-eddin, ist von elegantem Aufbau, aber wie die Türme unserer gotischen Kathedralen auf die Unteransicht aus unmittelbarer Nähe berechnet. Seiner Wendeltreppe entlang zieht sich ein in die Mauer gefügtes Kupferband, das bestimmt war, als Blitzableiter zu dienen.

Sehr hübsch ist das an die Moschee Quttub-ül-Islams um 1300 angefügte Tor des Alau-eddin mit seinem reich ornamentierten Hufeisenbogen und seiner eleganten Kuppel. Die ältesten Kuppelgräber besaßen einen einzigen Zugang, die späteren hingegen wurden an allen vier Seiten mit Toren

versehen, was eine Verstärkung der Eckpfeiler erforderlich machte.

Von den Grabbauten der Frühzeit ist am üppigsten ausgestattet jene des 1235 verstorbenen Sultans Altamsch zu Dehli. Seine Innenwände sind vorwiegend horizontal gegliedert und mit einer Fülle von Ornamentstreifen bedeckt.

Die Bauten der mohammedanischen Herrscher des 14. Jahrhunderts haben ein festungsartiges Gepräge. Ihre geböschten Mauern bestehen aus wuchtigen Quadern und einem Kerne von Gußwerk.

Unter den afghanischen Sultanen des 15. Jahrhunderts werden die Mauern wieder senkrecht, und es kommt nun die wechselweise Verwendung von Schichten roten Sandsteins und weißen Marmors in Aufnahme. Eines der letzten und schönsten Werke dieses Stils ist die 1541 erbaute Kila-Kona-Moschee zu Indrapat.

Die Kuppeln dieser Epoche mit der Einschnürung am Halse wie die kleinen glockenförmigen Kuppeln, die, auf Säulchen gestützt, sich hinter den Zinnen der Tore erheben und denen lediglich dekorative Bedeutung zukam, insoferne sie den massigen Torbauten ihre Schwere benahmen, sind altindischen Ursprungs, desgleichen die Hufeisen-, Kiel- und Spitzbögen. Keines dieser Bauglieder besaß, wie ich schon ausführte, eine konstruktive Funktion, und der Spitzbogen erlangte sie erst, als er von den islamitischen Völkern übernommen wurde. Das Eindringen typisch indischer Formen in die islamitische Architektur ist am auffälligsten an den Bauten Akbars zu Sikandra und Fatehpur-Sikri sowie am Mausoleum Dschehangirs zu Agra. So an den Pfeilern, dem flachen Gebälk der Hallen und den Gebälkstützen der

schrägen Dachvorsprünge. Eine Sammlung der verschiedenartigsten Pfeiler, Säulen und Kapitelle enthält das zweite Stockwerk des Pandsch-Mahal, gewundene Säulen und solche, deren Schaft mit Ringen umwunden oder in der Nachahmung von Palmstämmen geschuppt ist.

Die Paläste von Fatehpur-Sikri sind von höchst unregelmäßiger Anlage, so insbesondere der Khas-Mahal. Die zwei- bis dreigeschössigen Hallen seines Südflügels waren ehedem durch Brücken mit einem Pavillon verbunden, der sich auf einem Pfeilerroste inmitten eines Teiches erhebt. Gar manches scheint hier durch Aurang-Zib umgestaltet worden zu sein, der in seinem Zelotismus alles austilgte, was an die Zuneigung Akbars zum Hinduismus erinnerte. Unter anderem ließ er die Elefantenfiguren zerstören, die das Hati-Pol, das Elefantentor, schmückten. Die Flächendekoration an Akbars Bauten zeigt persischen Einfluß. Im sogenannten Haus der Sultana zu Fatehpur sind die Innenwände mit Tiergruppen und Landschaften im flachsten Relief geschmückt und einer der Pfeiler mit einer herrlichen Traubengirlande. Im goldenen Hause gewahrt man auf Goldgrund aufgetragene verblaßte Gemälde: geflügelte Genien, Kriegs- und Jagdszenen sowie Szenen aus dem höfischen Leben, in einigen Räumen von Sikandra Fresken: von Weinlaub umschlungene goldene Bäume auf blauem Grund und Palmschößlinge inmitten buschiger Blätter.

Künstler aus allen Ländern des Islams folgten dem Rufe der Mogulkaiser, unter deren Herrschaft die islamitische Architektur in Indien ihre höchste Blüte erreichte. Das 1572 vollendete Mausoleum Humayúns ist im edelsten persischen Stile errichtet. Auch die Moscheebauten dieser

wie der nächstfolgenden Zeit tragen den Stempel persischer Kunst, deren wesentlicher Vorzug die klare Anordnung und rhythmische Strenge. Eine für Indien charakteristische Bereicherung ist die Abschrägung der Ecken an den Mausoleen und Toren, der Terrassenunterbau und die Anordnung der als Ecktürme auf diesem Unterbau sich erhebenden schlanken Minaretts. Die Treppen, die den Aufgang zu der Terrasse vermitteln, sind meist in Tunnels verborgen. Durchaus persisch hinwiederum sind die Architekturgärten der Mausoleen. Eine Hauptallee leitet vom Eingangstore nach der Mittelpforte des Grabbaues, der gewissermaßen als ein ins Grandiose übersetzter Gartenpavillon zu betrachten ist, und kreuzt sich in der Mitte des Gartens mit einer Querallee, die nach außen hin durch Tore oder Pavillons ihren Abschluß erhält. Zwischen den Baumreihen der Alleen mit Marmorplatten gepflasterte Straßen oder in Marmor gefaßte Kanäle. Am Kreuzungspunkt der Alleen eine erhöhte Plattform mit Springbrunnen, die dünne Wasserstrahlen in die Luft spritzen.

Unter Schah-Dschehán und Aurang-Zib erhöhen sich die Kuppeln durch die Einfügung zylindrischer Trommeln. Das kostbarste Material wird verwendet und der weiße Dschaipurmarmor mit prächtiger Inkrustierung versehen. Nach Aurang-Zibs Tod beginnt mit dem Verfall des Reiches auch der Niedergang der indoislamitischen Architektur.

Von den Moscheen der Glanzepoche ist die bedeutendste die von Schah-Dschehán zu Dehli errichtete Dschummamoschee, zu deren erhöhten Arkadenhofe drei stattliche Tore Einlaß gewähren. Kaum minder bedeutend ist die Moschee Aurang-Zibs zu Lahor. Flache Tonnengewölbe

aus Marmor überspannen die Liwáns zwischen den drei Kuppeln, die durch eingezogene Zwischenkuppeln innen flacher wie außen. An den Wänden der Liwáns Stukkaturen im europäischen Barockgeschmack.

Die kleinen Moscheen in den kaiserlichen Palästen zu Dehli und Agra ermangeln der Minaretts. Sie werden die Perlmoscheen genannt, nach dem weißen Glanze ihres erlesenen Marmors. In jener zu Agra enthält die Mittelkuppel ein Kreuzgewölbe, dessen Rippen in barocken Voluten den Pfeilerkapitellen sich anschmiegen. Die Knäufe aus massivem Gold auf den Kuppeln der Perlmoschee zu Dehli wurden von den Engländern nach der Einnahme der Stadt im Jahre 1857 durch solche aus vergoldetem Kupfer ersetzt; bedauerlicher aber ist, daß damals die Sarkophage der Moguls nebst ihren herrlichen Steingittern aus der Perlmoschee entfernt und als Baumaterial versteigert wurden. Glücklicherweise entging einem ähnlichen Schicksal die schöne Bronzetüre mit ihrem durchbrochenen Blumengewinde, wie ich vermute, das Werk eines venezianischen Gießers. Es ist überhaupt den Schlössern der Moguls zu Dehli, Agra und Lahor bös mitgespielt worden, seit sie englische Garnisonen erhielten. Viele Gebäude wurden niedergelegt, andere in Kasernen verwandelt.

Bei aller entfalteten Pracht haben die Paläste der Moguls etwas Monotones sowohl in der Anordnung der Höfe und Hallen wie in der Gestaltung der einzelnen Gebäude. Einige Höfe dienten als Gärten, andere konnten in Teiche verwandelt werden, um den Insassen des Palastes Gelegenheit zum Fischfange zu schaffen. An den Außenwänden der Hallen Arkaden: gezahnte Spitzbögen auf Pfeilern,

deren Kapitell ein Blütenkranz, oder Vielpaßbögen auf bauchigen Säulen, die an den Schäften kannelliert und deren Kapitelle als Blüten geformt sind. Die einzelnen Räume sind durch Balustraden oder Steingitter voneinander getrennt, die Decken flach oder leicht gewölbt. An Torbögen und in kleinen Kammern Kuppelsegmente oder Sterngewölbe aus den Marmorblöcken der Decke gemeißelt.

Am gemütlichsten zu bewohnen sind die Erker und Turmgelasse, die stattlichsten Räume die beiden Diwans, der für große Empfänge bestimmte Diwan-I-Am, an dessen Rückseite der Thronsessel unter einem Marmorbaldachin, und der Diwan-I-Khas, in welchem der Herrscher zwischen Kissen gebettet auf einer Steinbank den Sitzungen des Staatsrates präsidierte.

Die relative Armut an architektonischen Formen ist ausgeglichen durch den Reichtum der Dekoration. Platten mit zarten ornamentalen Reliefs sind in die Wände eingelassen oder es sind die glatten Marmorflächen durch vergoldete Leisten gegliedert und mit Mohn- und Irisblüten bemalt, häufiger jedoch wie die Türstöcke, Säulen und Bögen mit kostbaren Pietraduraeinlagen verziert. In kleineren Gemächern ist zuweilen das Sockelband mit Reliefdarstellungen von Vasen geschmückt, denen Lilien und andere Blumen entsprießen, während die oberen Teile der Wände Nischen enthalten, die je nach ihrer Gestalt und Größe zur Aufnahme von Flakons, Toilettekästchen und Blumenvasen bestimmt waren.

Im Gegensatz zu den auf die Fernwirkung berechneten inkrustierten Ranken und Koransprüchen, welche die Kuppeln und Tore schmücken, ist die Inkrustation der Innen-



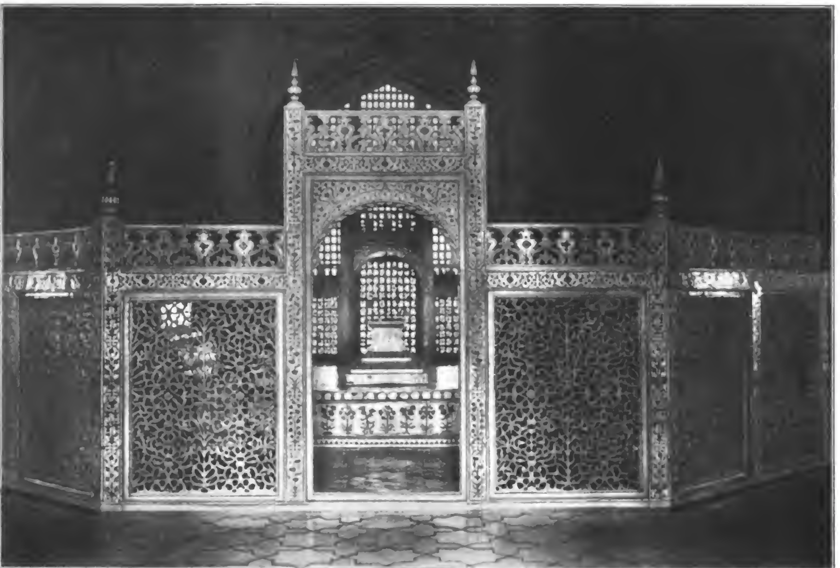
Agra, Fort: Vorraum des Saman Burj (Inneres)
(Seite 167)



Dehli, Fort: Blick in den Diwan-i-Khas (Seite 167)



Dehli, Fort: Innenansicht der Diwan-i-Khas von Südwesten (Seite 167)



Agra: Tadsch Mahal: Inkrustiertes Marmorgitter um die Sarkophage in der Kuppelhalle (Seite 173)

Die Hauptstädte des Mogulreiches

Dehli und Agra

Indische Gaukler.

Am rechten Ufer der Dschumna gelegen, welche dort die Grenze zwischen dem Pandschab und den Nordwestprovinzen bildet, zählt das heutige Dehli 193000 Einwohner. Es ist in seiner gegenwärtigen Gestalt eine Schöpfung Schah-Dschehâns, der, eine Stadt in der Stadt, das dortige Schloß 1638 zu bauen begann. Über seinen hohen Mauern, Bastionen, Türmen und Toren, die aus rotem Sandstein errichtet sind, erheben sich Paläste und Kuppeln aus schneeweißem Marmor. Ebenfalls aus Sandstein und Marmor besteht die großartige, nach dem Tode des Kaisers vollendete Dschumma-Moschee, welche durch einen breiten Platz von dem Schlosse geschieden ist. Auf diesem Platze sah ich von Kamelen gezogene Wohnkarren, in denen Hausierer nach Art unserer Zigeuner das Land durchziehen.

Die hiesigen Kaufleute sind in schwere Samtgewänder gekleidet und tragen mit Goldborten besetzte Käppchen. Ziemliche Konkurrenz bereiten ihnen aus Bombay zugewanderte Händler, die man an ihrem gelben Teint und ihren tellerartigen Turbans erkennt. Die schönsten Kaufläden der Stadt enthält die Tschadni-Tschauk, die Silberstraße, welche ihren Namen von den Werkstätten der Silberarbeiter erhielt.

An den bastionierten Umfassungsmauern der Stadt sind noch mehrfach die Spuren der Beschießung vom Jahre 1857

zu sehen. Die Masse der englischen Batterien stand damals auf einem von Felsblöcken bedeckten niederen Höhenzug, der westlich der Stadt nahe an sie herantritt und in südlicher Richtung sich fortsetzt.

Der sandige Lehmboden der Umgebung bedarf reichlicher Bewässerung. Am Rande einer jeden Zisterne sind im spitzen Winkel sich berührende Rampen angeschüttet. Auf der einen wird ein Ochsenpaar hinabgetrieben, um das mit Wasser gefüllte Fell emporzuziehen, während das zur Ablösung bestimmte zweite Ochsengespann die andere Rampe erklimmt. Das geschöpfte Wasser wird in einen Graben entleert und aus diesem mittelst Fellen oder Körben über die Felder verteilt. Die zweckmäßigeren persischen Schöpfräder trifft man nur auf Feldern mohammedanischer Grundbesitzer, während die Hindús eigensinnig an ihrer veralteten Bewässerungsmethode festhalten. Die Bauern, schwarzbraune, häßliche Leute mit groben Gesichtszügen und aufgetriebenen Bäuchen machten mir einen unterernährten Eindruck. Ihrer Armut entspricht die Kleidung: Bei den Männern ein Schamtuch, bei den Frauen Kniehosen und kurze Jacken, die nur den Busen bedecken.

Das älteste Dehli lag zum größten Teile südlich der heutigen Stadt. Sein Name Indrapraschta hat sich in Indrapat weiter erhalten, einem bescheidenen Dorfe, mit einer Festung, in der die Afghanen-Könige des 15. Jahrhunderts ihren Sitz hatten und die von Humayún notdürftig wieder instand gesetzt wurde.

Zwischen Indrapat und Dehli liegen die Trümmer von Ferozabad, das 1354 von Feroz-Schah-Tughlak als dessen Residenz erbaut wurde. Ein seltsamer Stufenbau in der

Nähe des Trümmerfeldes, das sogenannte Kotila, war vermutlich ein Siegesdenkmal, denn die Gewölbe seiner einzelnen Stockwerke scheinen lediglich zur Entlastung der Masse gedient zu haben. Auf dem Gipfel eine hieher verpflanzte Steinsäule mit einem Edikte Asokas gegen den Totschlag. Sie stand ehedem bei Tophar an der Stelle, wo die Dschumna aus dem Hügellande austritt.

Südlich von Indrapat das Mausoleum Humayúns und westlich von diesem eine Gruppe von Grabbauten berühmter Männer und Mitglieder der Mogulfamilie. Das bedeutendste von diesen Mausoleen ist jenes des 1652 im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Nizamu-din-Auliya, eines hochangesehenen Theologen aus dem Geschlechte der Tschisti. Mit der Pflege der Gräber sind die Nachkommen von Nizamu-din-Auliyas Schwester betraut. Sie sind arg heruntergekommen; zwei von ihnen stürzten sich, um ein paar Pfennige zu erbetteln, vor meinen Augen vom Dache des Mausoleums in tollkühnem Sprunge kopfüber in eine benachbarte 17 Meter tiefe Zisterne, die mit umlaufenden Galerien versehen ist.

Etwa 10 Kilometer südlich von Dehli die Reste von Tughlakabad, 5 Kilometer westlich hievon jene der ersten mohammedanischen Residenzstadt. Hier die berühmte, unmittelbar nach der Einnahme von Dehli, 1193 von Quttubeddin aus den Trümmern zerstörter Hindútempel errichtete Moschee und daneben, als Siegeszeichen, ihr 80 Meter hohes Minarett, das Qutb-Minar, das in der Ferne wie ein Fabrikschlot sich ausnimmt, in der Nähe jedoch durch die Eleganz seiner Konstruktion überrascht.

Tughlakabad verdankt seine Entstehung Tughlak-Schah,

der die Einwohner von Dehli zur Strafe für einen Aufstand nach Daulatabad östlich von Bombay abschieben ließ und dafür Leute aus anderen Teilen Indiens zur Besiedelung seiner neuen Residenzstadt heranzog. Geböschte, massige Mauern und ebensolche Türme, über deren Zinnenkranz ein gleichfalls geböschtes niederes Obergeschoß sich erhebt, umgeben die Stadt, deren Mittelpunkt, die auf einem felsigen Höhenrücken errichtete Zitadelle, welche das etwas tieferliegende Königsschloß in ihre Sonderbefestigung einschließt. An einigen Gebäuden läßt sich erkennen, daß sie Giebeldächer besaßen, eine Konstruktion, die sonst nirgends bei mohammedanischen Bauten sich findet. Die meisten Bauten sind arg verfallen, die Moscheekuppeln geborsten und die Zisternen verschüttet. Gewissermaßen ein Außenwerk von Tughlakabad bildet ein einzelstehender Fels, der zu einer durch wuchtige Ecktürme verstärkten Bastion ausgestaltet wurde und früher von einem Stausee umgeben und mit der Stadt durch eine Steinbrücke von 27 Bogen verbunden war. Auf dieser Bastion errichtete sich Tughlak-Schah einen seiner kriegerischen Vergangenheit würdigen Grabbau, den eine weißleuchtende Marmorkuppel bedeckt. Sein Sohn, der tyrannische Mohammed-bin-Tughlak gründete auf einem benachbarten Hügel Adilabad, von dem nur geringe Reste erhalten sind. Zahlreiche Ruinen von Burgen mohammedanischer Feudalherren sind in der ganzen Umgegend verstreut.

Gleich Dehli liegt Agra an der Dschumna, die ihre gelben Fluten träge dahinwälzt. Agra, sein eigentlicher Name lautet Akbarabad, ist eine Schöpfung Akbars, der die dortige Burg zu bauen begann, die unter Schah-Dschehan

erweitert und auf das luxuriöseste ausgestattet wurde. Was aber Agra vor allem seine Berühmtheit verschaffte, ist das großartige Grabmal, das Schah-Dschehán seiner Lieblingsgattin Ardschamand-Banu in den Jahren 1630—48 erbaute, einer Frau, welche mit äußerer Anmut seltene geistige Vorzüge verband. Aus ihrem Beinamen Mumtaz-i-Mahal, „die Auserwählte des Palastes“, und dem Namen des Grabbaus Tadsch-bibi-Ka-roza, „das Grab der Kronendame“, entstand durch Zusammenziehung die nun für den Grabbau gebräuchliche Bezeichnung Tadsch-Mahal der „Kronen-Palast“. Er ist das Juwel der indo-islamitischen Architektur, ein Juwel auch insoferne, als seine Marmorplatte über und über mit bunten Pietradura-Einlagen verziert ist. Äußerst stimmungsvoll ist der schlichte Kuppelraum. Mildes Dämmerlicht umflutet das mit Halbedelsteinen inkrustierte Marmorgitter, welches die Sarkophage der Ardschamand und ihres Gatten umschließt, und das nach oben zu sich steigernde Dunkel läßt der Illusion freies Spiel. Der Eindruck des Feierlichen wird verstärkt, wenn der Wächter des Grabes seine Stimme zum Gebete erhebt und sie gleich einem Orchester in unzähligen Modulationen im Wiederhall des Kuppelgewölbes verklingt.

Mag man an dem architektonischen Gefüge des Baues das eine oder andere bemängeln, wird man sich dieser Mängel doch erst bei genauer Betrachtung bewußt, denn der unvergleichliche Reiz dieses Baues, das märchenhafte seiner Erscheinung liegt in seiner farbigen Wirkung. Das blendende Weiß des Marmors wird gemildert durch das tiefe Grün der Baumgruppen und spiegelt sich einerseits in dem Kanale, der von dem imposanten Eingangstor nach der

Mittelachse des Tadsch sich erstreckt, andererseits in dem Gewässer der Dschumna, auf deren jenseitigem Ufer die Gebäude des Schlosses in ihrer ganzen Ausdehnung sich zeigen. Seitlich eingerahmt ist der Tadsch durch eine Moschee und eine Versammlungshalle, beide aus rötlichem Sandstein.

Nächst dem Tadsch-Mahal ist der schönste Grabbau Agras jener des I-timat-ud-dauleh, des „Schatzmeisters des Reiches", den Dschehangirs Gattin, die Kaiserin Nur-Mahal in den Jahren 1622—28 ihrem Vater errichten ließ, einem feingebildeten Perser. Es ist kein monumentales Gebäude, dafür aber mit erlesenem Geschmacke ausgestattet, ein Schatzkästlein indopersischer Ornamentik. Entzückend sind die Stukkaturen der Decke. Am Rande zartkolorierte Blütenbäumchen, in der Mitte Drachen und Fabeltiere.

Von Agra aus besuchte ich den Palast Kaiser Akbars zu Fatehpur-Sikri, wie sein seltsames Grabmal zu Sikandra. Dieses ist nach der Art altindischer Klöster vielstöckig gestaltet, ebenso wie die Audienzhalle zu Fatehpur-Sikri, in der Akbar aus allen Teilen seines Reiches Vertreter der verschiedenen Religionen und philosophischen Richtungen zu versammeln pflegte. Akbar hatte in mancher Hinsicht eine Ähnlichkeit mit dem römischen Kaiser Hadrian. Wie dieser ein tüchtiger Kriegs- und Staatsmann, kannte auch er aus eigenem Augenschein weite Strecken seines Reiches. Beide Herrscher trachteten die bestehenden religiösen und philosophischen Systeme zu ergründen und einen neuen Baustil zu schaffen durch Vereinigung hellenistischer und römischer oder indischer und islamitischer Elemente, ein Streben, das in beiden Fällen begreiflicherweise keine künst-

lerisch befriedigende Lösung zu zeitigen vermochte, immerhin aber den Keim legte zur späteren Ausreifung eines selbständigen Stils.

Das 1613 vollendete Mausoleum zu Sikandra ist Zuckerbäckerarbeit, überaus unruhig in seiner Silhouette. Der Hof seines obersten Stockwerkes birgt in seiner Mitte den prächtig gearbeiteten Marmorsarkophag Akbars, an dessen Kopfende ein reich verzierter Marmorsockel dazu bestimmt war, den Lieblingsdiamanten des Kaisers, den Kohinur aufzunehmen, der nun durch Brillantschliff verkleinert unter den englischen Kronjuwelen im Tower zu London verwahrt ist. Ein wirklich neuer Stil offenbart sich in Fatehpur-Sikri nur in dem imposanten Siegestor der Dschami Masdschid. Die anderen Bauten bieten in künstlerischer Hinsicht weniger als in kulturhistorischer; in dieser aber bilden sie eine treffliche Illustration zum Leben und Treiben am Hofe des größten aller Mogulkaiser. Daß dieser ein eifriger Nimrod war, beweist der Jagdturm, von dem aus er das in Rudeln zugetriebene Wild mit Pfeilen erlegte. Der Jagdturm liegt außerhalb der Befestigungswerke, welche die Säulenhöfe, Audienzhallen, Lusthäuser, Wohn- und Verwaltungsgebäude umschlossen. Einer der eigenartigsten Bauten ist der Diwan-I-Khas. In seinem Inneren endet ein massiger Pfeiler in der Höhe des Obergeschosses in einem korbartig vertieften Kapitell, das durch vier schmale Steinbrücken mit den Ecken einer Galerie verbunden ist. In diesen Ecken saßen die Minister; in der Höhlung des Kapitells aber, auf Kissen gebettet, der Kaiser, wenn er dem Staatsrate präsidierte oder Privataudienzen erteilte. Eine symbolische Bedeutung lag dieser Anordnung

zugrunde, eine Anspielung auf den Mittelpunkt der Erde und die vier Himmelsrichtungen. Der Pandsch-Mahal oder „fünffache Palast“, so benannt nach den in fünf Stockwerken übereinandergeschichteten Pfeilerhallen, besteht gleich den übrigen Gebäuden aus rotem Sandstein. Er war für die großen Empfänge bestimmt und die Veranstaltung von Religionsgesprächen; auch sahen hinter den vergitterten Brüstungen die Damen dem Schachspiele zu, das unten im Hofe stattfand, dessen Fußboden gleich einem Schachbrett gemustert ist. Auf diesem standen als Schachfiguren verkleidete Sklavinnen, deren Bewegungen der Kaiser von einem erhöhten Sitz aus leitete. Unter einem kleinen Steinbaldachin im Hofe befand sich das Ruhebett eines Yoghi, der in dem Rufe besonderer Weisheit stand, und der, wenn Akbar ihn zu sprechen wünschte, um sich mit ihm über astrologische, philosophische und theologische Probleme zu unterhalten, sich in einem Korbe zum Fenster des Kaisers hinaufziehen ließ, da er nicht zu bewegen war, dessen Zimmer zu betreten, nicht etwa aus Respekt, sondern im Gegenteil, weil er es unter seiner Würde erachtete, im selben Raum mit einem kastenlosen Mohammedaner zu weilen. Daß Akbar dies Zugeständnis machte, ist ein Beweis seiner weitgehenden Toleranz. Hätten seine Nachfolger auf dem Throne ähnlich gehandelt, wäre der Zerfall des Mogulreiches nicht so rasch eingetreten, der durch ihre Intoleranz im Vereine mit den in mohammedanischen Staaten fast unvermeidlichen Thronstreitigkeiten beschleunigt wurde.

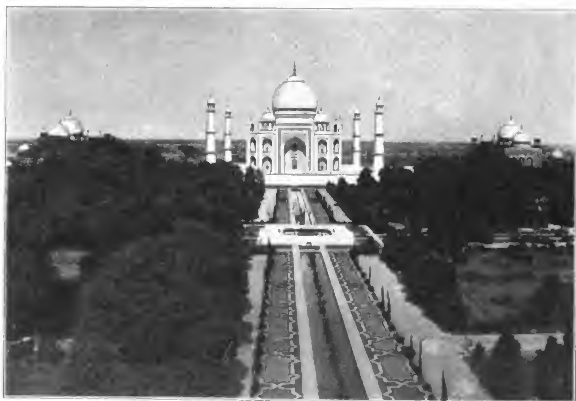
Fatehpur-Sikri ist nun völlig verlassen, doch bildet seine große Moschee noch immer zu bestimmten Zeiten den Anziehungspunkt vieler Pilger, Mohammedaner wie Hindús,



Agra: Tadsch Mahal, Hauptfront (Seite 173)



Agra: Tadsch Mahal, Eingangstor (Seite 173)



Agra: Tadsch-Mahal, Höhe der Kuppel 80′ (Seite 173)

die zum Grabe des dort bestatteten Schech Salim-Tschisti wallfahrten. Mir begegnete vor dem Tore der Moschee ein Mann, der an einer mit Glocken behangenen Stange zwei verhüllte Götterbilder trug, die er um Geld den Hindúpilgern sehen ließ.

Mein Ausflug nach Fatehpur-Sikri fiel zusammen mit dem Eintreffen des längst ersehnten Nordwest-Monsums. Starkem Wetterleuchten während der Nacht folgte am Morgen ein Wolkenbruch und diesem ein heftiger Hagelschlag, der die Vögel zu Tausenden tötete. Einen Tag später grünte die ganze Landschaft bis auf die mit dürrem Steppengras bedeckten Flächen, die von Jahr zu Jahr infolge der zunehmenden Kultivierung des Landes sich mindern. Da außer Getreide und Zuckerrohr auch viel Baumwolle und Indigo angebaut wird, reicht der Boden trotz seiner großen Fruchtbarkeit nicht aus zur Ernährung der sich unheimlich vermehrenden Bevölkerung. Wollte man deren Zahl bloß nach jener der wenigen Ortschaften unter Zugrundelegung europäischer Verhältnisse schätzen, würde man zu völlig falschen Folgerungen gelangen, denn die winzigste Lehmhütte beherbergt oft mehrere Familien. Der Inder ist wie aus Kautschuk geformt, er kommt überall unter und vermag in jeder beliebigen Stellung zu schlafen.

Die Gelenkigkeit der Leute grenzt an das Unglaubliche. Ich sah, wie ein Gaukler seinen Genossen, einen erwachsenen Mann, in einen kleinen Korb verpackte, den er verschloß und dann nach verschiedenen Richtungen hin mit dem Schwerte durchstach, ohne den Insassen zu verletzen. Da ich von den Künsten der indischen Zauberer das Erstaunlichste gehört hatte, ließ ich mir in meinem Zimmer eine Vorstellung geben.

Es war Nacht und in Ermangelung einer anderen Beleuchtung stellte ich um den Zauberkünstler Lichter auf den Boden. Der berühmte Mangotrick ist zwar vielfach geschildert worden, dennoch schildere ich ihn wieder, weil es mir glückte, sein Rätsel zu ergründen. Der Zauberer pflanzte in einen mit Erde gefüllten Blumentopf einen Mangokern, setzte darüber ein Rohrgestell und verhüllte es mit einem roten Tuch. Nun trieb er Hokuspokus, entfernte das Tuch und wies auf den Blumentopf, in welchem aus dem Kern ein Keim sich entwickelt hatte. Abermals bedeckte er den Topf, indem er einige Worte murmelte, und als er das Tuch zum zweitenmal zurückschlug, sah man an Stelle des Keimes einen stattlichen Trieb. So ging es fort, bis schließlich ein Bäumchen sich meterhoch über den Boden erhob. Ich hätte an Hexerei glauben können, hätte nicht das Licht meiner Kerzen mir an den Schattenrissen verraten, daß von Anfang an in dem roten Tuche gerollte Mangozweige versteckt waren. Ein wunderlicher indischer Trick, den ich nur vom Hörensagen kenne, besteht darin, daß der lediglich mit einem Lendengürtel bekleidete Zauberer eine Nähnadel samt dem daran befestigten Faden verschluckt, sich dann an der Hüfte einen kleinen Einschnitt beibringt und aus ihm Nadel und Faden herauszieht. In Wirklichkeit hat er diese Nadel sich zuvor unter die Haut eingeführt und sie soweit seitlich verschoben, bis sie samt dem Faden verschwunden war, während die andere Nadel nur zum Scheine verschluckt wird.

Nach meiner Überzeugung leisten unsere Taschenspieler und Illusionskünstler noch Besseres und Überraschenderes wie ihre indischen Kollegen. Was über magische Künste indischer Zauberer oder Asketen in vielen Schriften berichtet

wird, gehört restlos in das Gebiet der Fabel, und es ist interessant zu verfolgen, wie weit diese Fabeln zurückreichen. Sehr oft liest man jene von einem indischen Wundermanne, der einen Strick gegen den Himmel emporwarf und seinem Schüler gebot, daran hochzuklettern. Der Schüler, so heißt es weiter, sei allmählich in den Lüften entschwunden; dann aber habe ihn der Meister gescholten, worauf nacheinander seine zerstückelten Glieder zur Erde fielen, auf der sie der Meister zu einem belebten Körper wieder zusammenfügte. Diese Erzählung findet sich erstmals bei dem Araber Ibn-Batuta, der im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts Indien und China bereiste. Nicht in Indien, sondern in der chinesischen Provinz Khansu sah Ibn Batuta die Vorführung, und es ist sehr zu beachten, daß der sonst so wundergläubige Mann ausdrücklich berichtet, daß, als er sich über das Gesehene entsetzte, seine dortigen islamitischen Glaubensgenossen ihn mit den Worten beruhigten, was er gesehen, sei kein Wunder, sondern nur ein Gauklerkunststück.

Auch über die Leistungen der Schlangenbändiger ist viel Irriges geschrieben worden. Die ihrer Giftzähne beraubten Kobras tanzen nicht nach dem Schall der Flöten, wohl aber werden sie so lange gereizt, bis sie in ohnmächtiger Wut sich bäumen und auf ihre Peiniger losfahren.

Da ich von Gauklern spreche, sei einer Gruppe von Tänzerinnen gedacht, die ich in einem Bade zu Dehli auftreten sah. Die Mädchen waren weder schlank noch schön und ihre Arme von fast affenartiger Länge. Reicher Schmuck bedeckte ihre Gesichter, die Haare flossen in einem Zopf über den Rücken und ein seidenes Sari umschlang die Schultern. Die Samtjacken waren mit Goldborten besetzt, die

unter den Knien endenden Röcke mit durchsichtigen Volants, die, wenn gehoben und ausgebreitet, in Form wie Farbe Pfauenrädern glichen oder Schmetterlingsflügeln. Die Bewegungen wurden fast ausschließlich mit den biegsamen Armen und dem Oberkörper vollführt, und nur selten taten die Mädchen einige stampfende Tritte. Die teils suchenden, teils flehenden Gebärden sollten Liebessehnsucht und Liebeswerben veranschaulichen, doch waren nicht alle Tänze erotischen Inhalts; ein Tanz zum Beispiel, bei dem die Tänzerinnen das zusammengerollte Sari bald an die Brust drückten, bald liebkosend hochhoben, sollte das Mutterglück schildern. Während der Pausen des Tanzes trugen die Mädchen Lieder vor. So mißtönend ihr Gesang, so melodisch war die Musik des Orchesters, das aus langen Geigen, breiten Violen, Streichguitarren, Handpauken und Klarinetten bestand.

Im Pandschab

1. Lahor und Amritsar.

Die lehmigen Uferbänke der Flüsse sind die einzigen Bodenerhebungen in der Ebene des östlichen Pandschabs. So weit man blickt, gelbbraunes Ackerland, dazwischen Parzellen mit schilfähnlichem Steppengras, Bäume nur an den Rändern der Dörfer. Erst vor Lahor grüßten uns schlanke Palmen, auf deren Gipfeln ich blaugefiederte Mandelkrähen gewahrte.

Als Hauptstadt des Pandschabs ist Lahor der Sitz vieler Behörden und einer Universität, deren Aufgabe es ist, Eingeborene für den Staatsdienst heranzubilden. Unter den Bäumen vor dem Universitätsgebäude kann man zu jeder Tageszeit Studenten treffen, die über ihre Bücher gebeugt, deren Text leise rezitieren. Es liegt ihnen weniger daran den Sinn des Gelesenen zu erfassen, als es vielmehr Wort für Wort ihrem Gedächtnisse einzuprägen, um beim Examen mit ihrem Wissen prunken zu können. So staunenswert das Gedächtnis der Inder ist, so gering ist ihre Urteilskraft und ihre Befähigung zu selbständigem Schaffen.

Nach ihrer Heimat nennen sich die Bewohner des Pandschabs Pandschabi und ebenso wird auch die ihnen gemeinsame Sprache genannt, die gleich dem Hindi und Mahrati aus Prakritdialekten hervorging. Eine Sonderstellung nehmen in ethnologischer Hinsicht die Dschats ein, Nach-

kommen der iranischen Sakas, welche um 1700 aus ihren Wohnsitzen westlich des Indus bis in die Gegend von Agra vordrangen, im Pandschab einige kleine Fürstentümer begründeten und in einer Zahl von mehr als 6 Millionen über das ganze nördliche Indien verstreut leben. Sie machten den Moguls wie Engländern viel zu schaffen, sind aber nun ein friedliches Völkchen fleißiger Ackerbauern. Sie haben auffallend breite Gesichter. Das oft negerhafte Schwarz ihrer Hautfarbe mag von einer Vermischung mit Aborginerstämmen herrühren. Der Religion nach Hindús werden sie den untersten Kasten zugerechnet.

Wie in den meisten indischen Städten wohnen in Lahor Leute der verschiedensten Rassen und Religionen bunt durcheinandergemischt. Die Mohammedaner, die einen sehr erheblichen Teil der städtischen Bevölkerung ausmachen, sind meist Abkömmlinge aus dem Nordwesten zugewanderter, nichtindischer Stämme, jedoch derart mit indischem Blute durchsetzt, daß sie in ihrer äußeren Erscheinung von den Hindús kaum zu unterscheiden sind. Die Hautfarbe ist schokoladebraun, bei den Frauen etwas heller wie bei den Männern. Ausgesprochen indoarisch ist der Typus der Schiks, die in ihrer Mehrheit aus der Radschputenkaste hervorgingen und deren Religion im östlichen Pandschab entstand. Die Schiks scheren sich weder Haare noch Bart. Der Bart wird unter dem Kinn zurückgebunden und dann wieder nach vorne gebürstet, das Haar in einen dichten Knoten geschlungen, den ein hoher Turban bedeckt.

Überaus farbenprächtig ist die Tracht der hiesigen Frauen. Ihre seidenen Saris schillern in allen Nuancen.

Die kurzen Röcke und die über den Knöcheln zusammengebundenen Hosen sind mit Goldborten besetzt. Silberne Spangen zieren Arme und Füße. Über dem Scheitel prangt ein Silberbuckel, und reiches Geschmeide schmückt die Gesichter. Besonders herausgeputzt sind die Kinder. In ihren mit Tressen besäten schweren Samtkitteln vermögen sich die kleinen Knaben oft kaum zu bewegen. Je dicker ein Kind, desto stolzer die Mutter, die mit Süßigkeiten es mästet. Übrigens haben auch die Erwachsenen eine ausgesprochene Vorliebe für süße Speisen. Allenthalben werden verzuckerte Maiskörner, von Sirup triefende Pfeilwurzklöße und Zuckerbrezeln feilgehalten. Ein süßer Fettgeruch entströmt den Buden der Garköche. Nicht minder widerlich sind die Ausdünstungen der Schlächtereien und der stinkende Qualm des getrockneten Kuhdungs, des einzigen Brennmaterials, über das die Leute verfügen. Um mich der übeln Gerüche wie der zahllosen Fliegen zu erwehren, rauchte ich ohne Unterlaß. Das Rauchen ist auch unter den Eingeborenen sehr verbreitet. Meist rauchen sie kurze Wasserpfeifen. Noch verbreiteter ist die unappetitliche Gewohnheit des Betelkauens, das erfrischend wirken soll, aber die Lippen wie das Zahnfleisch ziegelrot färbt und die Zähne schädigt. Man öffnet die Betelnuß mit einem eisernen Knacker, zerreibt ihren Kern an einer Raspel, mischt das Zerriebene mit Kalkstaub und wickelt es in eine Blatthülle.

In den engen und winkligen Straßen Lahors hemmen häufig entgegenkommende Rinder- und Büffelherden den Verkehr, denn fast jedes Haus enthält in seinem Erdgeschoß einen Stall. Die Häuser sind dicht aneinandergelehnt, und die rückwärtigen, deren Wohnräume sonst von

Luft und Licht abgeschlossen wären, überragen die vorderen. Die Türrahmen, die mit Palmettenkapitellen versehenen Säulchen der vergitterten Erker, die Veranden, auf denen die Hindúfrauen des Abends zu sitzen pflegen, und die Balkenköpfe der flachen Dächer sind mit hübschen Schnitzereien verziert und die Wandflächen bemalt. Gestalten von Türhütern mit langen Stäben oder gezückten Säbeln — gestattet es der Raum — sogar solche von bewaffneten Reitern oder sich bäumenden Elefanten sollen den bösen Geistern den Zutritt verwehren. Auch Tommy Atkins, der englische Soldat, wird als Teufel in Menschengestalt dazu verwendet, um die übrigen Teufel durch seinen Anblick zu schrecken. Über diesen Darstellungen reihen sich andere von Löwen mit schneidigen Schnurrbärten, Pfauen mit riesigen Rädern und von allerlei Göttern. Am häufigsten sieht man Krischna, den Hirtengott mit der Flöte, allein oder im Kreise der Gopis. Zuweilen werden auch die wunderlichen Gewohnheiten des englischen Herrenvolkes geschildert, eine Teegesellschaft in altväterischen Kostümen oder eine Hasenhetze, bei der die Hasen in kindlich-naiver Weise ebenso groß gemalt sind wie die Reiter und Pferde. Zwischen den Häusergruppen mohammedanische Bethallen und Moscheen, Hindútempel und Kapellen, in deren Nischen Tonlämpchen, Speiseopfer und Blumen zur Aufstellung gelangen. Hinter der großen Moschee Aurang-Zibs der Sammelpunkt eines Yoghiordens, dessen Angehörige hier nach Beendigung ihres Bettelzuges durch die Stadt im Schatten der Bäume sich niederlassen. Meist sind sie völlig nackt und am ganzen Körper mit grauer Asche beschmiert. Ihre verfilzten Haare sind in einem turmartigen Wulst zusammengebunden. In den



Mausoleum des Kaisers Akbar / Roter Sandstein, oberstes Stockwerk weißer Marmor (Seite 175)



Agra: Mausoleum des J-timat-ud-dauleh Weißer Marmor mit Pietra dura (Seite 174)



Fatehpur-Sikri: Diwan-i-Kahs, Beratungszimmer Kaiser Akbars
Roter Sandstein (Seite 176)



Fatehpur-Sikri: Südansicht der Moschee mit dem Siegestore „Buland Darwazah“ (hohes Tor), 130′ hoch, mit Treppen 166′
Begonnen unter Kaiser Akbars, vollendet 1601 (Seite 175)



Fatehpur-Sikri: Der Pandsch-Mahal, 5stöckige Halle aus rotem Sandstein
Früher waren Steingitter den einzelnen Stockwerken vorgelegt
(Seite 176)



Tänzerin (Seite 179)



Amritsar: Der Durbar oder goldene Tempel der Shiks
Im Hintergrunde links der Atal-Turm (Seite 187)

Ohrmuscheln tragen sie schwere Eisenringe und um den Hals eine Kette aus rundlichen Nüssen, welche Totenschädel darstellen sollen. Ihr Hab und Gut besteht aus einem Kochtopf, einem metallenen Wassergefäß und ein paar wollenen Decken.

Ich schweige von den Hauptsehenswürdigkeiten Lahors, der Aurang-Zib-Moschee und dem Schlosse, da ich an anderer Stelle ihrer erwähnte. Völlig dekadent sind die Bauten der Schiks. Die Anhäufung ganz unmotivierter Kuppeln verleiht dem Mausoleum Randschit-Singhs eine fatale Ähnlichkeit mit einem Taubenkobel. In seinem Innern sieht man über dem Ansatze der Hauptkuppel Bildnisse von Gurus angebracht und an seiner Galerie Freskodarstellungen aus dem Leben des Verstorbenen. In die Vorhalle haben sich Figuren von Hindúgöttern eingeschlichen, ein Beweis dafür, daß die Religion der Schiks sich dem Hinduismus wieder zu nähern beginnt. Die geschmacklosen Räume Randschit-Singhs im Schlosse sind unversehrt geblieben, wogegen gerade die schönsten der aus der Mogulzeit stammenden Gemächer in Kasernenräume verwandelt wurden. Die feine Perlmoschee ist durch eingezogene Ziegelwände verunstaltet und der marmorne Thronbaldachin steht inmitten eines Mannschaftszimmers. Da das Schloß noch immer als Festung gilt, obgleich es nur mit alten Vorderladergeschützen armiert ist, sind höchst unnötigerweise photographische Aufnahmen verboten. Von einem Pavillon des Schlosses konnte ich die Stadt nach allen Richtungen überblicken. Ich staunte über die Menge der Minaretts und Tempelspitzen, sah den geräumigen Hof der Aurang-Zib-Moschee und die weißleuchtende Kuppel des Anarkali-

grabes, an das die Europäerstadt im Süden sich anschließt. Jenseits des Rawiflusses erscheinen über Palmen die vier schlanken Minaretts des Mausoleums Dschehangirs. In seiner Nähe andere Grabdenkmale, die zum Teil von den Schiks zerstört wurden, welche aus den Steinen Tribünen um ihren Exerzierplatz errichteten. Das Gezweige von Bananenbäumen umrankt die geborstenen Kuppeln und an den Mauern klettern rotblühende Schlinggewächse empor. Eine Reihe monumentaler Grabbauten begleiten den Weg nach den Schalimargärten. Zwischen viereckigen Bosketts tiefgrüner Mangobäume gleitet das Wasser eines Kanales über Marmorstufen hinab, in denen Nischen ausgespart sind, zur Aufnahme von Lampen, um die Kaskaden bei Nacht beleuchten zu können.

Amritsar ist kaum weniger ausgedehnt wie Lahor. Es verdankt seine Berühmtheit dem Heiligtum der Schiks, dem goldenen Tempel, der auf den Trümmern eines 1574 errichteten und von den Afghanen zerstörten Heiligtums zu Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut wurde. Als Wahrzeichen der englischen Herrschaft erhebt sich in seiner Nähe auf einer erhöhten Plattform ein gotischer Glockenturm mit dem Sinnbilde des Kreuzes und daneben eine Marmorstatue der Kaiserin-Königin Viktoria. Seltsamerweise wird ihr von den Eingeborenen göttliche Verehrung gezollt, was die Engländer dulden, da die Kaiserin-Königin als Rechtsnachfolgerin der Mogulkaiser gilt, die eine solche Verehrung seitens der ihnen untertänigen Hindús beanspruchten. Ich sah in einer benachbarten Kapelle ein durch Glasaugen bereichertes Farbendruckbild, welches die Leute für ein Por-

trät ihrer Herrscherin hielten, das aber in Wirklichkeit die deutsche Kaiserin darstellte.

Von der genannten Plattform überblickt man den See der Unsterblichkeit, einen quadratischen Weiher, der von den Häusern der Priester umrahmt ist und den Bungalos der zum Schikglauben sich bekennenden Fürsten des Pandschabs. In der Mitte des Weihers spiegelt sich in seinem tiefblauen Gewässer der Tempel, eine Symphonie von Marmor und Gold. Am Untergeschosse prächtig inkrustierte Marmortafeln, am obern vergoldete Kupferplatten mit eingravierten Sprüchen, darüber das goldene Dach und die leuchtende Kuppel.

Ich stieg über einige Stufen zu den Ghats hinab, auf denen unter dem Schatten von Platanen die Pilger der Schiksekte in Abschriften ihre heiligen Bücher lasen, während die Hindúpilger, denn auch solche besuchen den Tempel, ihren Handtaschen Reisealtärchen mit bronzenen Götterfigürchen entnahmen, um vor diesen Altärchen ihr Gebet zu verrichten. Der innere Vorhof ist auf allen vier Seiten von Gebäuden umschlossen. Von diesen dient das Akal-Bungah für die feierliche Aufnahme neuer Mitglieder in die Bruderschaft der Akals oder Unsterblichen, die ehedem bis an die Zähne bewaffnet den Schiks bei ihren Kriegszügen in stahlblauen Gewändern voranschritten. Noch heute tragen diese Leute gewaltige, mit Eisen beschlagene Keulen, und um die dunkeln, wie eine phrygische Mütze geflochtenen Turbans scharf geschliffene Schleuderringe. Das Akal-Bungah ist von einer vergoldeten Kuppel bekrönt. Seine Obergeschosse sind durch viele Säulchen gegliedert und niederer wie das Untergeschoß, aus dessen Mitte ein halbrunder Balkon vorspringt, über

den man durch einen Bogen in einen vergoldeten Saal zu blicken vermag. Auf diesem mit bestickten Tüchern behängten Balkon saß auf einem Teppich eine Gruppe von Akals um einen Priester mit einem spitzen Turban, der aus einem Buche vorlas, das vor ihm auf kostbaren Stoffen gebettet lag. Das Akal-Bungah verbinden mit dem gegenüberliegenden Schatzhause zwei Gebäude, deren Fassaden durch Spitzbogen-Tore durchbrochen und mit Gipsstuck verziert sind. Zwischen diesen Gebäuden drängte sich eine Menge von Akals, kahlgeschorenen Yoghis, nackten Bettlern, Krüppeln, Bresthaften und Idioten. Die uns begleitenden Schikpolizisten bahnten uns durch das Gedränge den Weg und hatten Mühe, zwei Wahnsinnige zu beschwichtigen, welche uns mit ihren Keulen bedrohten. Durch das Tor des Schatzhauses, das den Tragsessel der Gurus und das Prozessionsgerät enthält, betraten wir den von vergoldeten Laternen eingefaßten, zum Tempel führenden Dammweg.

Um die Opferhalle des Tempels zieht sich ein erhöhter Gang, aus dem man in die Halle zu blicken vermag, deren flache Decke von vier durch Bogen verbundenen Pfeilern gestützt ist. An ihrem Eingange kauerten Musikanten mit Streichinstrumenten und Handpauken. Unter einem Zelte aus chinesischer Seide saßen hinter den in Seidentücher gehüllten Originaltexten der Granths Priester und hinter ihnen Akals mit Wedeln aus Pfauenfedern. Die Pilger und Pilgerinnen umkreisten dreimal die heiligen Bücher, indem sie Blumen, Getreidekörner und als Scheidemünzen geltende Kaurimuscheln opferten, wofür ihnen die Priester von den Blumen reichten, welche über die Granths gebreitet lagen. Hernach stiegen die Pilger aus der schmalen Halle

an der Rückseite des Tempels zum Bad in den heiligen Weiher.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer sieht man die Türme und Hallen des Durbar-Gebäudes und neben seinem schattigen Garten das oktogonale Grabmal Atals mit seinem vergoldeten Zwiebeldache. Atal war ein Sohn des von den Schiks hochverehrten Guru Gowind. Die Legende berichtet, er habe auf das Flehen einer Witwe ihren einzigen Sprößling vom Tode wieder ins Leben gerufen und sei deshalb von seinem Vater getadelt worden, weil er seine übernatürlichen Kräfte nicht zum Wirken von Wundern gebrauchen dürfe, sondern nur zu seiner inneren Vervollkommnung und zur Verkündigung der heiligen Lehre. Um seine Verfehlung wieder gut zu machen, habe daraufhin Atal seine Seele ausgehaucht mit den Worten „Leben für Leben“.

2. Rawalpindi.

Rawalpindi, eine Stadt von 85000 Einwohnern, war der Ausgangspunkt meiner Reisen nach Kaschmir und nach der afghanischen Grenze. Wegen ihrer militär-geographischen Lage ist diese Stadt der bedeutendste Garnisonsort Indiens. Nach Beendigung des Dienstes vertauschen die eingeborenen Soldaten ihre Uniform mit der Landestracht und sind dann lediglich an den Rohrstöcken erkenntlich, die sie gleich ihren englischen Kameraden unter dem Arme tragen, sowie an dem militärischen Gruße, den sie jedem Europäer erweisen.

Der um Rawalpindi und dem Alpenvorlande ansässige Menschenschlag ist einer der schönsten in Indien. Die

Männer sind von hohem, kräftigem Wuchse, breitschultrig und schlank in den Hüften. Neben Leuten von etwas dunklerer Färbung sieht man viele, deren Hautfarbe ein lichtes Hellbraun, ja ich sah sogar solche mit bläulichen Augen.

Unter der Stadtbevölkerung überwiegen die Mohammedaner, unter der Landbevölkerung die Hindús. Die Mohammedaner lassen sich Vollbärte stehen, stutzen jedoch den Schnurrbart. Beginnt der Bart zu ergrauen, wird er mit Henna gefärbt. Während die Mohammedaner sich die Schläfen und Stirnen rasieren, tun dies von den Hindús nur bestimmte Kasten, die außerdem auf dem Scheitel einen drei Finger breiten Streifen sich kahl scheren. In den über den Rücken herabfallenden Zipfel des Turbans befestigen die Mohammedaner kleine Silberzylinder, die Rollen mit Koransprüchen enthalten. Bei kühler Witterung schlingen sie die aufgelösten Turbans um das Gesicht und den Hals. Es ist auffallend, daß die Inder der Kälte gegenüber am Kopfe besonders empfindlich sind. Wie oft sah ich sie mit entblößter Brust oder gänzlich unbekleidet in den offenen Vorhallen der Häuser schlafen, immer aber hatten sie das Haupt sorglich verhüllt. Die Tracht ist bei den hiesigen Mohammedanern und Hindús die gleiche, doch schließen diese die Kleidungsstücke mit Haften und jene mit Knöpfen. Sie besteht aus einem bis zu den Knien reichenden Tuchrocke, weißen Pluderhosen und wollenen Wadenbinden. Die Füße stecken in ledernen Schnabelschuhen. Die weibliche Kleidung besteht aus dem Sari, aus einem kurzen Rocke und Pumphosen. Beide Geschlechter färben sich die unteren Augenlider mit schwarzem Spießglanz, angeblich aus sanitären Gründen, wahrscheinlich aber, um sie größer erscheinen

zu lassen. Außerordentlich reich ist der weibliche Schmuck. An Stelle der Nasenringe werden häufig Türkisknöpfe im rechten Nasenflügel getragen.

Die niederen Häuser der Stadt sind aus rötlichem Sandstein errichtet. Unter den flachen, durch Pfeiler gestützten Vordächern befinden sich die Herdgruben und in den Boden eingelassene Tonkrüge, die zum Backen der Brotfladen bestimmt sind. Neben den Häusern liegen die offenen Ställe der Buckelochsen.

3. In Peschawar und im Khaiber Paß.

Das Volk der Afridi und die englischen Beziehungen zu Afghanistan.

Einiges über das anglo-indische Heer.

Je mehr wir dem Indus uns näherten, desto steiniger wurde das sonst so fruchtbare Flachland des Pandschab. Erdhöcker und braune Felsblöcke behinderten die Aussicht, bis plötzlich der Strom sich zeigte, der oberhalb von Attok die Gewässer des Kabulflusses in sich aufnimmt, dort einem langgestreckten Stausee gleicht, bei Attok aber die ihn einengenden niederen Felsen durchbricht, zwischen ihnen reißend hindurchschießt und hernach in zwei Arme sich gabelt. Attok ist am westlichen Ufer gelegen, von Zinnenmauern umfriedet und von einer stattlichen Burg überragt.

In Peschawar empfing mich der Kommissioner Mr. Cunningham, ein Sohn des als Archeologen bekannten Generals. In seinem Hause sah ich interessante Reliefs aus der Hinter-

lassenschaft seines Vaters. Sie waren in der hiesigen Gegend gefunden worden, die nebst dem angrenzenden Malakand-Gebirge und dem oberen Kabultal die wichtigste Fundstätte von Kunstwerken der Ghandara Epoche.

Peschawar ist fast ausschließlich von Mohammedanern bewohnt, hochgewachsenen hellfarbigen Leuten. Die Männer tragen ihre Turbans um spitze Filzkappen gewunden. Sie kleiden sich in blaue, nach ungarischer Art verschnürte Westen, weiße Hemden und Pluderhosen. Die Frauen sind in lange weiße Gewänder gehüllt und verbergen ihre Gesichter unter gitterartigen Schleiern.

Die großen Tonkrüge auf den mit Strohmatten verhängten Plattformen der Dächer dienen zum Wässern des Reises. Auf dem Salzmarkt, in dessen Nähe die aus Afghanistan kommenden Karawanen zu rasten pflegen, sah ich eine Gruppe von Männern, die Jagdfalken auf ihren Turbans sitzen hatten.

Ich mußte den nächsten Karawanen-Tag abwarten, um nach dem Khaiberpaß gelangen zu können, der nur an zwei Tagen der Woche dem Verkehr geöffnet ist, an denen in englischem Solde stehende Afridis für die Sicherung der Straße Sorge tragen. Den Afridis nahe verwandt sind die in den angrenzenden Teilen des Alpenvorlandes ansässigen Pathanen, ein afghanischer Stamm, dessen Männer ihrer wilden Verwegenheit wegen berühmt sind und in ziemlicher Zahl in den Regimentern der nordindischen Garnisonen als Söldner dienen. Man erkennt sie an ihren schwarzen Turbans und der Gewohnheit, sich das Kinn auszurasieren. — Von den Afridis dient ein Zehntel ihrer wehrfähigen Mannschaft unter den britischen Fahnen. Die Afridis sind

ein Mischvolk, ihre Hautfarbe ist dunkler wie jene der Afghanen, ihre Gesichter aber sind breiter wie jene der Pandschabis. Ihre Sprache ist der persischen ähnlich, die Berge in ihrem Gebiete tragen jedoch noch immer ihre alten Sanskritbezeichnungen. Die Heimat der Afridis ist die Gegend um den Khaiberpaß und westlich hievon; doch leben einige ihrer Stämme, durch zwei Stämme eines anderen Gebirgsvolkes getrennt, nordöstlich des Passes. Es herrscht unter ihnen ständiger Unfrieden und völlige Anarchie. Sie kennen keine Fürsten, sondern nur Familienhäupter, deren Macht sich nach der Zahl der Gewehre bemißt, über die sie gebieten. Da stets nur ein Teil der Stammesältesten geneigt ist, sich auf Unterhandlungen einzulassen, ist es sehr schwierig, mit den Afridis Verträge zu schließen. Trotz der letztjährigen Strafexpedition englischer Truppen in ihr Land, ist es noch nicht gelungen, mit ihnen endgültige Abmachungen zu treffen; doch soll deren Abschluß demnächst bevorstehen, versicherte mir Mr. Cunningham, der mit der Regelung dieser heiklen Aufgabe betraut ist.

Die Afridis hatten für die Freihaltung der Handelsstraße nach Afghanistan schon von den Mogulkaisern Hilfsgelder bezogen, die ihnen die Engländer weiter bewilligten, welche von einer Eroberung des gänzlich wertlosen Afridilandes Abstand nahmen, um kriegerische Verwicklungen mit den Afghanen hintanzuhalten. Die letztjährigen Unruhen im Afridigebiete entstanden durch Hetzereien fanatischer Mollahs. Die Aufständischen plünderten eine Karawane und forderten die am Khaiberpasse stehenden Wachtposten auf, sich ihnen anzuschließen und sich gegen die Engländer zu erheben; die Wachmannschaften aber lehnten

dies Ansinnen ab und verteidigten sich sogar gegen ihre eigenen Landsleute. Statt nun den Belagerten Hilfe zu senden, eröffnete der damalige Gouverneur von Peschawar den Aufständischen, daß er mit ihnen als Vertragsbrüchigen nicht weiter unterhandeln und die Zahlung der für die Freihaltung des Passes bewilligten Hilfsgelder einstellen werde. Außerdem berief er den englischen Befehlshaber der treugebliebenen Afriditruppen, der sogenannten „Khyber rifles“, aus dem Passe zurück, woraufhin diese, die keinen Sold mehr zu erwarten hatten und sich im Stiche gelassen fühlten, zu den Aufständischen übergingen. Ebenso gesellten sich zu den Aufständischen jene Afridis, die früher in der indischen Armee gedient und beim Ausbruch der Unruhen sich bei ihren einstigen Truppenteilen freiwillig gemeldet hatten, aber von diesen zurückgewiesen worden waren.

Etwa gleichzeitig mit dem Aufstand der Afridis brachen auch im Malakandgebiete und im Swat-Tal Unruhen aus, die um so bedrohlicher erschienen, als die Gefahr einer panislamitischen Bewegung bestand. Seit den kriegerischen Erfolgen der Türken über die Griechen im Jahre 1897 hat der islamitische Gedanke einen neuen Ansporn erhalten, und es sollen Sendlinge des Sultans ganz Indien durchzogen haben, um als Entgelt für die der Türkei abträgliche englische Politik den Engländern dort Schwierigkeiten zu bereiten. Jedenfalls entfalteten die in allen größeren Städten Indiens bestehenden Islamia-Clubs eine ungewöhnliche Tätigkeit, und ergingen sich ihre Leiter, meist Advokaten und Unterbeamte, in den heftigsten Schmähungen gegen die britische Regierung. Die indischen Mohammedaner sind

sich der Machtstellung bewußt, die sie zu Zeiten des Mogulreiches besaßen und empfinden es als eine Kränkung, daß immer mehr der von ihnen als Götzendiener verachteten Hindús in Beamtenstellen gelangen.

Das verflossene Jahr war das kritischste für die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft in Indien seit dem Jahre 1857, dem Jahre des großen Aufstandes. Seltsamerweise hatte nämlich auch die Hindús eine tiefe Erregung ergriffen, hervorgerufen durch die greuliche Hungersnot, welche Provinzen heimsuchte, die vorwiegend von Hindús bewohnt sind, sowie durch die von den Engländern gegen die Ausbreitung der Pest angeordneten sanitären Maßnahmen, die als Eingriffe in die häuslichen Verhältnisse peinlichst empfunden wurden. Die ärgsten Hetzer waren, wie gewöhnlich in solchen Fällen, halbgebildete Leute, besonders Angehörige der Babú-Kaste.

Im Vergleich mit den Zuständen des Jahres 1857 hat sich freilich die Machtstellung der Engländer in Indien bedeutend gefestigt. Durch eine veränderte Zusammenstellung der einheimischen Regimenter besteht ein größerer Verlaß auf deren Treue, zumal bei der Artillerie nur mehr Engländer zur Einstellung gelangen, die Zahl der englischen Truppen erheblich erhöht wurde und die neugebauten Bahnlinien eine schnellere Konzentration der Streitkräfte gestatten. Einen weiteren Machtzuwachs bedeutet die Organisation des „Imperial-Service-Corps“, das aus Truppen der schon 1857 als treu erprobten Hindufürsten geschaffen wurde, in denen die Engländer verlässige Bundesgenossen gegen mohammedanische Machtgelüste besitzen. Immerhin haben die Engländer allen Grund zufrie-

den zu sein, daß es im Vorjahre zu einer größeren Erhebung nicht kam, denn schon die Kämpfe gegen die Afridis und deren Nachbarstämme machten ihnen viel zu schaffen.

Von den Ereignissen im Swat-Tale sei eine bezeichnende Episode berichtet. Auf die Nachricht, daß Verhandlungen im Gange seien, rastete das Expeditionskorps, ohne sich durch Vorposten zu sichern. Plötzlich erfolgte ein Überfall. Die arglos zu einer Gruppe vereinten englischen Offiziere wurden niedergeschossen, ehe sie ihre Truppe zu erreichen vermochten. Obwohl eingekreist, wies diese, die aus Schiks bestand, alle Aufforderungen, sich zu ergeben, zurück und wehrte sich aufs tapferste unter der Führung eines eingeborenen Hauptmanns. Der Kampf dauerte ein paar Tage und Nächte, bis aus der nächsten Grenzgarnison Hilfe kam, die, da Lichtsignalverbindung bestand, viel früher hätte eintreffen können, hätte nicht der Kommandant des Grenzpostens anstatt auf eigene Verantwortung zu handeln, erst bei der zuständigen Zivilstelle sich die Erlaubnis zum Vorgehen erholt. In den Grenzprovinzen sind nämlich die Truppenbefehlshaber den dortigen politischen Behörden untergeordnet. So gewiß diesen die Entscheidung über den Beginn kriegerischer Unternehmungen zustehen muß, sollte doch nach der Eröffnung von Feindseligkeiten den Truppenbefehlshabern Handlungsfreiheit gewährt sein. — Das Streben, Strafexpeditionen, von denen keine wirtschaftlichen Vorteile zu erhoffen sind, möglichst sparsam zu führen, und das zur Unterschätzung des Gegners neigende Selbstgefühl hat den Engländern schon manche Enttäuschung eingetragen.

Auch der Feldzug gegen die Afridis wurde mit unzu-

reichenden Streitkräften und Trainformationen begonnen, ohne daß das zu betretende Gebiet hinreichend erkundet war. Die zuerst entsendeten Truppen vermochten nichts auszurichten, da sie nicht gewohnt waren, in aufgelöster Ordnung zu fechten, während die Afridis auf die Führung eines Guerillakrieges sich trefflich verstanden und sich jedem ernstlichen Angriff zu entziehen wußten, indem sie unter Mitnahme aller Vorräte ins öde Hinterland auswichen. Nach der Heranziehung von Verstärkungen und mehreren entscheidungslosen, aber verlustreichen Treffen gelang es den Engländern schließlich bis nach Tirah ins Herz des Afridilandes vorzudringen, dort etliche Ortschaften niederzubrennen und einige Viehherden zu erbeuten. Hierauf zogen sie sich nach dem Khaiberpaß zurück, an dessen Westausgang bei Landi-Khotal nahe der afghanischen Grenze eine verstärkte Brigade verblieb. Der Erfolg der Engländer war somit ein geringer, wurde doch den Afridis die Weitergewährung der vorenthaltenen Hilfsgelder bewilligt und ihnen der Schutz des Karawanenverkehrs durch den Khaiberpaß wieder übertragen. Bei den Verhandlungen gebärdeten sich die Afridis, als ob sie die Sieger wären. Wie zum Hohn, lieferten sie an Stelle der erbeuteten englischen Gewehre, die sie an die Afghanen verkauft hatten, alte Steinschloßflinten aus, und an Stelle des von ihnen auf indischem Gebiete geraubten Viehs ein paar Hühner.

Wollte man die Afridis niederwerfen, mußte dies mit der größten Entschlossenheit geschehen; hatte man aber Gründe einen Feldzug in ihr Land zu vermeiden, konnte man auf andere Weise sie zur Gefügigkeit zwingen. Vielleicht hätte es genügt, den Khaiberpaß und die benachbarten,

aus dem Gebirge führenden Saumpfade zu sperren. Hätten sie dann den Austritt aus den Gebirgsausgängen sich zu erzwingen gesucht, hätte man den Vorteil gehabt, sie in offenem Felde bekämpfen zu können. Die Sperrung des Passes hätte den Afridis jeglichen, aus dem Karawanenverkehr sich ergebenden Verdienst entzogen und ebenso die Möglichkeit, während der Wintermonate im oberen Pandschab Arbeit zu finden. Die Behinderung des Karawanenverkehrs hätte aber auch vermutlich den Emir von Afghanistan veranlaßt, gegen die Afridis Partei zu ergreifen, da seine Einkünfte durch den Ausfall der Ausfuhrzölle nach Indien eine Schmälerung erleiden mußten. Der Wert des afghanischen Exports nach Indien beträgt im Jahresdurchschnitt eine Million Mark, während der Import aus Indien geringer ist. Die Offenhaltung des Passes liegt also durchaus im Interesse des Emirs. Bei Erwähnung dieser Tatsache komme ich auf das Kapitel der englisch-afghanischen Beziehungen. Die Frage, ob England Afghanistan dem indischen Reich angliedern oder es als Pufferstaat zwischen diesem und dem russischen Reich erhalten soll, wird von allen einsichtigen Engländern in letzterem Sinne beantwortet. Die Inbesitznahme und dauernde Behauptung von Afghanistan brächte den Engländern keinen Vorteil, wohl aber riesige Kosten. Auch wäre es im Falle eines russischen Vormarsches besser, die Afghanen zu Freunden wie zu Feinden zu haben, und die Russen, die wegen der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen keine großen Heeresmassen durch Afghanistan hindurch zu führen vermögen, mit starken Kräften bei ihrem Heraustreten aus

dem Gebirge anzugreifen, als den Aufmarsch des anglo-indischen Heeres nach Afghanistan zu verlegen.

Der Emir von Afghanistan, Abdurahman Khan, ist ein ungemein kluger Herrscher. Er haßt die Russen sowohl wie die Engländer, und wenn er mit diesen in freundlichen Beziehungen steht, tut er es nur, weil er von ihnen große Subsidien erhält. Er kennt beide Teile ziemlich genau, da er England bereiste und in früheren Jahren genötigt war, nach den Kämpfen seiner Familie mit dem damaligen Machthaber Schir Ali nach Buchara zu flüchten. Dort verweilte er bis zum Ende des von 1878—80 währenden angloafghanischen Krieges, der deshalb entstanden war, weil Schir Ali trotz der von England empfangenen Hilfsgelder insgeheim einen Allianzvertrag mit Rußland abgeschlossen hatte, der ihm den Besitz des Pandschabs bis zum Dschehlam zusicherte. Den unmittelbaren Anstoß zum Kriege hatte der Umstand gegeben, daß Schir Ali einen russischen Gesandten empfing, nicht aber den englischen, der daraufhin erklärte, er werde sich die Audienz in Kabul mit Waffengewalt erzwingen. Geschwächt durch den erst kürzlich beendeten Krieg mit den Türken ließen die Russen Schir Ali im Stich, die Engländer aber eroberten Kabul und Kandahar und luden Abdurahman ein, den Thron zu besteigen. Dieser entgegnete dem indischen Vizekönig Lord Lytton, er sei hiezu unter der Bedingung bereit, daß sein Volk nichts von der Beihilfe der Engländer erfahre, da er sonst keine Autorität genießen könne. Das Volk müsse unbedingt glauben, daß er durch Gottes Beschluß zur Herrschaft gelangt sei.

Mit ebenso großer Geschicklichkeit wie Tatkraft brachte

der neue Emir es fertig, nicht nur eine absolute Autokratie in Afghanistan zu begründen, sondern sich auch von einer Bevormundung durch die Russen und die Engländer gänzlich zu emanzipieren. Wohl haben die Engländer noch einen diplomatischen Agenten in Kabul, aber vorsichtshalber nur einen Hindu, der kaum anders wie ein Gefangener behandelt wird. Die Beobachtung der Verhältnisse in Afghanistan erfolgt durch den britischen Konsul in Mesched, der Hauptstadt der an Afghanistan grenzenden persischen Provinz Chorasan. Die zwei Engländer, welche in Kabul leben, stehen im Dienste des Emirs, der eine als Stallmeister, der andere als Chef-Ingenieur der Staatsbetriebe. Sie sind derart überwacht, daß sie nicht imstande sind, auch nur die geringste Nachricht ins Ausland gelangen zu lassen. An sonstigen Europäern befinden sich in Kabul etliche Deutsche und Oesterreicher als Leiter der Gewehr- und Pulverfabriken. Es war ihnen längere Zeit verweigert worden, sich durch indisches Gebiet nach Afghanistan zu begeben, bis man in Kalkutta sich von der Erfolglosigkeit dieses Verbotes überzeugte, da ihnen ja der Weg über Persien offenstand.

Überwacht die englische Regierung den Emir von Persien aus, hat dieser dafür eine Menge von Spionen im Peschawar und den übrigen Städten des Pandschabs, die alle Beziehungen seiner Untertanen zu den Engländern kontrollieren und sich gegenseitig um die Wette verleumden. Entdeckt Abdurahman, daß ihm Irriges berichtet wurde, dann wehe dem Betreffenden, falls er sich in die Heimat zurück wagt. War früher in Afghanistan die härteste Strafe jene der Verbannung, sind nun zehnmal ärgere in Geltung. Mit raffinierter Grausamkeit erfindet der Emir stets neue Qua-



Agra: Sitzender afghanischer Händler
Dahinter verschiedene Ekkas (Wagen)
(Seite 202)



Fort Dschamrud vor dem Eingange des Klaiberpasses (Seite 203)

len. So befahl er einem Höfling, der sein Mißfallen erregt hatte, einen Baum zu erklettern, um eine Frucht zu pflücken. Kaum war der Unglückliche oben, wurden unten zwei Schützen aufgestellt mit der Weisung, auf ihn zu schießen, sobald er es wagen sollte, herabzusteigen. 48 Stunden hielt sich der Ärmste in den Zweigen, bis er ermattet herunterstürzte und unverzüglich getötet wurde. Ein andermal ließ der Emir einen General, der aus Eifersucht einen Oberst ermordet hatte, langsam zu Tode rösten. Wahrhaft teuflische Martern und doch vielleicht einem Volke angemessen, welches das Leben für nichts achtet. Ihre Furchtlosigkeit und ihr Fanatismus macht die Afghanen und die ihnen verwandten Völker zu höchst gefährlichen Gegnern. Die Erfahrung, daß selbst totwunde Afghanen sich noch ihrem Feinde mit dem Schwerte entgegenwerfen, bewog die Engländer zur Einführung der Dum-Dum(Expansiv)-Geschosse, die den Getroffenen sofort zu Boden strecken. Die greuliche Wirkung dieser Geschosse sollten sie freilich auch an ihren Soldaten kennen lernen, als die Afridis diese mit erbeuteter Munition beschossen.

Abgesehen davon, daß es dem Emir glückte, seine Herrschaft zu festigen und die Unabhängigkeit seines Landes sicherzustellen, verstand er es auch, die Staatseinnahmen zu heben. Die Ein- und Ausfuhrzölle sind freilich enorm, und ebensowenig gerechtfertigt ist in volkswirtschaftlicher Hinsicht die Monopolisierung jeglicher Industrie. Der Emir steht hierin auf dem gleichen Standpunkt wie so viele europäische Staatsmänner vergangener Jahrhunderte. Seine Kenntnisse sind für einen Asiaten erstaunlich. Außer einem scharfen Verstand besitzt er einen treffenden Witz. Als zu

Beginn des Afridi-Aufstandes das Auswärtige Amt in Kalkutta ihn ersuchte, der Hetze der Mollahs gegen die Engländer Einhalt zu gebieten, erwiderte er: „Wenn afghanische Mollahs gegen England schürten, bedauere er dies ungemein, umsomehr, als sie ihm selbst mehr denn genug zu schaffen machten. Es bestehe eben in seinem Lande genau der gleiche Kampf zwischen Krone und Kirche wie im Mittelalter in England, wo auch die Geistlichkeit Unruhen angezettelt habe, um im Trüben fischen zu können."

Der Besitz des Khaiberpasses hat für die Engländer vornehmlich den Wert eines Drohmittels gegenübr den Afghanen. Nebenbei bemerkt ist der Khaiberpaß nicht die einzige Einfallspforte in das Tal von Kabúl, da südlich des Khaiberpasses zwei andere allerdings weniger wegsame Pässe vorhanden sind.

Als wir nach dem Passe fuhren, kamen uns in der braunen Steinwüste Hunderte von zottigen Kamelen entgegen. Ihre Führer waren Afghanen. Ganz andere Leute wie die Inder, dachte ich mir, als ich sie betrachtete, männliche Gestalten von stolzer Haltung und verwegenem Ausdruck. Furchtlosigkeit, gepaart mit Tücke und Habgier sind die Eigenschaften, die sie ebenso gefürchtet wie verhaßt machten, sie zu Indiens Beherrschern erhoben und den baldigen Verfall ihrer Herrschaft bewirkten. Wenn noch heute so manche Mohammedaner in Indien die Hilfe ihrer afghanischen Glaubensgenossen herbeisehnen, hoffen sie vergeblich. Wohl wandern alljährlich Tausende von Afghanen aus ihren Bergen nach dem indischen Flachland, allein in friedlicher Absicht, um als Händler Geld zu erwerben und Geld

zu verleihen, das sie von säumigen Schuldnern mit unerbittlicher Härte einzutreiben verstehen.

Auffallend ist, wie viel die Gesichtsbildung der Afghanen mit jener der Juden gemein hat, besonders die Bildung der Nase. Die Männer tragen blauschwarze Turbans, unter denen die Haare bis auf die Schultern niederquellen, die Frauen blaue Hemden, ebensolche Überwürfe und mit bunt gemusterten Vierecken durchwirkte Röcke. Ihr Haar hängt in Zöpfen von den Schläfen herab, eine Silbermünze über der Stirne.

Bei Dschamrud erreichten wir das Gebiet der Afridis. Ein Hügel mit einem dreifachen Ringwall aus Feldsteinen und einer kleinen Moschee auf einer Kuppe trägt den stolzen Namen eines Forts. Seine Befestigungen wurden von den Schikherrschern errichtet, von den Afghanen zerstört und von den Afridis notdürftig wiederhergestellt. Dem Fort gegenüber befindet sich in einer Umwallung der Rastplatz der Karawanen. Zwei berittene Khyber-Rifles begleiteten von dort an unseren Wagen und mehrten den Staub, der oft derart vom Winde aufgewirbelt wurde, daß man nicht einmal die nächsten Höhenkämme erkennen konnte. Viel Aufenthalt bereiteten uns die ungeordnet einherziehenden Tragtierkolonnen, die nach Landi-Khotal marschierten, im ganzen dreitausendfünfhundert Maultiere, die nur von wenigen Treibern geleitet und von einigen Highländer Soldaten eskortiert wurden. Die eigentliche Sicherung des Transportes erfolgte durch zahlreiche Postierungen der in Khakiuniformen gekleideten Khyber-Rifles, welche ihre alten Perkussionsgewehre präsentierten, wenn wir an ihren Wachhäusern vorbeikamen, die meist halbe Ruinen. Jenes bei

Garhi-lala-beg ist auf den Resten einer altbuddhistischen Stupa errichtet.

Das Gebirge, welches nördlich von Ali-Masdschid sich bis zu einer Höhe von 1200 Metern erhebt, besteht aus Schiefer und brüchigem Kalkstein. Seine Hänge sind mit Geröll bedeckt und nur wenige Stellen der Talsohle sind zum Ackerbau geeignet. Der Khaiberbach war gegenwärtig nahezu versiegt, er soll aber gelegentlich gewaltig anschwellen. Zwei Straßen laufen einander parallel. Die untere im Talgrunde ist vorzüglich instandgehalten, die obere wesentlich schmäler. Das Tal schließt sich bei Ali-Masdschid zu einer Felsschlucht zusammen, die durch Befestigungen gesperrt ist, und erweitert sich hinter dieser Sperre. Hier sahen wir die ersten Afridi-Siedelungen. Jedes der Häuser steht frei für sich, ist von einer Mauer umschlossen und besitzt einen runden Turm mit einer schmalen Brüstung. Von diesen Türmen beschießen sich über die flachen Dacher hinweg die Nachbarn bei ihren so häufigen Fehden. Vielfach werden diese Fehden durch Eheschließungen zwischen den bisher feindlichen Familien beendet. Die Afridis deswegen für Gemütsmenschen zu halten wäre verfehlt. Hiefür ein Beleg: Bei einem der letztjährigen Kämpfe eiferte ein alter Afridi seine Landsleute durch sein Beispiel zum Angriffe an, indem er sich von Felsblock zu Felsblock vorschlich und durch wohlgezielte Schüsse den Engländern viel Schaden zufügte. Ein Offizier, der sein Tun beobachtete, setzte einen Preis auf seinen Kopf, und richtig, unmittelbar darauf wurde der alte Afridi tödlich getroffen. Als glücklicher Schütze meldete sich nach Beendigung des Kampfes ein junger Afridi, der im englischen

Sold diente, und auf die Frage, wie er es fertig gebracht habe, den feindlichen Führer zu erschießen, erwiderte er: „Ich kannte seine kleinen Kniffe, es war ja mein Vater.“

Das Zeltlager der Besatzungstruppen bei Landi-Khotal ist in zwei Teile geschieden: das obere Lager der englischen und das untere der indischen Truppen. Beide Lager sind voneinander etwa anderthalb Kilometer entfernt und zwischen ihnen liegt der durch eine Mauer geschützte Parkplatz der Trains und Karawanen. Gleichfalls hinter einer Mauer befinden sich dicht an der Straße die Baracken der Kommandobehörden und die Feldlazarette. Die Zeltlager sind nicht zur Verteidigung eingerichtet. Die Offizierszelte, welche stets von mehreren Offizieren gemeinschaftlich bewohnt werden, unterscheiden sich kaum von jenen der Mannschaften, denn seit dem Ausbruch einer Typhus-Epidemie wurde dafür gesorgt, daß jeder englische Soldat ein Feldbett erhielt. Die Verpflegung ist reichlich und gut. Konserven werden nur einmal die Woche verabreicht. Das erste Frühstück und das Mittagsmahl erhalten die Leute unentgeltlich geliefert, dagegen haben sie sich ihre Abendkost aus dem einen Schilling betragenden Tagessolde selbst zu beschaffen, was bei der Menge der Marketendereien nicht schwer fällt. An Unterhaltungen mangelt es nicht. Es wird allerlei Sport getrieben und seitens der Offiziere sogar Polo gespielt.

Wohl sah ich im Lager Innenwachen, Außenwachen hingegen vermißte ich. Ihr Fehlen erklärt die überaus häufigen Gewehrdiebstähle, denen man dadurch vorzubeugen trachtete, daß den Soldaten befohlen wurde, vor dem Schlafen die Schlösser aus den Gewehren zu entfernen und mit sich

ins Bett zu nehmen. Gleichwohl dauern die Diebstähle an, ohne daß es bisher gelang, die Diebe zu ermitteln, die vermutlich unter den Troßknechten zu suchen sein dürften, die in großer Menge vorhanden; hat doch jeder Kavallerist das Recht, sich zur Wartung und Fütterung seines Pferdes zwei Hilfskräfte zu dingen.

Nach Besichtigung des Lagers erklommen wir einen Hügel, auf dem sich in einem Wachhause eine Feldwache von Schik-Pionieren befand, die von einem eingeborenen Unteroffizier befehligt war. Auch die übrigen um Landi-Khotal ausgestellten Postierungen stehen unter dem Befehl von Unteroffizieren. Mir schien die Sicherung des Lagers durch diese ziemlich weit auseinander liegenden Postierungen nicht hinreichend gewährleistet, und es dürfte der Umstand zur Vorsicht mahnen, daß noch in jüngster Zeit vorgeschobene Posten von den Afridis überfallen wurden.

Ein in der Ferne sichtbarer Höhenzug kennzeichnet die Grenze gegen Afghanistan. Eine genaue Festlegung der Grenze hat jedoch nicht stattgefunden und erst kürzlich verlegten die Afghanen ihre Zollstation weiter nach vorne an eine Wasserstelle, an der die Karawanen vor Durchschreiten des Passes zu rasten pflegen. Die Gegend von Landi-Khotal ist ebenso wasserarm wie das afghanische Hochland, welches an den wenigen Stellen, an denen Wasser sich findet, als überaus fruchtbar geschildert wird.

Ich hörte, daß es beabsichtigt sei, Landi-Khotal im nächsten Frühjahr zu räumen und dafür auf einer wenige Kilometer entfernten Höhe ein für eine größere Besatzung ausreichendes Fort zu errichten. Gegenwärtig befindet sich in Landi-Khotal eine verstärkte Brigade unter dem Befehl

des Generals Egerton. Sie besteht aus zwei Highländer- und zwei Ghurka-Regimentern zu je zwei Bataillonen, einer kleinen Kavallerieabteilung, einer Gebirgsbatterie und einem Pionierdetachement, alles in allem aus viertausend Mann, von denen tausend auf die Artillerie und die zahlreichen Trainformationen entfallen.

Nun einige Worte über die indische Armee. Die Mannschaften der Artillerie sind, wie ich schon erwähnte, ausschließlich Engländer oder Halbblutengländer; von den übrigen Truppen sind zwei Drittel der Regimenter aus Eingeborenen gebildet. Von den englischen Infanterieregimentern garnisoniert ein Bataillon stets in der Heimat als Ersatzbataillon, in welchem die in einem Alter von achtzehn bis zwanzig Jahren eingereihten Rekruten ihre Ausbildung erhalten und so lange verbleiben, bis sie die volle körperliche Tauglichkeit erreicht haben. Die beiden anderen Bataillone liegen in den Kolonien, und zwar meist in verschiedenen Standorten. Häufig werden die Bataillone in Halbbataillone zerlegt und dem einen oder dem anderen eingeborenen Bataillon angegliedert. Die Nachteile einer derartigen Organisation für die Schulung der Truppen sind offenkundig.

Die eingeborenen Regimenter werden womöglich aus Mannschaften ein und derselben Rasse, Religion oder Kaste zusammengestellt. Ist dies nicht durchführbar, wird eine kompagnieweise Scheidung vorgenommen; beispielsweise eine Kompagnie aus Mohammedanern, eine zweite aus Brahmanen, eine dritte aus Radschputen gebildet. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Verschiedenheit der rituellen Speisegebote. Um diese Schwierigkeit zu verringern, wird

bei den aus Hindús verschiedener Kasten bestehenden Abteilungen stets ein Brahmane als Koch verwendet, da die Speisen, die ein Angehöriger dieser vornehmsten Kaste bereitet hat, von allen übrigen Leuten gegessen werden dürfen, freilich nach Kasten getrennt. Viele Hindús, besonders unter den Pandschabis und den Radschputen halten es für unerlaubt, ihre Speisen anders zu bereiten als über einem auf dem Erdboden entzündetem offenen Feuer. Tritt nun Regenwetter ein, ernähren sich diese Leute, bei der Unmöglichkeit ein offenes Feuer zu unterhalten, lediglich von Früchten. Ihre Verwendbarkeit im Felde wird hiedurch in hohem Grade gemindert.

Die tüchtigsten von den eingeborenen Soldaten sind die im Nepal beheimateten Gurkhas, kleine untersetzte Leute von gelbbrauner Hautfarbe. Sie sind viel lebendiger und lebhafter wie die Inder und vermögen als gewandte Bergsteiger in jedem Gelände sich rasch zu bewegen. Im Felde werden sie meist Seite an Seite mit den Highländers verwendet, mit denen sie eine traditionelle Waffenbrüderschaft verbindet. Als besondere Auszeichnung ist ihnen gestattet, ihre Nationalwaffe zu tragen, das Kukhri, ein breites Hiebmesser. Gegenwärtig dienen über 15 000 Gurkhas im indischen Heere, und man beabsichtigt, ihre Zahl noch zu erhöhen. Die übrigen eingeborenen Truppen sind von sehr verschiedenem Wert. An erster Stelle sind die Schiks zu nennen, nächst ihnen die Pathanen, Pandschabis und Radschputen. Die Bewohner der sogenannten Nordwestprovinzen kommen nur in verschwindender Zahl zur Einstellung, da man ihnen seit dem Aufstande von 1857 mißtraut; die Bengalen lassen sich überhaupt nicht an-

werben, und von den Südindern schweigt man am besten. Als die tüchtigsten Kavallerieregimenter gelten jene des Pandschabs.

Die eingeborenen Offiziere können höchstens den Rang eines Subadars oder Hauptmanns erreichen und sind auch dann noch verpflichtet den Befehlen des jüngsten englischen Leutnants Folge zu leisten. In seltenen Fällen wird ihnen als Auszeichnung für hervorragende Treue und Tapferkeit der Titel eines Ehrenobersten verliehen.

Vorbedingung für die Aufnahme in das anglo-indische Offizierskorps das „Indian staff corps" ist das Bestehen einer Prüfung und die Kenntnis wenigstens einer indischen Sprache. Neuerdings wurden für sämtliche britische Offiziere nach österreichischem Vorbilde Befähigungsprüfungen eingeführt, denen jeder Offizier vor Erreichung eines nächsthöheren Dienstgrades bis zur Majorscharge einschließlich sich unterziehen muß. Diese Neuerung im Vereine mit sonstigen gesteigerten Anforderungen erregte unter den Offizieren viel Unwillen und veranlaßte manche, die auf ihren Gehalt nicht angewiesen waren, zur Einreichung ihres Abschieds. Der Offizier fühlte sich bisher vor allem als Gentleman, der seinen Beruf gewissermaßen als Sport erachtete, im Kampfe seinen Untergebenen mit gutem Beispiel voranging, im Frieden aber die Ausbildung der Mannschaft den Unteroffizieren überließ. Auch jetzt noch ist der tägliche Dienst der englischen Offiziere erheblich geringer als jener der deutschen. In der Regel endet er gegen neun Uhr Morgens. Meist sah ich auf den Exerzierplätzen Parademärsche üben, wie überhaupt in der englischen Armee der Paradedrill mehr gepflegt wird wie in der deutschen. Die Taktik

der Engländer, die seit dem Krimkriege nur mehr in kolonialen Kämpfen sich betätigten, ist veraltet und schematisch. Das Fehlen festgefügter Kommandoverbände erschwert die Gefechtsführung. Für die Mitte, die Flügel und die rückwärtigen Treffen werden gewöhnlich eigene Kommandeure bestimmt. Charakteristisch ist eine Episode aus den letzten Kämpfen gegen die Afridis. Beim Angriff gegen eine von diesen besetzte Höhe kam ein je zur Hälfte aus Schotten und Ghurkas bestehendes Bataillon aus dem Alignement mit den Nachbarabteilungen, indem es eine etwas andere Richtung einschlug und hiebei näher an den Feind gelangte. Kaum merkte dies der Kommandeur des betreffenden Flügels, so signalisierte er an das Bataillon den Befehl, in die gleiche Höhe mit den übrigen Truppen zurückzuschwenken. Die Schotten gehorchten dem Befehl, die Ghurkas hingegen stürmten die feindliche Stellung.

In den Vorbergen des Himàlaya

1. In Kaschmir.

Bei Tagesgrauen bestiegen wir zu Rawalpindi die von uns bestellte Donga, einen zweirädrigen ungefederten Wagen. Der Saïs oder Pferdeknecht trieb die widerstrebenden Pferde an und sprang dann auf das Trittbrett neben den Kutscher, indem er sich an dem Wagendach anklammerte, in welcher Stellung er bis zur nächsten Poststation verharrte. Auch wir mußten uns, um nicht aus dem Wagen geschleudert zu werden, darin festklammern und uns gegenseitig unter die Arme fassen. Bald im scharfen Trab, bald im gestreckten Galopp fuhren wir die holprige Landstraße entlang. Alle 25 Minuten wurden an den Poststationen die Pferde gewechselt, ein Moment, der von uns wie eine Wohltat empfunden wurde, da man dann für eine kurze Weile den Marterkasten verlassen konnte, um seine verstauchten Glieder wieder einzurenken und seine Augen von den Staubschichten zu befreien, die sie verklebten. Wiederholt bereiteten uns auf dem Wege Maultier- und Kamelkarawanen Aufenthalt, da ihre Führer meist schliefen und nur mit Mühe durch die mißtönenden Hornsignale unseres Kutschers aus dem Schlafe zu wecken waren.

Der lehmige Alluvialboden des Pandschabs ist in der hiesigen Gegend schwach besiedelt und spärlich bebaut. Bäume sind selten. Da und dort sah ich in der Nähe von Einzelhöfen ein paar Bananenstauden oder Palmen, sonst

nur Akaziengruppen und niederes Gebüsch. Nach etlichen Kilometern gewahrten wir die ersten Höhen, die der Bodendunst unseren Blicken bisher entzogen hatte. Die Straße wand sich bergan und folgte dem Tale von Murri. Dieses ist in den weichen Sandstein tief eingeschnitten, Riedgras und Büsche bedecken seine Hänge und nur an wenigen Stellen sieht man terrassierte Getreidefelder und Pflanzungen eines schilfähnlichen Futtergrases. Als wir nach steilem Anstiege das Plateau von Murri erreichten, wurde die Kühle empfindlich. — Kein Wunder — befanden wir uns doch 2500 Meter über dem Meere. Nicht die Höhenlage allein ist es, die Murri zu einem der beliebtesten Luftkurorte Indiens macht, es hat den seltenen Vorzug, rings von Wäldern umgeben zu sein, zwischen deren Pinien, Tannen und Lärchen, Walnuß- und Kastanienbäumen die Bungalos liegen. Augenblicklich waren nur wenige der Villen bewohnt, doch bewies ein Plakat, welches zu einer von einem Damenkomitee veranstalteten Schnitzeljagd einlud, daß auch außerhalb der eigentlichen Saison das gesellschaftliche Leben hier weitergeht.

Hinter Murri senkte sich die Straße nach dem Tale des Dschehlám. Es begegneten uns endlose Züge von Ochsenkarren mit knarrenden Rädern, Karawanen von Maultieren und Lastochsen und Scharen von Kulis, die in hölzernen Kraxen außer anderen Waren namentlich Äpfel beförderten. Alljährlich wiederholt sich zu Wintersbeginn diese Wanderung von Leuten aus Kaschmir und den benachbarten Ländern nach den wärmeren Gegenden Indiens, um dort Arbeit zu suchen. Seltsame Gesellen waren die Leute aus Skardo in Baltistan, kleine, aber stämmige Burschen

mit häßlichen Mongolengesichtern, verwildertem Langhaar, spitzen Filzkappen und schmutzigen Röcken aus weißem Stoffe. Auch Kaufleuten aus Yarkand begegnete ich. Ihre Gesichtsfarbe glich jener der Rothäute, ihre verkniffenen Züge und dünnen Geißbärte aber, ihre Lammfellmützen mit der aufgeschlagenen Krämpe und ihre langen, dickwattierten Röcke verrieten die zentralasiatische Herkunft. Ebenfalls aus Zentralasien kamen einzelne Reiter, die mit Weib und Kind auf zottigen Ponies einherzogen. Den eigentümlichen Lederhüten nach zu schließen waren es vermutlich Kirgisen. Auch ein Transport von Gefangenen kam uns entgegen, die mit klirrenden Ketten aneinandergefesselt waren. Wie vorzüglich aber die Sicherheitsverhältnisse des Landes, bewies mir der Umstand, daß ich zu später Stunde englischen Damen begegnete, die ohne jegliche Begleitung einen längeren Ritt von Murri aus unternommen hatten und im Begriffe waren, dorthin zurückzukehren.

An einer der Poststationen näherte sich unserer Donga während des Pferdewechsels ein Knabe, der eine breite Geige mit dem Griff gegen die Achsel stemmte und ihren Metallsaiten melodische Töne entlockte, mit denen er den Gesang seines Bruders begleitete. Die indische Musik ist, wie ich mich des öfteren überzeugen konnte, der arabischen weit überlegen.

Wir nächtigten im Dak-Bungalo zu Kotala an der Grenze von Kaschmir. Die Dak-Bungalos, so heißen die von der Regierung angelegten Posthäuser, sind eine für den reisenden Europäer höchst wohltätige Einrichtung. Man findet in ihnen zu festen Preisen eine saubere Unterkunft und leidliche Verpflegung.

Noch brannten in allen Hütten die flackernden Öllämpchen, als wir am Morgen des 3. November den Dschehlám überschritten. Dieser ist in seinem Oberlaufe zwischen 20 und 40 Meter breit. Die meisten Himàlayatäler sind außerordentlich eng, ein Umstand, der dem Verkehr hinderlich ist und ihn auf den paar mühevoll angelegten Kunststraßen zusammendrängt, sowie auf Saumpfade verweist, welche die Pässe in Höhen überwinden, die jener unserer höchsten Alpengipfel entsprechen oder sie sogar übertreffen.

Bisher hatten die hintereinander sich reihenden Züge des Vorgebirgs uns die Aussicht auf das eigentliche Hochgebirge versperrt. Diese öffnete sich erstmals bei Uri, insoferne der zackige Kamm eines verschneiten Berges in der Ferne sich zeigte. Uri, ein größeres Dorf mit einer verfallenen von den Schiks zur Zeit ihrer Herrschaft über Kaschmir errichteten Burg, liegt am Rande einer Felsschlucht, durch die der Dschehlám sich hindurchzwängt, in dem hier der von Süden kommende Prophetenfluß, der Pir, sich ergießt. In Uri fiel mir der eigenartige Kopfschmuck der dortigen Mädchen auf, eine konische Silberspirale.

Über den Gewässern des Dschehlám strichen Kormorane, in den Zweigen der Bäume wiegten sich grüne Wellensittiche, neben dem Wege aber hockten große, braunhaarige Tiere, die ich für Bären hielt, bis ihre Purzelbäume mir bewiesen, daß es Affen waren.

Der Weg wandte sich nun in ein kleines Seitental und erreichte erst wieder bei Rampur, unserem Nachtquartiere, den Dschehlám. Die Landschaft gewann das Aussehen eines Parks. Schlanke Eschen und Ulmen, silbergraue Pappeln und Weiden, Ahornbäume, deren Laub in allen Schat-

tierungen spielte, vom satten Grün bis zu herbstlich glühendem Purpur, Apfel- und Birnbäume, sowie Mispelstauden standen in Gruppen vereinigt oder bunt durcheinandergemengt und zu diesen Laubbäumen gesellen sich Fichten und hochstämmige Zedern mit weitausladenden Ästen.

Beim Dak-Bungalo von Rampur lagerten afghanische Händler aus Kabul, deren Kamele mit Melonen und getrockneten Trauben beladen waren.

Vor Baramulla sah ich eine Hängebrücke aus Flechtwerk, die beim Überschreiten in eine leicht pendelnde Schwingung gerät. Wo keine derartigen nur für Fußgänger geeigneten Brücken vorhanden sind, behelfen sich die Leute ganz wie die alten Assyrer, indem sie auf aus Fellschläuchen gefertigten Flößen über den Fluß setzen. — Oberhalb von Baramulla erweitert sich das Tal zu einer viele Kilometer breiten Ebene, die von gewaltigen Bergketten umsäumt ist, von deren Gipfeln der markanteste die nadelförmige Spitze des an siebentausend Meter hohen Nanga-Parbat.

Der Ort Baramulla hat ein freundliches Aussehen und verdankt seinen Wohlstand seiner Eigenschaft als Umlegeplatz; denn hier werden die Boote entladen, die den Dschehlám von Islamabad herabfahren. Ihre Frachten bestehen hauptsächlich aus Reis, dem wichtigsten Exportartikel des Landes. Nach ihrer Entleerung werden die Boote stromaufwärts getreidelt.

Von Baramulla fuhren wir ohne Aufenthalt nach Srinagar, wo wir bei dem englischen Residenten Sir Talbot gastliche Aufnahme fanden. Sir Talbot war ursprünglich Offizier im Indianstaffkorps gewesen und dann in den politisch-diplomatischen Dienst der indischen Regierung übernom-

men worden. In diesem hatte er zuerst als Assistent-Resident in Radschputana Verwendung gefunden, dann als Konsul in Buschir am persischen Golf und, vor seiner Versetzung nach Kaschmir, als Generalkonsul in Bagdad. Die ihm unterstellten Assistent-Residenten in Srinagar, Leh und dem als Grenzposten besonders wichtigen Gilgit sind gleichfalls frühere Offiziere. Daß man solche für die Besetzung der Beamtenstellen in den nördlichen Grenzländern des indischen Reiches verwendet, erklärt sich daraus, daß ihnen neben ihren sonstigen Aufgaben auch die Beobachtung aller in militärischer Hinsicht bedeutsamen Vorgänge im russischen Pamirgebiet und in Afghanistan obliegt. Außer mit der über ganz Indien verbreiteten Verkehrssprache des Hindostani sind daher Sir Talbot und seine Assistenten auch mit der persischen und russischen Sprache vertraut. Den britischen Assistenten ist eine beträchtliche Zahl von indischen Unterbeamten und Schreibern zugeteilt, da der jährliche Einlauf an Schreiben in seiner Kanzlei sich auf 25000 Nummern beziffert. Wohl mehr um das Ansehen des Residenten zu heben, als aus Sicherheitsgründen ist ein Detachement eines indischen Regiments mit der Bewachung des im englischen Villenstile erbauten Residentschaftsgebäudes beauftragt. Dieses wird nur während eines geringen Teiles des Jahres bewohnt. Den Winter verbringt der Resident in dem unweit von Dschamu auf britischem Gebiete gelegenen Sialkot und im Sommer begibt er sich in die Berge nach Gulmarg, wo sich ein Sanatorium für Malariakranke befindet, das auch alle jene Engländer aufnimmt, die der Hochgebirgsjagd obliegen.

Srinagar ist die Hauptstadt des Fürstentums Kasch-

mir, das aus drei Provinzen besteht, dem eigentlichen Kaschmir im oberen Tal des Dschehlám, der Provinz Dschamu, südlich des Kischtwargebirges und der zwischen dem Himàlaya und Karakorum gelegenen Provinz Ladákh. Die Gesamtmenge seiner Einwohner beträgt vier Millionen, hievon entfallen über 800 000 auf die Provinz Kaschmir.

Die Kaschmiri sind ein Mischvolk aus indoarischen und iranischen Bestandteilen. Der Wortschatz ihrer Sprache ist bis zu 60 Prozent persischer Herkunft und das Persische, dieses Französische des Ostens, ist wie an den Höfen vieler nordindischer Fürsten auch in Srinagar die offizielle Hofsprache.

Die Provinz Ladákh und das Indus abwärts gelegene Baltistan ist von Tibetanern bewohnt, das zur gleichen Provinz gehörende Gilgit vom arischen Volke der Darden, die Provinz Dschamu von Dogra-Radschputen, die ihren Stammesverwandten in Radschputen gleichen. Aus ihrer Mitte ging das Fürstengeschlecht hervor, das zum Dank für die gegen die Schiks geleistete Waffenhilfe zu Anfang des 19. Jahrhunderts von den Engländern die Herrschaft über Kaschmir und Ladákh zugesprochen erhielt. Auch später bewährten sich die Dogra-Radschputen als wackere Soldaten und ausschließlich ihnen ist es zuzuschreiben, daß das Kaschmirkontingent bei der Erstürmung von Dehli im Jahre 1857 sich einen besonderen Ruhmestitel erwarb.

Die neuere Geschichte der Provinz Kaschmir datiert von ihrer Einverleibung in das Mogulreich durch Akbar, dessen dritter Nachfolger Aurang-Zib den Übertritt zum Islam den ärmeren Klassen der Bevölkerung aufzwang, die sich weder durch Bestechung freikaufen, noch sich durch Auswanderung den Zwangsmaßnahmen entziehen konnten. Der

Mogulherrschaft folgte eine solche der Afghanen, die von den Schiks verdrängt wurden, welche ihrerseits, wie schon gesagt, dem gemeinsamen Angriff der Engländer und Dogra-Radschputen erlagen.

Die Kaschmiris sind von mittelgroßem Wuchse, untersetzter Gestalt und sehr hellfarbigem Teint. Rote Wangen, blaue Augen und braune Haare sind unter ihnen nicht selten. Die jüngeren Frauen haben mitunter recht hübsche, aber freilich ausdruckslose Gesichter. Die Männer sind eher häßlich zu nennen. Sie haben einen mürrischen Zug um den Mund, krumme Nasen, breite, niedere Stirnen und einen spitzen Hinterkopf. Der Vollbart bei rasierter Oberlippe, das runde Filzkäppchen und die Kutte verleiht ihnen eine Ähnlichkeit mit Kapuzinern. Die Kutten sind zwar von weißer Wolle, meist aber derart verschmutzt, daß ihre Farbe nicht zu erkennen ist. Reinlichkeit ist den Leuten ein unbekannter Begriff, obgleich es an Wasser nicht mangelt. Zur kalten Jahreszeit tragen sie gewöhnlich die Arme unter der Kutte versteckt, um sich die Hände am Kangri zu wärmen, einem mit glimmender Asche und Schichten getrockneter Ahornblätter gefüllten Tongefäße, das an einem Stricke um den bloßen Leib getragen wird und oft arge Verbrennungen verursacht. Das Kangri läßt die Kaschmiris dickbauchig erscheinen und die leer herabhängenden Ärmel erwecken den Eindruck, wie wenn die Leute keine Arme besäßen. Die Tracht der Frauen aus dem Volke entspricht jener der Männer und wird durch ein um Kopf und Schultern geschlungenes Tuch ergänzt. Die Haare flechten sich die Frauen in viele herabhängende Zöpfe. Ihr bescheidener Schmuck besteht aus silbernen Armreifen und

Ohrringen. Mit reicherem Schmucke behängen sich die Frauen der Panditen, einer brahmanischen Kaste; doch sieht man sie nur selten, da sie fast nie ihre Häuser verlassen und dann meist noch dichter verschleiert als die Frauen vornehmer Mohammedaner. Das Abzeichen der Panditen, die Anhänger Schiwas sind, bildet ein bis zur Nasenwurzel herstreichender, orangeroter Vertikalstrich. Häufig hängen die Panditen ihren Söhnchen Ringe mit Glasperlen unter die Nasenspitze, Zierrate, die später wieder entfernt werden, da sie den Zweck hatten, die Söhne als Mädchen erscheinen zu lassen, die nach dem Volksglauben den Nachstellungen der Dämonen weniger ausgesetzt sind wie die höher bewerteten Knaben.

Viele Eigenschaften haben die Kaschmiris mit den übrigen Völkern Indiens gemein. So das zähe Festhalten an alten Gewohnheiten. „Dastur“, „der Brauch“ ist der schlimmste Tyrann im Lande. „Wir haben es immer so gehalten, so ist es besser“, lautet die Antwort auf jeden Neuerungsvorschlag. Auch wenn eine aufgezwungene Neuerung augenscheinlichen Erfolg bringt, wird sie mit schlecht verhehltem Unwillen betrachtet. Es ist für die Europäer ungemein schwierig, sich in den Gedankengang der Eingeborenen hineinzuversetzen, zumal diese im Verkehr mit ihnen überaus zurückhaltend und mißtrauisch sind. Sieht man den Leuten ins Gesicht, schlagen sie den Blick zur Erde; richtet man eine Frage an sie, verdrehen sie ängstlich die Augen. „Was befiehlst du, o Herr?“ ist die typische Antwort und jeder weitere Satz strotzt von kriechenden Höflichkeitsphrasen. Sie grüßen, indem sie sich mit auf der Brust gefalteten Händen verneigen. Reiter, die einem

Europäer begegnen, sitzen unverzüglich ab und führen das Pferd zur Seite, um den Fremden Platz zu machen. — Das hündische Wesen der Kaschmiris ist überaus widerwärtig, zudem sind sie geborene Lügner und gleich den übrigen Indern Meister der Intrigue. Die Vorbereitungen zu einer Intrigue währen oft lange. Erst werden Gerüchte ausgestreut, die durch das Dienstpersonal zu den Ohren der englischen Beamten gelangen, welche, wenn sie daraufhin Nachforschungen anstellen, in der Regel durch ihre bestochenen Unterbeamten oder sonstige fragwürdige Vertrauensmänner die Verdächtigungen bestätigen hören und schließlich von einer Schar von Angebern überlaufen werden. Die den Kaschmiris nachgerühmte Ehrlichkeit beschränkt sich darauf, daß sie nicht stehlen und keine Leute ihres eigenen Standes betrügen; gelangt aber einer zur Macht, hält er alle Mittel für erlaubt, die zu seiner Bereicherung dienen. Die Anwendung einer zum mindesten moralischen Daumenschraube ist im Verkehr mit den Eingeborenen unerläßlich, denn Nachgiebigkeit wird als Schwäche ausgelegt. Die Eingeborenen verachten im Grunde ihres Herzens jeden Europäer. Die Engländer aber trösten sich mit den Worten Domitians: „Oderint, dum metuant"; dennoch behandeln sie die Eingeborenen, wie ich eigens hervorheben möchte, eher zu glimpflich wie zu streng. Zu offenem Widerspruch gegen Anordnungen von englischer Seite kommt es freilich fast nie. Schwierigkeiten ergeben sich mitunter bei der Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Mohammedanern und den Hindús. Erst kürzlich war in Srinagar ein großer Tumult dadurch entstanden, daß zwei Hindús einen Mohammedaner verprügelt hatten, dessen Glaubensgenos-

sen mit einer Massendemonstration von 10000 Leuten drohten, falls ihre Beschwerden nicht berücksichtigt würden. Der britische Resident zog den einheimischen Gouverneur zu Rat, ob die Gefahr ernstlicher Unruhen bestände; dieser erwiderte aber: „Was kann ein Reis essendes Volk Schlimmes beginnen?“ Gleichwohl verfügte der Resident die Ausweisung der Schuldigen, um sie einer möglichen Rache zu entziehen und weitere Zwischenfälle hintanzuhalten. Die Entgegnung des Gouverneurs ist sehr bezeichnend für die Denkweise der Eingeborenen, die meist eine Frage mit einer Gegenfrage beantworten; sie ist aber auch bezeichnend für den Charakter des Volkes, denn die Kaschmiris sind tatsächlich sehr harmlos, so leicht erregbar sie andererseits sind. Beim geringsten Anlaß erheben sie ein fürchterliches Geschrei, und wenn sie miteinander in Streit geraten, beschimpfen sie sich zwar auf das unflätigste, tun sich jedoch keinen Schaden; sie verklopfen sich höchstens die Finger oder reißen einander die Kleider vom Leibe. Ich war Zeuge einer derartigen Keilerei, an der auch etliche Weiber beteiligt waren. Am wütendsten gebärdete sich eine Alte. Einer Furie vergleichbar stieß sie mit erhobenen Armen eine Verwünschung um die andere aus, warf sich gestreckterlängs zu Boden und verkrallte sich in das Erdreich.

Die Feigheit der Kaschmiris übersteigt alle Begriffe. Vor dem Gebell eines kleinen Foxterriers, der uns auf einem Ritte begleitete, riß die Bevölkerung ganzer Dörfer aus und diejenigen Leute, die sich von dem Hund eingeholt wähnten, ließen sich zu Boden fallen und flehten händeringend um Hilfe. Kein Wunder, daß die Kaschmiris jedem fremden Eroberer kampflos erlagen.

Unter den Kaschmiris sind die Panditen die herrschende Klasse. Von den Zemindars sind nur die wenigsten Mohammedaner und die Tessildarstellen sind sämtliche mit Panditen besetzt. Die Tessildars, Verwaltungs- und Steuerbeamte in einer Person, sind im Volke überaus verhaßt, da sie sich bei der Steuereintreibung auf das schamloseste bereichern. Ihre Übergriffe tragen nicht wenig dazu bei, die aus religiösen wie sozialen Gründen bestehende Verstimmung zwischen den Mohammedanern und Hindús zu verschärfen. Arbeit erachten die Panditen als unter ihrer Würde; sind sie aber gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, werden sie es ängstlich vermeiden, sich irgendwie anzustrengen. Sie bevorzugen daher leichte Handarbeit und betätigen sich insbesondere als Weber. Seit die Kaschmirshawls in Europa aus der Mode gekommen sind, wurde als Ersatz für die verlorene Arbeitsgelegenheit auf Betreiben des englischen Residenten vom Maharadscha eine Seidenmanufaktur gegründet, deren Aussichten vielversprechend sind, da das milde Klima und die zahlreich vorhandenen Maulbeerbäume die Zucht der Seidenraupe begünstigen.

Die in Kaschmir übliche Bauweise erinnert an jene unserer Gebirgsdörfer. Die Holzhäuser in den Seitentälern sind, wo das bei der Schneeschmelze abgleitende Wasser es erforderlich macht, auf Pfahlroste gesetzt. Im ebenen Haupttale hingegen überwiegen weißgetünchte Steinhäuser mit hohen Strohdächern, deren Speicher an den Giebelseiten geöffnet und durch Binsenmatten gegen den Regen geschützt sind. Es enthalten diese Speicher die Futtervorräte: belaubte Pappel- und Weidenzweige, mit denen das in den

Ställen des Erdgeschosses verwahrte Vieh den Winter über gefüttert wird. Gegen das Frühjahr zu pflegen die Vorräte auf die Neige zu gehen, was zur Folge hat, daß das vorzeitig auf die Weide getriebene halbverhungerte Vieh gewöhnlich erkrankt. Eine richtige Milchwirtschaft ist bei dem Mangel an Futtergras nicht möglich und der Hauptwert der hiesigen Rinder besteht in ihren ausdauernden Zug- und Tragleistungen. Da die Rinder bei den Hindús als heilige Tiere gelten, deren Tötung ehedem sogar mit der Todesstrafe bedroht war, werden sie niemals geschlachtet. Ist ein Rind durch Alter oder Krankheit wertlos geworden, wird es aus dem Stall getrieben und seinem Schicksal überlassen. Die hiesigen Hindús genießen gelegentlich das Fleisch von Hühnern, die Mohammedaner auch jenes von Hammeln, in der Hauptsache setzt sich jedoch die Volksnahrung aus Reis und anderen Vegetabilien zusammen. Obgleich nur mit hölzernen Pflugscharen geackert wird, ist der Feldbau ein sehr intensiver. Wie in Ägypten und Syrien wird das Getreide in tönernen Hohlzylindern gestapelt. Der Überfluß an Wasser begünstigt das Anpflanzen des Reises, mit dem weite Flächen bestellt sind. Das Enthülsen des Reises, das in Mörsern vermittelst eines Stößels oder Trethammers bewirkt wird, ist eine der wesentlichsten Arbeiten der Frauen. Während in Indien beim Ausbleiben der den Regen bringenden Monsunwinde Mißernten eintreten, sind solche in Kaschmir unbekannt. Dementsprechend sind die Lebensmittel sehr billig. Wohl gibt es Arme, aber keine Bettler, abgesehen von arbeitsscheuen Panditen. Die Produktion Kaschmirs reicht nicht nur zur Versorgung des eigenen Landes aus, sondern auch zu jener der angrenzenden Distrikte des Pand-

schabs. Außer Reis wird auch Obst dorthin exportiert. Die Ausfuhr von Rapsöl hat sehr nachgelassen, seit das billige Cerosin es zu verdrängen begann. Von sonstigen Produkten, die zur Ausfuhr gelangen, sind noch Flechtwaren zu nennen. Die größten Einnahmen erzielt der Staat jedoch aus seinen Forsten, deren Zedernholz stromabwärts getriftet wird.

Der Erwerb von Grund und Boden wie auch die Errichtung von Bauten ist Ausländern nicht gestattet, die, wenn der Dak-Bungalo überfüllt ist, genötigt sind, unter Zelten zu kampieren oder Hausboote zu mieten. An sich würde das Klima Kaschmirs im Gegensatz zu jenem des indischen Flachlands eine Besiedelung durch Europäer zulassen, doch mangelt es an verfügbarem Lande. Die ganze Bodenfläche gehört dem Maharadscha mit Ausnahme der Güter seiner Verwandten und jener der von früher her privilegierten Familien der Zemindars. Die Bauern sind Erbpächter, denen das von ihnen bewirtschaftete Land so lange überlassen bleibt, als sie ein Sechstel der normalen Erträgnisse als Abgabe an den Maharadscha entrichten. Die von der englischen Regierung angeordnete Katastrierung soll zu einer neuen nach Ertragsklassen bemessenen Veranlagung der Steuern dienen. Bis vor sieben Jahren wurden alle Abgaben in natura erhoben. Ihre Umwandlung in Geld bewirkte für den Augenblick eine um so mißlichere Krisis, als infolge der eben erst eingeführten indischen Rupiewährung ein großer Mangel an Zahlungsmitteln bestand. Dennoch war die Maßregel unabweislich, um eine geregelte Verwaltung zu ermöglichen. Eine kleine Anekdote mag die früheren Zustände beleuchten: „Ich habe meine Gebühren für

sechs Monate in Wallnüssen erhalten," klagte ein Angestellter. „Du Glücklicher," erwiderte sein Kollege; „die Nüsse halten sich wenigstens, ich habe Aprikosen bekommen." Es bedurfte der ganzen Energie der englischen Beamten, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich der Neuerung entgegensetzten, und um eine geordnete Verwaltung der staatlichen Einkünfte herbeizuführen. Der Widerstand war um so größer, als bisher keine reinliche Scheidung zwischen den Enkünften des Staates und des Maharadschas bestanden hatte und eine Schmälerung der prinzlichen Apanagen sich als unerläßlich erwies. Schuld daran, daß Kaschmir am Rande des Bankrotts stand, trug hauptsächlich der Maharadscha Pratab Singh, ein gutmütiger, aber schwacher Mann, der ohne die mindeste Erziehung aufwuchs und dem Laster des Opiumessens ergeben ist. An sich höflich scheut er den Verkehr mit Ausländern schon wegen seiner höchst mangelhaften Kenntnisse der englischen Sprache. Während der von ihm erteilten Audienzen ist es schon öfters vorgekommen, daß er in seinem Opiumdusel einschlief und die Hand eines Besuchers eine halbe Stunde lang festhielt. Seine Schwäche wissen seine Diener und Günstlinge sich nutzbar zu machen, indem sie ihm, wenn er berauscht, Geldanweisungen und Blankowechsel zur Unterschrift vorlegen. Auf diese Weise geriet er in Schulden, obgleich er kaum einen anderen Luxus kennt als jenen mit kostbaren Turbans, die er täglich zu wechseln pflegt. Hie und da sucht er sich für die Gaunereien seiner Umgebung dadurch schadlos zu halten, daß er seine Lieferanten prellt, indem er sich auf seinen Rauschzustand ausredet und ihnen erklärt, von den ihm zugeschriebenen Bestellungen keine Kenntnis zu

haben. Wiederholt kam es zu Beschwerden der Zollbehörden, weil er, um seine Gläubiger zu befriedigen, sie unter seinem Namen bedeutende Frachten zollfrei einführen ließ. Einmal bereits war er der Regierung enthoben worden auf Grund eines von ihm unterzeichneten Briefes an den Zaren, der um Hilfe gegen die englischen Bedrücker angefleht wurde. Als es sich später ergab, daß der Maharadscha von dem Inhalt des Briefes keine Ahnung hatte und es sich lediglich um einen Erpresserkniff seiner Höflinge handelte, die den Brief dem englischen Residenten aushändigten, als Pratab Singh ihre Forderungen infolge gänzlicher Erschöpfung seiner Kasse nicht mehr befriedigen konnte, wurde er nach verschiedenen Zugeständnissen in seine Würde wieder eingesetzt. Unter anderen wurden damals seine Einkünfte einer Regelung unterzogen und auf 1 200 000 Rupien herabgemindert. Sein Verlangen, diese Summe in der höher bewerteten indischen Rupie ausbezahlt zu erhalten, führte zu der von den Engländern längst erstrebten Abschaffung der untergewichtigen Kaschmir-Rupie.

Der Maharadscha ist kinderlos und die anglo-indische Regierung könnte demnach, da sie sich als Rechtsnachfolgerin der Mogulkaiser betrachtet, bei seinem Tode sein Fürstentum als erledigtes Lehen einziehen. Sie gestattet aber kinderlosen Fürsten, sich bei Lebzeiten durch Adoption einen Nachfolger zu erwählen, da nach den religiösen Anschauungen der Hindús ein jeder der Verdammnis verfällt, welcher keinen Sohn oder Adoptivsohn hinterläßt, um für ihn die Totenopfer zu verrichten.

Der Maharadscha verbringt gewöhnlich nur den Sommer in Srinagar oder in seinem Dschehlám aufwärts gele-

genen Landsitz zu Atschipal, den Winter hingegen in dem milderen Dschamu. An der Verbindungsstraße zwischen den genannten Orten liegen zahlreiche Rasthäuser für den Maharadscha, seinen Hofstaat und den seiner Brüder, die ihn bei seinen Reisen ständig begleiten. Der ältere von ihnen ist Präsident des Durbars, der jüngere Oberbefehlshaber des 4000 Mann starken Kaschmirkontingents, des „Imperial-Service-Corps". Außer den beiden Prinzen sind die Gouverneure von Kaschmir, Dschamu und Ladákh ständige Mitglieder des Durbar, zu dessen Sitzungen die Chefs der einzelnen Verwaltungszweige beigezogen werden. Von diesen sind Engländer: der Finanzkontrolleur, der Chef des Forstwesens, der Staatsingenieur und der oberste Sanitätsbeamte. Sie verrichten die eigentliche Arbeit, bei der sie sich an die Weisungen des britischen Residenten zu halten haben. Dem jetzigen Finanzkontrolleur gelang es, einen jährlichen Reinüberschuß der Staatseinnahmen in der Höhe von 500 000 Rupien zu erzielen, der zur Deckung außerordentlicher Ausgaben dringend benötigt wird, da aus guten Gründen den eingeborenen Staaten die Aufnahme von Anleihen nicht gestattet ist. Sehr beträchtliche Summen verschlingt die Anlage und Instandhaltung der Wege, und noch größere wird der projektierte Bahnbau erfordern, den der Maharadscha nur dann genehmigen will, wenn er aus Landesmitteln erfolgen kann. Wie gegen den Bahnbau ist er auch gegen die Zulassung industrieller Unternehmungen, es sei denn solcher in der Form staatlicher Monopolbetriebe, und die englische Regierung ist klug genug, ihn nicht zu drängen.

Um einen Überblick über die Umgegend von Srinagar zu erlangen, erstieg ich den Takht-i-Suleiman oder „Sa-

lomons-Thron“, einen isolierten Vorberg aus tiefbraunem Gestein, der sich 330 Meter über dem Tale erhebt. Auf seinem Gipfel befindet sich zwischen zwei heiligen Bäumen, deren Zweige mit Tuchlappen behängt sind, ein wahrscheinlich im 17. Jahrhundert unter Verwendung älterer Architekturteile errichteter Tempel in Gestalt mehrerer aneinander gelehnter und durch eine Kuppel vereinter Stumpfpyramiden, die auf einem quadratischen Sockel und einem sechseckigen Unterbau fußen. Vier achtkantige Pfeiler stützen die aus flachen Steinbalken bestehende Decke des kreisförmigen Innenraumes, in dessen Mitte ein großer Lingam emporragt, der mit Butter gesalbt und mit Blumen bekränzt ist.

Die Aussicht ist überaus lohnend: Im Westen die Stadt Srinagar, die im Sonnenglanz funkelnden Spitzen ihrer Tempelpyramiden und das silberne Geäder ihrer vielen Kanäle. Jenseits der Stadt ein über 80 Meter hoher Felshügel, der Hari-Parbat, mit einer von den Schiks errichteten Burg und vom Kaiser Akbar angelegten Befestigungen, deren durch Rundtürme verstärkte Mauern sich weit in die Ebene erstrecken. Im Norden der auf zwei Seiten von Bergen umschlossene Dal-See mit seinen Inseln und schwimmenden Gärten. Kahle, rotbraune Vorberge verdecken bis auf einzelne Spitzen die Hauptkette des Himàlaya; hingegen ist der südlich des Dschehlám sich dehnende Pir-Pandschal in seiner ganzen Länge zu sehen. Er erreicht eine Höhe bis zu 7000 Meter, sieht aber weniger hoch aus infolge der kulissenartig hintereinander sich reihenden Vorgebirgszüge. Diese sind weit hinauf bewaldet. Oberhalb der Waldzone lag bereits Schnee. Anfangs Dezember soll er auch im

Tale des Dschehlám zu fallen beginnen. Die Sage berichtet, daß das ganze Tal von Kaschmir einst einen riesigen See bildete und daß an den Felsen des Pir-Pandschal eiserne Ringe sich fänden, an denen die Urbewohner ihre Boote befestigen. Die gleiche Sage war mir aus meiner Kindheit von den Felsen bei Hohenems am Bodensee bekannt, sie knüpft sich aber auch an andere Berge der deutschen und schweizer Alpen.

Am folgenden Tage fuhren wir in schmalen Booten über den Dalsee. Mit kräftigem Schlage tauchten die Bootsleute ihre kurzen rundlichen Ruder ins Wasser und jeden Schlag begleitete der Ruf: „Oh Heiliger, oh Helfer, oh Prophet!“ Als die Mitte des Sees erreicht war, vollführten die Leute auf Kommando der Steuermänner allerlei Scherze und Scheinkämpfe, indem sie im Takte zischten und johlten. Zum Schlusse ging es hiebei so lebhaft her, daß zwei Boote aneinanderstießen und einer der Steuermänner ins Wasser fiel. Da dieses jedoch sehr seicht war, konnte er sich aus dem Gewirr der Wasserpflanzen herausarbeiten und sich wieder ins Boot schwingen. Tausende von Lotosblättern bedecken die Oberfläche des Sees, der der dichten Bewachsung wegen nur kleine Fische enthält. Dafür gibt es prächtige Salmoniden im Dschehlám, die teils in Netzen gefangen, teils mit der Fischgabel gestochen werden. Die vielen Frösche im Dalsee locken zahlreiches Wassergeflügel herbei, besonders zu Anfang des Winters, wo Tausende von Enten aus Tibet und Zentralasien zuwandern. Die Entenjagd ist vorzüglich und steht jedermann frei; dagegen ist es verboten, Reiher zu schießen, weil das Tragen von Reiherfedern ein Vorrecht der fürstlichen Familie ist. Der

See ist durch einen Damm in zwei Hälften geteilt. Die sogenannten schwimmenden Gärten, schmale durch Faschinen und Pfähle zusammengehaltene Erdstreifen dienen zum Bau von Gemüse.

Die Mogulkaiser, welche zur Sommerszeit öfters in Kaschmir weilten, haben am Dalsee zwei Lustgärten angelegt, den Nischat-Bagh und den Nazim-Bagh. Der Nischat-Bagh ist der schönere. Man betritt ihn durch einen kleinen Kiosk und steigt dann zwischen zwei Doppelalleen mächtiger Ahornbäume bergan, in deren Mitte von Terrasse zu Terrasse auf schiefen Ebenen klares Bergwasser über Steinplatten hinabgleitet. Auf jeder der Terrassen quillt ein Springbrunnen empor, und auf der obersten steht, rings vom Wasser umgeben, ein steinernes Piedestal, das zur Aufnahme eines Ruhesessels bestimmt war. Dem unteren Kiosk entspricht ein zweiter am oberen Ende des Gartens, über dem als Abschluß steile Felswände sich heben.

Auf der Rückfahrt kamen wir an einer bewaldeten und von Yoghis bewohnten Insel vorbei, und an einer Moschee, die sich regen Besuches erfreut, da in ihr Haare des Propheten verwahrt sind. Lauter Paukenschall aus einer nahen Ortschaft kündete die Feier einer Hochzeit. Der Bräutigam schreitet hier zu Lande im Hochzeitszug ebenso verschleiert einher wie die Braut, von der er lediglich durch eine an seinem Turban befestigte Feder zu unterscheiden ist. Wie ich vernahm, ist der November der von den Mohammedanern für Hochzeiten bevorzugte Monat.

Der Abend nahte und ein herrliches Alpenglühen verklärte die Berge. Leise glitten wir auf engen Kanälen zwi-

schen Gärten hindurch und durch Dörfer, deren Moscheen und Tempel im Dämmerlichte vergrößert erschienen.

Am nächsten Morgen besuchte ich die Stadt. Sie reicht mit ihren östlichen Vororten bis nahe an den See und dehnt sich in einem großen Bogen nach Westen beiderseits des Dschehlám. Sieben Holzbrücken überspannen den Fluß, eine achte, weiter oberhalb gelegen, ist dem Verkehr gesperrt und ausschließlich für die Frauen des fürstlichen Harems bestimmt, die meist erst bei Dunkelheit vom Landsitz des Maharadschas nach der Stadt zurückkehren. Ein reger Bootsverkehr belebt den Dschehlám und seine Seitenkanäle, die in vielen Verzweigungen durch die Häuserreihen sich winden. Es ist nicht so einfach, hindurchzusteuern, da an Weidengeflechten verankerte Boote und auf Holzrosten ruhende Waschanstalten die Fahrrinne beengen. Das Wasser ist überaus schmutzig, dennoch reinigen in ihm die Eingeborenen ihre kupfernen Kochgeschirre. Typhus-Epidemien sind die unausbleibliche Folge. Auf den Steintreppen der Ghats werden wie im Bazar Handelsgeschäfte erledigt und gleichzeitig von den Frauen allerlei Arbeiten verrichtet.

Die älteren Häuser sind sehr malerisch. Ihr Obergeschoß ragt über das Erdgeschoß vor und wird durch Holzpfeiler gestützt. Balkons und trommelförmige Erkerchen mit zierlichem Gitterwerk schmücken die Fronten. Die Torbögen sind mit Kerbschnitzereien verziert und die Fensterstöcke mit geöltem Papier überzogen. Der Rasenbelag der Dächer soll im Frühjahr ein farbenprächtiges Bild bieten, da dann die in den Rasen gepflanzten Tulpenzwiebel zur Blüte gelangen. Das Erdgeschoß birgt regelmäßig den Stall und

auf der Straßenseite den Laden. Da die Gassen sehr eng und die Obergeschosse der Häuser sich oft nahezu berühren, ist die Brandgefahr eine große. Erst kürzlich brannte ein ganzes Stadtviertel nieder mitsamt dem Bazar. Auffallend ist die Sauberkeit der Straßen wie Häuser; doch ist dies nicht dem Reinlichkeitssinn der Einwohner zu danken, sondern dem Eingreifen der englichen Sanitätsbehörde, die indische Polizeiärzte mit der Überwachung ihrer Vorschriften betraut. Hingegen ist es noch nicht gelungen, der halbwilden Hunde Herr zu werden, die eine Landplage bilden. Das Innere der Wohnräume überrascht durch die Dürftigkeit seiner Ausstattung. Für häusliche Gemütlichkeit fehlt den meisten Orientalen der Sinn; auch scheuen sie sich, etwa vorhandenen Wohlstand zu zeigen, aus Furcht vor Erpressung. Das schönste Gebäude Srinagars, ein kleiner Palast am Dschehlám, ist völlig verödet, weil wegen Geisterspuk es niemand zu beziehen wagt.

Da der Mogulkaiser Aurang-Zib die Tempel von Grund aus zerstören ließ, sind die jetzt bestehenden sehr neuen Datums. Ihre gerippten und leicht gewölbten Dachpyramiden sind mit Weißblech überzogen und funkeln im Sonnenglanz wie Spiegel.

Von den Moscheen dürfte keine vor dem Ende des 16. Jahrhunderts entstanden sein. Sie sind seltsamerweise in einem Baustil errichtet, der in den östlichen Himàlayaländern heimisch ist und haben daher eine auffallende Ähnlichkeit mit den dortigen buddhistischen Tempeln. Als bestes Beispiel einer hiesigen Moschee wähle ich die im Zentrum der Stadt gelegene Schah-Hamadán-Masdschid. Ihr Erdgeschoß besteht aus Backsteinen. Seine Türen und



Srinagar: Blick durch die dritte Brücke
auf die Schah-Hammadan-Musjid (Seite 231)



Kaschmir: Tempelruine von Martand
Schräge Rückansicht und Blick auf den Porticus (Seite 243)

Fenster sind mit Spitzbogen überwölbt, seine Wandflächen mit grellen Farben bemalt. Die beiden oberen Stockwerke sind aus übereinander geschichteten Zedernstämmen gezimmert. Längs ihrer Rückfront und ihren Schmalseiten laufen gedeckte Holzgalerien. Das sanft ansteigende Schindeldach ist in drei Etagen gegliedert, die von kurzen Holzpfeilern gestützt sind. Aus der obersten erhebt sich ein Dachgeschoß, das, wie der aus seinem Walmdache emporragende Turm, von vielen Giebelfensterchen durchbrochen ist. Die Spitze des Turmes krönt ein Schirm aus Messing, von dessen Rand viele Glöckchen und Metallscheiben herabbaumeln, die im Luftzuge erklirren. Ebenso sind Reihen von Holzglöckchen an den Firsten und Gesimsen der einzelnen Dachvorsprünge befestigt. In den Torbögen hängen Metallscheiben mit eingravierten Koransprüchen und daneben Gongs, die zur Verkündigung der Gebetsstunden dienen. Der Hof ist von einer hölzernen Wandelhalle umschlossen und enthält neben den üblichen Waschbecken zahlreiche Grabsteine. Als ich ihn betrat, kamen mir die Moscheediener entgegen. In Erwartung einer Gabe vollführten sie auf ihren Pauken einen unsinnigen Lärm, ihre Erwartung wurde aber enttäuscht, da sie mir das Betreten der Moschee nicht gestatten wollten. Neben der Moschee befindet sich das ihr nachgebildete, mit hübschen Holzgittern umrahmte Mausoleum ihres Stifters. Unmittelbar davor steht dicht am Flußufer ein heiliger Baum und eine Kapelle der Göttin Kali, deren an der Stelle der Moschee gelegenen Tempel Aurang-Zib zerstörte. Ebenfalls an der Stelle alter Hindútempel wurde im 18. Jahrhundert durch einen Afghanen-Fürsten die große Dschumma-Moschee errichtet. Sie unter-

scheidet sich von der Schah-Hamadán-Moschee dadurch, daß jedes ihrer drei Portale ein eigenes Stufendach besitzt und daß ihren Hof mehrschiffige Hallen umgeben. Die flache Decke des geräumigen Gebetsraumes wird durch dreißig Meter hohe Säulen aus Zedernholz gestützt.

Der fürstliche Palast liegt unterhalb der Schah-Hamadán-Moschee am rechten Ufer des Dschehlam. Er war ursprünglich von Befestigungen umgeben, die nun geschleift sind. Sein älterer Teil enthält die Frauengemächer und wird daher nicht gezeigt; durch den neueren führte mich seine Exzellenz der Gouverneur von Kaschmir, der in einen schäbigen Pelzrock gehüllt war.

Wir begannen mit der Besichtigung der Hauskapelle des Maharadscha, deren Götterbild mit Blumengewinden behängt war. Auch mir schlang der diensttuende Brahmane eine Blumenkette um den Hals, wofür er, wie für die Überreichung bunter Seidentücher, nach dem Herkommen mit etlichen Rupien entschädigt wurde. Die Innenräume des Palastes bestehen aus einer Flucht von Gemächern, die beiderseits von breiten Korridoren eingefaßt und von ihnen durch verschiebbare Holzgitter getrennt sind. Diese Gitter wie die Türstöcke und die Decken der Zimmer sind mit einer gelblichen Lackschicht überzogen, die im persischen Geschmacke mit naturalistischen Blumen und mit Palmettenmustern bemalt ist. Sehr geschmacklos ist der in einem anglo-indischen Mischstile ausgestattete Speisesaal, in welchem der Maharadscha die Europäerkolonie gelegentlich bewirtet. Der Maharadscha beteiligt sich an diesen Diners nur als Zuschauer. Bemerkt er, daß die Gäste einen Gang nicht berühren, hat hiefür der Koch mit einer Geldstrafe

zu büßen. Früher erschienen am Schlusse eines jeden vom Maharadscha gegebenen Festes Nautschis, von uns Europäern fälschlicherweise Bajaderen genannt, ein Brauch, der seit kurzem abgeschafft wurde.

Interessant ist das Schalmagazin. Die Schals dienten ursprünglich als Wintermäntel. Als sie in Europa in Mode kamen, wurden sie für den Export in großen Mengen und besonders feinen Qualitäten hergestellt, gegenwärtig aber ist, durch den Wechsel der Mode bedingt, ihre Fabrikation stark im Rückgang. Das Material der billigsten Stücke ist Baumwolle, die besseren Stücke werden aus den Haaren von Seidenziegen oder Steinböcken gefertigt. Die Schals aus Steinbockhaaren fühlen sich besonders weich an, ihr Grund ist von lichtbrauner Farbe und sie sind meist mit einer nur schmalen Bordure versehen. Entweder sind die Schals in einem Stücke gewoben oder aus mehreren gewobenen Teilstücken zusammengestzt oder endlich gänzlich in Nadelarbeit gefertigt. Ungeachtet der niederen Arbeitslöhne, die beispielsweise in der Seidenmanufaktur ein Maximum von sechs Rupien im Monat nicht übersteigen, kosten die Schals der besten Qualität im Minimum 1000 Rupien. Es werden daher nur wenige hergestellt, etwa drei im Jahre, die nebst einigen Seidenziegen als Tribut der Kaiserin Königin Viktoria nach London gesandt werden.

In einem anderen Saale sah ich eine Sammlung von Jagdtrophäen, Bären- und Leopardenfelle, Hirschgeweihe, aus Ladákh stammende Yakhäupter und Steinbockgehörne, sowie in Gilgit erbeutete Gehörne des Markor und des Ovis Pola. Diese wiegen mitsamt dem Schädel bis zu einem Zentner. Die Jagd auf Yaks und Moschustiere ist seit kur-

zem untersagt, um einer Ausrottung dieses Wildes vorzubeugen.

Als wir die Ufertreppen vor dem Palast niederstiegen, hörte ich, daß das Fischen an dieser Stelle verboten sei, weil hier, in die Gestalt eines großen Fisches verwandelt, die Seele eines früheren Maharadschas sich aufhalten soll. Wir setzten in einem Boote über den Fluß und besichtigten ein kleines Museum, dessen wichtigsten Inhalt altbuddhistische, auf Birkenrinde eingeritzte Pali-Texte bilden. Wir besuchten nun verschiedene Werkstätten. In jenen der Silberschmiede sah man die Arbeiter mit ihren Lötröhren vor den Kohlenbecken kauern und mit einem Fuße den Blasbalg treten. Hübscher als die von ihnen gefertigten Gegenstände sind die aus Kupfer- und Kupferlegierungen hergestellten Schalen, Krüge und Samowars, die indessen an Feinheit der Ausführung hinter ihren persischen Vorbildern zurückstehen. Die in die Gefäße eingepunzten Vertiefungen sind mit dunklem Schellack gefüllt, um eine Kontrastwirkung zu den hellen Metallflächen zu erzielen. Ich erwarb ein eigenartiges Stück aus getriebenem Kupfer, einen sogenannten Feuerhahn, halb Vogel und halb Basilisk. Man stellt diesen Feuerhahn auf das glimmende Kohlenfeuer, bis die in seinem Innern befindliche Luft sich durch die Wärme verdünnt und durch den Schnabel entweicht. Ist dies geschehen, taucht man den Schnabel in eine Wasserschale, deren Inhalt in den luftleeren Raum gesogen wird. Daraufhin stellt man den nun mit Wasser gefüllten Hahn wiederum auf das Feuer. Das Wasser verwandelt sich durch die Hitze allmählich in Dampf, der schließlich zischend entweicht und die ersterbende Glut nochmals zur Flamme ent-

facht. Wie nahe lag nicht bei der Erfindung dieses Spielzeugs — denn als etwas anderes kann der Feuerhahn nicht bezeichnet werden —, der Gedanke, den Dampf in nutzbringender Weise zu verwenden. Unter anderen Gegenständen, die ich erwarb, sei noch eine jener Trinkkannen mit langem Ausgußrohre erwähnt, aus denen die Panditen sich das Wasser im hohen Bogen in den geöffneten Mund gießen, um sich nicht die Lippen durch die Berührung mit dem Metall zu verunreinigen.

Die Engländer haben in jüngster Zeit versucht, das hiesige Kunstgewerbe neu zu beleben, doch ist dieser Versuch nur in technischer Hinsicht gelungen. Die Gegenstände aus lackiertem und reliefartig gepreßtem Papiermaché haben nicht mehr den Reiz, der den alten Stücken zu eigen war, und die Teppiche, die an Solidität des Gewebes den persischen gleichkommen, erreichen keineswegs deren Farbenpracht. Die wenigen in Srinagar aus der Mogulzeit erhaltenen Teppiche waren dort von aus Schiráz berufenen Webern gefertigt worden.

Der Friedhof liegt nördlich der Stadt. Im Frühjahre sollen aus allen Gräbern Blumen hervorsprießen, gegenwärtig aber war die Stätte von trauriger Öde. Zwischen den Grabsteinen und den Resten verfallener Hindútempel lungerten Bettler und mit eiternden Wunden bedeckte Aussätzige. Über den Friedhof hinweg schritt ich nach dem Hari-Parbat, an dessen Felsen die malerischen Ruinen von zwei Steinmoscheen gelehnt sind. Auch der darüber befindliche Palast, dessen Dach eine große Himmelskugel bekrönt, ist in ruinösem Zustand.

Auf Einladung des Maharadschas, der hiezu nicht

weniger als zehn Hausboote zur Verfügung gestellt hatte, unternahm ich eine mehrtägige Fahrt auf dem Dschehlám. Zwei der Boote dienten Herrn von Stetten und mir sowie zwei englischen Herren, die uns begleiteten, zur Wohnung; ein drittes war als Speiseraum bestimmt und die übrigen nahmen die Diener, Köche, deren Familien und jene der Bootsleute auf. So glich denn unsere Expedition einer kleinen Völkerwanderung, zumal an hundert Leute mit dem Ziehen der Boote beschäftigt waren, die an den einzelnen Stationen stets durch frische Kräfte ersetzt wurden, für deren Bestellung die Tessildars zu sorgen hatten. Tag und Nacht währte die Fahrt. Es war auf den Booten so kühl, daß man selbst im Bett fröstelte, da der Wind das leichte Brettergefüge durchdrang. Auf den Schlaf mußte man so ziemlich verzichten, denn alle Augenblicke wurde man durch einen heftigen Stoß aufgerüttelt, weil das Schiff bei dem niederen Wasserstand häufig sich festlief. Kaum hatte man sich an die schweren Schritte des Tschemudars oder Bootsführers gewöhnt, der unablässig auf dem Oberdecke sich hin und her bewegte, und war man eingeschlummert, so wurde man durch den Lärm geweckt, den die unter den Planken hausenden Ratten verursachten, oder durch ein Zetergeschrei, das die Schiffszieher für nichts und wieder nichts erhoben. War unsere Fahrt keine ruhige, war sie noch weniger eine schnelle, denn die Schiffszieher schonten ihre Kräfte nach Möglichkeit, besonders die zuvorderst in den Tauen befindlichen; dafür aber gebärdeten sie sich, wie wenn sie auf das äußerste überanstrengt wären, flehten den Propheten um Hilfe an und riefen im Chore: „Langsam, nur langsam!“ wenn die Aufseher sie zu schnellerem

Ausschreiten aufforderten und sie mit Stockschlägen bedrohten. Wiederholt ereignete es sich, daß einer oder der andere entfloh, was ich den Leuten, die für den geleisteten Frondienst, wenn überhaupt, vermutlich nur ungenügend entlohnt wurden, nicht verübeln konnte. Die rotlivrierten Schikaris, das sind Jäger, setzten dann den Flüchtlingen nach, aber da sie sich nicht beeilten, stets vergebens. Eines Morgens vernahm ich einen derartigen Lärm, daß ich mich sofort ankleidete und an Deck ging. Die Schikaris hatten statt eines Flüchtlings einen Hirten ergriffen, den sie, weil er sich wehrte und sich platt zu Boden warf, seiner Kleider beraubten und an den Beinen zum Ufer schleiften. Sprachunkundig, wie ich war, konnte ich dem armen Teufel nicht helfen, den sie, da er sich fortgesetzt widerspenstig erwies, nach einer Tracht Prügel unter Rückerstattung seiner Kleider entließen. Ein andermal faßten die Schikaris einen stumpfsinnig blickenden Burschen, der mit den Händen allerlei unverständliche Zeichen machte und zum Schluß wiederholt die Gebärde des Kopfabschneidens vollführte. Ein Schlag auf seinen Kangri löste ihm die Zunge. Er sagte, so wurde mir nachträglich erklärt, er dürfe nicht sprechen, da er seinen Kopf von der Welt abgeschnitten habe. Seine Worte sollten besagen, daß er Büßer geworden. Obwohl er diese Angabe wahrscheinlich nur machte, um sich dem Frondienste zu entziehen, erwirkte ich seine Freilassung.

An allen Stationen, an denen wir anlegten, kamen uns die Tessildars zu Pferd entgegen, umgeben von einem Dienertroß, der auf Kredenzbrettern die üblichen Gastgeschenke, Kuchen, Früchte, Honig und Kandiszucker, her-

beischaffte, von denen man das eine oder andere entgegennehmen mußte und dafür zum Entgelt etliche Rupien spendete. Jedesmal brachten die Tessildars die unterwürfigsten Entschuldigungen vor, daß sie die ihnen anbefohlene Zahl von Schiffsziehern nicht hätten aufbringen können. Sehr spassig war es, wenn uns die Tessildars auf unseren Ritten begleiteten. Sie nützten uns nicht das mindeste, denn ihre Angaben über die zurückzulegenden Entfernungen erwiesen sich immer als falsch, wohl aber erheiterten sie uns durch ihre klägliche Reiterei. Galoppierten wir ein paar Sprünge, erschraken sie derart, daß sie aus bloßer Angst von den Pferden fielen. Lagen sie dann im weichen Ackerboden, heulten sie erbärmlich.

Was mich hauptsächlich bewogen hatte, über Srinagar hinaus meine Reise im Dschehlámtal fortzusetzen, war die Kunde von den dort vorhandenen eigenartigen Tempelruinen. Der erste größere Ort, den wir bei unserer Flußfahrt betraten, war Bampur, ein freundliches Dorf mit einer aus Zedernstämmen gezimmerten Moschee. Den Haupterwerb seiner Bewohner bildet der Anbau von Saffran und der Handel mit den in der Umgegend gezüchteten Ponys, ausdauernden Pferdchen, die ebensogut als Reit- wie als Tragtiere zu brauchen sind. Ein alter Tempel in der Nähe des Dorfes ist bis auf die Grundmauern zerstört. Die umherliegenden Säulenkapitelle sind mit Löwengestalten geschmückt und erinnern an jene von Persepolis. Kaum minder zerstört sind die Tempel der einstigen Landeshauptstadt Avantipur, die nun ein unbedeutendes Dorf.

Kurz vor Islamabad mündet der Liddar in den Dschehlám. Islamabad, eine Stadt von 8000 Einwohnern, ist die



Tempelruine von Pandrnath oder Pandritan bei Srinagar (Seite 242)



Dardschiling, darüber die Kette des Kandschindschangas (Seite 246)

zweitgrößte des Landes. Wir mußten beim Reiten durch ihre engen Straßen genau die Mitte halten, um von dem gewölbten Straßenkörper nicht in die seitlichen Gossen zu gleiten.

Erstaunlich ist die Menge von Quellen, die in der Stadt und ihrer Umgegend dem Boden entspringen; viele sind innerhalb kleiner Kapellen gefaßt. Ein größeres Quellheiligtum befindet sich neben einer Moschee. Seine Wasserfläche ist mit einer Brüstung umgeben, auf der Öllämpchen stehen zwischen Stangen mit bunten Wimpeln. Jenseits eines mit Ahornbäumen bepflanzten Platzes ein weiterer Quellteich, aus dessen Wasser sich kleine Götterbilder erheben. Seine Fische werden auf Kosten des Maharadscha gefüttert. Neben mit Blumengewinden bekränzten Lingams kauerten unter einem Schutzdache die Hüter der Stätte. Es waren in Wolldecken gehüllte schmutzige Gesellen, Yoghis des Dandi-Ordens, die dessen Abzeichen, einen zangenartigen Eisenstab, in den Händen hielten. Der eine, ein fettes Scheusal von dem Aussehen eines bösartigen Idioten, hatte sein Haar in verfilzten Strähnen um die niedere Stirne gewickelt. Er betrachtete uns mit feindlichen Blicken, indes sein Genosse uns die Trinkschale entgegenstreckte zum Empfang eines Almosens.

Von Islamabad ritten wir nach Atschipal. Dieser Ort liegt am Fuße einer mit Zedern bewaldeten Höhe. Wir frühstückten im fürstlichen Lustgarten, der, eine Nachbildung des Nischat-Bagh, wie dieser den Mogulkaisern seine Entstehung verdankt. Der Verwalter legte uns das Fremdenbuch vor und ersuchte uns außerdem um ein schriftliches Zeugnis, daß wir mit seinem Verhalten zufrieden ge-

wesen seien. Das geschriebene Wort steht in ganz Indien in hohem Ansehen, und für jede, sei es auch nur die geringste Dienstleistung, wird die Ausfertigung eines anerkennenden Zeugnisses gefordert. Von Eingeborenen vorgewiesene Zeugnisse haben für den Europäer um so weniger einen praktischen Wert, als in den Bazaren mit derlei Papieren ein schwunghafter Handel getrieben wird.

Von Atschipal ritten wir nach dem Plateau von Markand, das berühmt ist wegen der dortigen Tempelruine. Die ältesten Baudenkmale Kaschmirs sind von einem durchaus einheitlichen Stile. Die ihnen eigentümlichen Dreipaß-Bögen verdanken ihre Entstehung vermutlich der buddhistischen Symbolik, die Gestaltung der Pfeiler und Pfeilerkapitelle hingegen erinnert zuweilen an altpersische Vorbilder und die Flächendekoration an jene sassanidischer Bauten. Die figürlichen Skulpturen freilich tragen alle Merkmale der indischen Plastik. Ihre Formen sind weich und verschwommen und besonders auffallend ist die starke Verschiebung der Hüften. Die Dreipaßbögen sind stets aus übereinander vorkragenden Steinschichten gebildet, zwischen denen zu oberst ein keilförmiger Schlußstein eingefügt wurde.

Teils waren die Tempel buddhistisch wie jener von Pandritan, teils hinduistisch. Stilistische wie historische Erwägungen berechtigen zur Annahme, daß sie zwischen dem 7. und dem 12. Jahrhundert entstanden sein dürften, in welchem die buddhistische Religion in Kaschmir durch die Brahmanen ausgetilgt wurde. Die Tempel scheinen Quellheiligtümer gewesen zu sein. In Pandritan ist nur mehr der in einem Weiher gelegene Mittelbau erhalten, ein qua-

dratischer Pavillon mit Dreipaßbögen an den vier Seiten und einer Dachpyramide, deren Gewicht durch ausgesparte Vierpaßfensterchen entlastet ist. In einem dieser Fensterchen ist die Figur eines sitzenden Buddhas zu sehen. Die Umfassungsmauern der Tempel waren stets von rechteckigem Grundriß. Am Tempel von Rampur überwölben Dreipaßbögen ihr Tor, die Nischen zu seinen Seiten, jene der Innenseite der Mauer und die Front der Zella. Zwischen den Nischen der Umfassungsmauer stehen je zwei Säulen als Träger eines reichgegliederten Karnieses, eine Anordnung, die an der Rückseite des Tores in vergrößertem Maßstab sich wiederholt. Die kleine Zella erhebt sich inmitten des Hofes auf einer treppenartigen Basis. Die spitzen Giebel über ihren Wandnischen entsprechen der Gestalt der abgestürzten Dachpyramide. Weit stattlicher ist der Tempel von Martand. Vor den Innenwänden des Hofes Dreipaßarkaden auf Pfeilern, die unter sich wie mit der Mauer durch Architrave verbunden sind. Der Querschnitt der Pfeiler ist teils quadratisch, teils polygonal (mit 12 oder gar 24 Flächen einem Kreise sich nähernd). Die Kapitelle sind halbkugelförmig, die Sockel umgestürzten Kapitellen vergleichbar, jedoch auffallend hoch, da die Arkaden um einen Stauweiher liefen, der von einer an der Ostseite der Zella entspringenden Quelle gespeist wurde. Das Haupttor an der Südfront ist von Pfeilern eingefaßt; es trug über den Architraven, gleich den kleineren Türen an den Langseiten, einen Giebel mit einer Dreipaßnische. Im Torwege Dreipaßnischen mit Relieffiguren von Göttern. Ins Wasser gelegte Steine vermittelten früher den Zutritt zur Zella des Tempels. Sie ist auf einem erhöhten Sockel er-

richtet, der durch einen Fries phantastischer Tierfiguren geschmückt ist. Auf gesondertem Sockel stehen dicht beiderseits der Zella kleine, quadratische Kapellen, die, wie die Zella, mit Dachpyramiden versehen waren. Ihre Außenwände sind mit den üblichen Nischen verziert, die Türen befinden sich auf der Rückseite. Das Portal der Zella entspricht dem Portal des Hofes. Im vorderen Raum an den Wänden Relieffiguren von Göttern. Die von einem Dreipaßbogen überwölbte Mitteltüre führt in das innen schmucklose Langschiff, zwei Seitentüren hingegen leiben neben dem Langschiff ins Freie. An den Außenwänden des Langschiffs befinden sich Blendtüren und Bogen. Wie alle Tempel des Landes ist auch jener von Martand aus blaugrauem Kalkstein errichtet.

Auf dem Rückweg rasteten wir zu Pawan im Schatten mächtiger Ahornbäume bei zwei Quellweihern, in denen heilige Fische mit Brotfladen gefüttert werden. Einige Yoghis schliefen in ihren Decken neben dem fratzenhaften Bild des Hanuman, andere lauschten hingegen der Vorlesung eines Panditen, der uns gegenüber sich darüber beklagte, daß die armen Diener Gottes gänzlich vergessen würden über dem allgemeinen Streben im Dienste der Engländer Geld zu erwerben. Das Klirren einer Rupie weckte den nächstsitzenden Yoghi aus seiner Betrachtung und machte ihn den Ordensregeln entgegen gesprächig. Um nicht durch weitere Betteleien belästigt zu werden, ließen wir uns durch einen Panditen nach einem Höhlentempel am Rande des Liddartales führen und einige Felsspalten zeigen, die Büßern als Behausung und Grabstätte gedient hatten. Der

Höhlentempel enthält einen Altar mit einem Götterbilde, über welchem ein Spitzbogen sich wölbt.

Als die Sonne sank, umwob die Wolken ein rosiger Flor, während ein opalisierendes Blau über die Berge sich breitete.

Am nächsten Morgen war der Boden steinhart gefroren: wir zählten den 12. November.

2. Dardschiling.

Hinter Siligori, einer Station der durch das bengalische Flachland nordwärts führenden Bahn, beginnen die Höhen des Tarai, einer Waldzone, die sich dem Fuße des östlichen Himàlaya entlangzieht. Breitblättrige Tikbäume erheben ihre schlanken Stämme hoch über dem Unterholz, das sie im Sturze zerschmettern, wenn sie durch schmarotzende Misteln und Dendrophilen ihres Saftes beraubt und durch das Geranke der Lianen erstickt, morsch zusammenbrechen. Jenseits der Waldzone erklimmt die nun schmalspurige Bahn in steten Kurven die Vorgebirgshänge. Die Lokomotive unseres Zuges war mit Gewinden aus Blumen und Farrenkräutern geschmückt und trug auf der Stirnseite eine Tafel mit der Aufschrift „Fröhliche Weihnachten". An allen Stationen wurde sie mit Jubel begrüßt, denn überall warteten Teepflanzer mit ihren Familien, welche die Festtage in Dardschiling zu verbringen gedachten. Wir erreichten diesen Ort am Nachmittag. Er liegt auf einem langen Höhenrücken inmitten von Teepflanzungen. Ein prächtiger Park kennzeichnet das Landhaus des Gouverneurs von Bengalen. der den größten Teil des Jahres hier residiert.

Da die Nacht klar war, ritten wir noch vor Tagesanbruch nach dem Tiger-Hügel. Als wir dessen Kuppe erklommen, war die Sonne eben im Aufgehen. Blendend weiß strahlten die höchsten Gipfel der Berge, in rötlichem Glanze glühten die Gletscherfirne und violette und gelbliche Töne färbten die Felswände. Weiter unten schwärzliches Gestein und dichter Nebel, der bis zur Waldzone herab reichte. Stahlgraues Halbdunkel lagerte über den Tälern und noch lange, nachdem der Himmel schon völlig erhellt war, verhüllten das Flachland dunstige Schichten. Der Boden war fest gefroren und die Kälte empfindlich; sie wich, als die Sonne sich hob und den Nebel zerstreute. Erst jetzt, da wir in die Ebene zu blicken vermochten, offenbarte sich die gewaltige Größe der Berge; liegen doch die bewaldeten Kämme ihres von tief eingeschnittenen Tälern durchfurchten Vorgebirges bereits in einer Höhe von 2500 bis 3000 Metern. Will man mit dem Fernglas die höchsten Gipfel betrachten, richtet man es gewohnheitsmäßig zu tief. Erst allmählich bildet sich ein Maßstab zur Beurteilung des Geschauten. Wüßte man nicht aus der Karte, daß der Gipfel des Kandschindschanga in der Luftlinie gemessen rund 60 Kilometer entfernt liegt, würde man die Entfernung für wesentlich geringer erachten. Beginnt man mit der Betrachtung von Westen her, gewahrt man in der Kette der nepalesischen Alpen zwei scharf sich abhebende Pyramiden. Jene zur Rechten, von der nur die Spitze erkenntlich, ist der 7140 Meter hohe Gaurisankar. Vom Gaurisankar leitet eine Reihe zackiger Kämme von tiefblauer Färbung nach dem mächtigen Gebirgsstocke des 8580 Meter hohen Kandschindschanga, der dem Beschauer unmittelbar gegenüber liegt. Vom Kan-

dschindschanga erstrecken sich nach Osten zwei Höhenzüge, der vordere wild zerklüftet, der rückwärtige weniger gegliedert. Die sich anschließenden Bergketten verlaufen ziemlich einförmig in langen Kammlinien, über die sich der elegante Kegel des Tibet-Patan erhebt. Die wenigen nach Tibet führenden Pässe liegen meist in einer Höhe zwischen 5 und 6000 Meter, also etwas über der Grenze des ewigen Schnees, die auf der Südseite des Himàlaya erst über 5000 Meter beginnt.

Mehrere Stunden verweilte ich auf dem Tigerhügel, dann ritt ich zurück durch einen prächtigen Hochwald schlanker Echinokarpusbäume, unter deren Gezweig kleinere Bäume und Baumfarren dem Licht zustreben. Durch unsere Schritte aufgescheucht strichen große blauschillernde Fasanen ins Dickicht.

Dardschiling ist der bedeutendste Ort des zwischen Nepal und Buthan gelegenen, unter britischer Oberhoheit stehenden Gebietes von Sikkim, dessen Bevölkerung zu gleichen Teilen aus den tibetanischen Stämmen der Bothias und Leptschas besteht und aus einer geringen Zahl von Gurkhas. Ich sah ein von diesen bewohntes Dorf nahe bei Dardschiling. Die eigentliche Heimat der Gurkhas ist Nepal und das Waldland des Tarai. Sie sprechen die rauhklingende Parbatidscha-Sprache und sind ein mit mongolischem Blut durchsetztes Volk von kleinem aber kräftigem Wuchs. Ihre Ähnlichkeit mit den Japanern ist auffallend, doch ist ihre Hautfarbe viel dunkler, ausgesprochen gelbbraun. Der Religion nach Hindús sind sie die herrschende Klasse im Nepal, dessen Fürstengeschlecht radschputischer Abkunft. Die übrigen Bewohner Nepals sind tibetanischen Stammes. Die

Tracht der Gurkhas besteht bei den Männern aus runden Mützen, Filzjacken, graubraunen, über den Knöcheln zusammengebundenen Hosen und einem Leibgurt, in welchem das Kukhri befestigt ist, ein breites Hiebmesser mit sichelartiger Schneide, bei den Frauen aus dunklen Kopftüchern, enganschließenden schwarzen Ärmeljacken und blauen Röcken. Im linken Nasenflügel tragen die Frauen Türkisknöpfe eingelassen, außerdem hängen sie sich bei festlichen Anlässen allerlei Klunker in einen kleinen unter der Nasenspitze eingezogenen Ring. Am eigenartigsten ist ihr Ohrschmuck; Scheiben aus Goldblech von der Größe eines Tellerchens.

Ich staunte, mit welcher Behendigkeit junge Mädchen schwerbepackte Tragkörbe beförderten, deren Tragband zur Entlastung des Rückens um die Stirne geschlungen war. Gleichzeitig bewunderte ich die Lebhaftigkeit und den Humor dieser Geschöpfe. Welch ein Gegensatz zu dem morosen Wesen der Inder des Flachlands! Trotz des auch für ihn geltenden Kastenzwanges steht der Gurkha gleich allen mongolischen oder halbmongolischen Völkern dem Europäer menschlich viel näher als der Inder. Am deutlichsten ist dies beim Militär zu beobachten: ein nicht zu überwindender Abstand zwischen dem indischen und britischen Soldaten, enge Kameradschaft hingegen zwischen diesem und dem Gurkha, der als nahezu gleichwertig erachtet wird. Gerade der Umstand, daß die Engländer die besten und treuesten ihrer eingeborenen Soldaten aus Nepal beziehen, veranlaßt sie, die Hände von diesem Lande zu lassen und sich in seine inneren Verhältnisse nicht einzumischen, um so mehr, als sie wissen, daß sie bei einem solchen



Kleine Stupa zu Bothia-Busti bei Dardschiling (Seite 254)



Dardschiling, Gruppe von Bothias (Seite 250)

Beginnen mit ernstem Widerstand zu rechnen hätten und die Eroberung des armen Gebirgslandes sich in keiner Weise bezahlt machen würde. So sehr die Nepalesen darauf angewiesen sind, ihren Bevölkerungsüberschuß in britischen Diensten unterzubringen, ebenso sehr sind sie darauf bedacht, die Selbständigkeit ihres Landes zu wahren, von dem in einem früheren Krieg mit den Briten der fruchtbarste Teil abgetrennt wurde. Sie sperren daher ihr Land jedem fremden Besucher. Wer von der nepalesischen Regierung ausnahmsweise die Erlaubnis erhält, nach Katmandu, der Landeshauptstadt zu reisen, hat sich nach der Grenzstation Segolie zu begeben. Von Segolie ab enden die Wege. Der Reisende wird in eine durch Vorhänge verschlossene Senfte verladen und bei Nacht durch die Linie der am Höhenkamme angelegten Befestigungen befördert, um deren Erkundung zu verhüten. Der Transport in der Senfte beansprucht, die Pausen abgerechnet, 24 Stunden. Unten im Tal sollen wieder gute Straßen beginnen, die bis nach Katmandu führen. Über die nähere Umgegend der Stadt ist noch niemand hinausgekommen, nicht einmal der britische Resident, der wohl gelegentlich Einladungen nach dem Jagdlager des Maharadscha erhält, sonst aber, aller Ehrungen ungeachtet, gewissermaßen wie ein Gefangener behandelt wird. Das Mißtrauen der Nepalesen geht so weit, daß sogar einem buddhistischen Mönche aus Siam, der auf der Suche nach altbuddhistischen Ruinen bis nach Nepal gelangte, nicht gestattet wurde, frei nach Wunsch sich zu bewegen.

Noch weniger bekannt wie Nepal ist das größere Buthan, in welchem nicht einmal ein britischer Resident sich befindet.

Die Regierungsgewalt liegt in den Händen von Priestern des roten Lamaordens, welche nicht minder streng jedem Fremden die Einreise verweigern wie ihre Kollegen im eigentlichen Tibet. An ihrer Spitze steht der Dharma- Radscha, der „Fürst des Glaubens“, der als Inkarnation eines hohen Heiligen betrachtet wird.

Die Bothias sind große und kräftige Leute, breitschultrig und sehr muskulös. Ihr Gesichtsschnitt gleicht jenen der Nordchinesen, doch sind ihre Nasen stärker entwickelt und leicht gekrümmt. Ihre Hautfarbe ist schwer zu bestimmen. Sie scheint eigentlich sehr hell zu sein, doch hat die Mehrzahl den kupferbraunen Teint der nordamerikanischen Indianer. Abscheulich ist die Gewohnheit der Frauen, angeblich zum Schutze gegen die Kälte, sich die Gesichter mit Blut zu beschmieren. Ihre dicken Röcke sind aus aneinander genähten bunten Wollstreifen gefertigt. Über einer blauen Ärmeljacke tragen sie ein Leibchen und darüber ein schwarzes Obergewand, welches auf der linken Seite geöffnet ist. Von den am Kopfe seitlich aufgebundenen Zöpfen hängen Silberkettchen hernieder zur Entlastung der bis zu den Schultern herabreichenden Türkis-Ohrgehänge. Als Halsschmuck dienen dicke Seidensträhne mit daran aufgereihten Buckeln aus Goldblech. Auf der Brust werden mit Türkisen besetzte und mit Goldtauschierung oder Filigranarbeit geschmückte Kapseln getragen, die tibetanische Gebets- und Zauberformeln enthalten. Die Bräute erkennt man an einem Armband, welches wie eine zerbrochene Milchkanne aussieht und aus dem geschliffenen Gehäuse einer Tritonschnecke besteht. Die Mädchen heiraten nicht vor dem achtzehnten Jahre. Die Männer haben wie alle Mongolen

einen nur spärlichen Bartwuchs. Ihre Haare flechten sie zu einem Zopfe, den sie bei der Arbeit um den aufgekrempten Filz- oder Lederhut schlingen. Ihr weiter blauer Leibrock wird durch eine Schärpe zusammengehalten. In einem unter dem Rocke verborgenen Sacke, aus dem die Händler gleich Taschenkünstlern die größten Gegenstände hervorzaubern, bewahren sie ihre Tabakspfeifen, Messer und Gebetsmühlen. Die Füße stecken in schwarzen Filzstiefeln von chinesischem Schnitte.

Lebt die Hauptmasse der Bothias, deren Name identisch ist mit jenem der Tibetaner, die sich Bot-Pa benennen, in Bhutan, leben die Leptschas über Bhutan, Sikkim und Nepal verstreut. Sie sind ungemein häßlich, ihre gelben Gesichter voll Runzeln und Falten, dabei starren sie vor Schmutz und übertreffen in dieser Hinsicht die gleichfalls sehr unreinlichen Bothias. In Dardschiling begegnet man auch häufig richtigen Tibetanern, die zu Fuß mit schweren Lasten beladen oder auf zottigen Ponys den dortigen Bazar besuchen. Bekannt ist ihre seltsame Sitte, zum Gruß die Zunge aus dem Mund zu stecken; sehr drollig sind ihre Hunde, namentlich die Spitze, deren schwarzes Wollhaar bis zum Boden herabreicht, was ihnen das Aussehen kleiner Bären verleiht.

Im Gegensatz zu den Nepalesen gehen die Leptschas und Bothias meist unbewaffnet. Die Schwerter der Leptschas haben weder eine Spitze noch ein Stichblatt. Sie stecken in einseitigen Holzscheiden und sind an ihren Griffen mit Draht umwickelt. Jene der Bothias sind spitz und an den Griffen mit Türkisen verziert. Hübsch sind die aus durchbrochenem Silberblech gefertigten Scheiden der Dolche. Wie

die Waffen sind auch die anderen Gebrauchsgegenstände von tibetanischen Formen und mit lamaistischen Symbolen verziert. Ich sah auf dem Bazar viele aus Tibet herübergebrachte kunstgewerbliche Gegenstände. Die schönsten aber, die ich gesehen, waren jene in der Sammlung des Kapitäns Trench in Srinagar, der als Assistent-Resident in Ladákh oder Kleintibet seit mehreren Jahren die Sommermonate in Leh verbrachte, der Hauptstadt dieser Provinz. Er besaß außer prächtigen Waffen aus Lhassa stammende silberne Teekannen, deren Henkel als Drachenlöwen und deren Schnäbel als Elefantenköpfe gestaltet sind, ferner kupferne Bierkrüge und gekrümmte Trinkhörner.

Die klimatischen Verhältnisse Ladákhs entsprechen jenen im eigentlichen Tibet. Einer entsetzlichen Hitze im Sommer folgt eine grimmige Kälte im Winter. In wenigen Stunden erstaunliche Temperaturwechsel. Die Berge sind kahl und die Landschaft ist von einer trostlosen Öde. Eine genaue Absteckung der tibetanischen Grenze ist noch nicht erfolgt, doch haben die Chinesen als Oberherren von Tibet an den wichtigsten Saumpfaden Grenzpfähle errichtet. Ein Überschreiten der Grenze ist nicht gestattet und von der Südseite her unter den gegenwärtigen Verhältnissen so gut wie ausgeschlossen. Die Berichte des englischen Reisenden Landor, der von Ladákh aus in Tibet einzudringen versuchte und der behauptete, bei diesem Versuche von Tibetanern ergriffen und gefoltert worden zu sein, bezeichnete Kapitän Trench als unglaubwürdig, ja er bezweifelte sogar, ob Landor tatsächlich über die Grenze gelangt sei. Vielleicht erfahren wir in Bälde Genaueres über das Innere von Tibet und den Sitz des Dalai-Lama zu Lhassa; denn hohe Beamte des Aus-

wärtigen Amtes zu Kalkutta sagten mir, daß für das nächste Jahr eine bewaffnete Expedition nach Lhassa geplant sei. In Tibet, so sagten sie, scheine das Vorkommen von Gold und von Smaragden gesichert. Jedenfalls könne sich die Expedition durch die seit Jahrhunderten in den Tempeln von Lhassa aufgespeicherten Schätze bezahlt machen. Im übrigen scheint Tibet nicht viel zu bieten. Seine Einwohner, deren Gutmütigkeit und Ehrlichkeit Kapitän Trench rühmte, treiben etwas Ackerbau und besitzen einiges Vieh. Ihren Haupterwerb aber bildet die Vermittlung des Warenverkehrs zwischen Zentralasien und Indien. Die vielen oft monatelangen Wanderungen der Männer lassen ein richtiges Familienleben nicht aufkommen und die fürchterlich wütende Syphilis droht die Bevölkerung ganzer Täler zu vertilgen. Bemerkenswerterweise ist jedoch die Polyandrie nicht sowohl unter den nomadisierenden Hirten verbreitet als vielmehr unter den Ackerbauern, da das für den Ackerbau geeignete Land knapp bemessen ist und das bewirtschaftete Eigentum der einzelnen Familien eine weitere Zerstückelung meist nicht gestattet.

Der tibetanische Buddhismus, gewöhnlich Lamaismus genannt, beruht auf der Grundlage der Mahayana-Doktrin; er hat aber in sein System Gestalten und Bräuche der in Tibet noch nicht völlig erloschenen Bön-Religion übernommen, eines Geisterglaubens, der dem Schamanismus der Mongolen verwandt ist. Die Ähnlichkeit einzelner Priesterornate und mancher gottesdienstlicher Zeremonien mit solchen der christlichen Kirche gab den Missionaren, die mit dem Lamaismus in Berührung kamen, Anlaß zu den seltsamsten Erwägungen. Die Lösung des Rätsels liegt

aber darin, daß aus dem oströmischen Reiche vertriebene Manichäer und Nestorianer über Zentralasien bis nach Tibet gelangten.

Die Lamas sind in zwei Orden geschieden, die nach der Farbe ihrer Gewänder der rote und der gelbe benannt werden. Der rote Orden, der namentlich in Bhutan viele Anhänger besitzt, ist der ältere; viel verbreiteter ist der gelbe, dessen geistiges Oberhaupt der zu Teschu-Lumbo residierende Panschen-Erdeni-Lama, unter dem als weltliches Oberhaupt der Dalai-Lama zu Lhassa fungiert, dem ein Vertreter der chinesischen Regierung zur Seite steht.

Die Klöster um Dardschiling sind im Besitze des gelben Ordens, doch begegnete ich auch Mönchen des roten Ordens, die vor den Schwellen der Häuser Gebete sangen und hiefür mit Lebensmitteln beschenkt wurden. Von den hiesigen Klöstern besuchte ich nur jenes von Bothia-Busti, einem Orte, der, wie sein Name besagt, von Bothias bewohnt ist. Vier Flaggenmasten umgeben die dortige glockenförmige Stupa, die an ihrem Halse mit einem Augenpaare bemalt ist. Das daneben befindliche Kloster, ein Holzgebäude mit Tförmigen Fenstern, wird im oberen Stockwerke von 25 Mönchen bewohnt und enthält im Erdgeschoß den Betsaal. Etwa 35 cm hohe Gebetsmühlen stehen beiderseits des Einganges zur allgemeinen Benützung. Eine weitere von mehr denn Mannshöhe in der Ecke des Vorraums wird durch ein Tretwerk in Bewegung gesetzt. In diesem Vorraum hängen zwei Gemälde. Das eine stellt die Himmelskönige dar, das andere die verschiedenen Weltkreise. In der Mitte drei Fabeltiere über einer sich bäumenden Schlange, zu oberst der Himmel und zu unterst die Hölle. Die Gebetshalle ist spär-

lich erhellt. Auf ihrem Altare stehen Buddhafiguren, seitlich des Altares reihen sich Bücherregale und die Ecken füllen die Gestalten zweier Hindúgötter. Auf einem Tisch vor dem Altare stehen eine bauchige Lampe und zur Aufnahme von Weihwasser und Blumen bestimmte Kupfergefäße. Vor dem Tische liegen Pauken und Tschinellen, Posaunen und Klarinetten, die mit Türkisen besetzt und mit Silber plattierten Dämonen geziert sind. Jeden Morgen und Abend erschallt die Musik zum Gottesdienste. Ein niederer Stuhl zwischen den bemalten Holzsäulen ist der Ehrensitz des Abtes; die Mönche hingegen sitzen in Reihen geordnet auf den Matten, schwingen unter ständigem Nicken des Kopfes ihre kleinen Gebetsmühlen und halten in der anderen Hand die Dordscha, ein zepterartiges Messinggerät mit durchbrochenen Knäufen, das einen Donnerkeil darstellen soll und bestimmt ist, die Dämonen zu verscheuchen. Mitunter endet die Dordscha unten in eine dolchartige Spitze, um in den Boden gesteckt werden zu können. Nebenbei bemerkt verdankt Dardschiling der Dordscha seinen Namen, der eigentlich Dordscha-Ling gesprochen werden sollte. Während der Andacht murmeln die Mönche in steter Wiederholung die Worte: „Om ma padmi hum!" „Oh das Juwel im Lotos, Amen", eine Anrufung, die an Padmapani gerichtet ist, den aus dem Lotos geborenen Bodhisatwa, als dessen Inkarnation der Dalai-Lama betrachtet wird (Näheres hierüber in meinem Buch: Reiseerinnerungen aus Ostasien).

Wie mir Kapitän Trench erzählte, der in dem berühmten Kloster Hemis bei Leh dem lamaistischen Gottesdienst öfters beiwohnte, schreiten währed seiner Dauer die Klosterdiener mit großen Kupferkannen zwischen den Reihen der

Mönche hindurch, um die neben ihnen stehenden Näpfe mit Bier aufzufüllen. Eines der höchsten Feste ist jenes am Neujahrstag, an welchem in den Klöstern vor Beginn des Gottesdienstes Mysterienspiele aus der buddhistischen Legende von seltsam maskierten und in chinesische Prunkgewänder gehüllten Lamas aufgeführt werden. Der mit der Aufstellung der Opfergaben betraute Priester wäscht sich zuvor die Hände und verteilt nach Beendigung des Gottesdienstes an sämtliche Mönche vor dem Altar Reiswein und Brot.

Da die hölzernen Hütten von Bothia-Bhusti an einen Steilhang gelehnt sind, ergab sich zum Ausgleich der Niveaudifferenz die Notwendigkeit, sie auf der Vorderseite durch Pfahlroste zu stützen. Über ihre spitzen Strohdächer hinaus ragen schlanke Masten, von denen mit Zaubersprüchen bedruckte Wimpeln herniederflattern. Man nennt sie die Drachenpferde, weil in ihrer Mitte die Gestalt eines Pferdes zu sehen ist, das auf seinem Rücken das mystische Juwel trägt.

Auf dem Rückwege nach Dardschiling begegneten mir viele Mädchen, die in verschlossenen Bambusrohren Milch zum Markte trugen. So wenig anmutig diese Milchmädchen waren, verschönte doch ihre derben Züge ein fröhliches Lächeln. Die Heiterkeit ist eine der sympathischsten Züge der hiesigen Bevölkerung. Selbst bei der Arbeit sind die Leute stets guter Dinge: sie singen und scherzen. Wer sie zum Lachen bringt, hat sie gewonnen. Es steckt in ihnen viel mehr Lebensfreude und Energie wie in den Indern und ihr Wesen ist offener und männlicher.

In Birma (Britisch-Hinterindien)

1. An der Mündung des Irawaddi und des Salwén. Aufenthalt in Mulmeïn.

Lange bevor wir die birmanische Küste gewahrten, kündete deren Nähe die gelbliche Farbe des Meeres, dem der Irawaddi in zahlreichen Verästelungen gewaltige Wassermengen zuleitet. Sein Hauptarm, der Rangún-Fluß, öffnet sich viele Kilometer breit gegen die See. Seine Inseln und flachen Ufer sind mit Dschungeln bedeckt, aus denen da und dort die Spitze einer Stupa emportaucht. Allmählich verengt sich das Strombett. Auf einem Hügel zur Rechten erblickten wir die im Morgennebel verschwommenen Umrisse der klotzigen Stupa von Syriam, und dann über der qualmenden Dunstschichte von Rangún den vergoldeten Kegel der Schwe-Dagón-Pagode, der hell erglänzte, bestrahlt von der aufgehenden Sonne. Am Kai wechselten wir das Schiff, um nach Mulmeïn zu gelangen.

Ich weiß kein anderes Land der Welt, das mit Wasser so reich gesegnet ist wie Niederbirma, denn die von den Abhängen des östlichen Himàlaya in südlicher Richtung nahezu parallel fließenden Ströme, der Irawaddi, Sittang und Salwén sind nur durch niedere Höhenkämme getrennt und verzweigen sich vor ihrer Mündung in viele Arme, die miteinander in Verbindung stehen. Kaum minder mächtig wie der Irawaddi ist der Salwén, der gleichfalls das Meer weithin mit lehmigem Gelb färbt. Als wir die Bucht von

Mulmeïn erreichten, sahen wir in der Ferne über dem niederen Küstenstrich lichtblaue Hügel, zur Rechten aber die Felskuppe der Insel Beló-Gyán. Trotz des hohen Wasserstandes war unser Schiff genötigt in ständigen Kurven sich zu bewegen, da die vielen Nebenarme des Salwén fortgesetzt Geschiebe ablagern, die sich allmählich in Landzungen verwandeln. Nach mehrstündiger Fahrt durch eine Dschungellandschaft erblickten wir am Westufer die Hügel von Martaban und am Ostufer den Taung-Guyó, einen Höhenzug, der die Stadt Mulmeïn in zwei Teile scheidet, auf seinem Rücken zwei kleine Stupas und viele Klostergebäude trägt und an seinen beiden Enden hohe, vergoldete Stupas von der Gestalt einer Flasche. In Mulmeïn empfing uns Herr Krüger, das älteste Mitglied der deutschen Kolonie und führte uns nach seinem außerhalb der Stadt gelegenen Bungalo. Kaum war die Sonne gesunken, begann ein unglaublicher Lärm. Ohne Unterlaß tönte das schrille Zirpen der Zikaden, drinnen aber im Hause regten sich die Geckos, die tagsüber in träger Ruhe verharren und erst bei eintretender Dunkelheit auf der Jagd nach Insekten ihre schnarrenden Stimmen erheben. Wiederholt störte mich aus dem Schlafe ein tiefes Tak-tú, der Ruf einer anderen Echse. Ein grunzendes Quaken unter dem Bett veranlaßte mich, Licht zu machen. Ich ergriff eine große Kröte und beförderte sie zum Fenster hinaus. Doch was half es, es gab der Unruhestifter zu viele. Am nächsten Morgen veranstaltete ich eine gründliche Razzia. Die kleinen Geckos klebten wie erstarrt an den Wänden und waren schwer zu erkennen, da sie nahezu farblos sind. Auch die Tak-tús waren nicht leicht zu finden, denn sie verbergen sich bei Tag in dunklen Ver-

stecken wie unter Bildern und Spiegelrahmen. Sie sind um ein gutes Stück größer wie unsere Eidechsen und haben einen flachen Kopf mit einem scharfen Gebiß. Ihre gelbliche Haut ist mit roten Tupfen besät. Wegen ihrer Nützlichkeit werden die Tak-tús von den Birmanen ebenso in den Häusern geduldet wie die Schwalben in jenen unserer Bauern. Wenn nur ihr Lärm nicht so lästig wäre, aber mit der Zeit gewöhnt man sich bekanntlich an alles.

In der Morgenkühle wanderte ich nach der Nordspitze der Stadt und stieg zur Kyaikhtalán-Pagode empor, zu der von allen Seiten Treppen hinanklimmen, unterbrochen durch Plattformen mit Stuckgeländern und Stuckfiguren von Buddhas, Priestern und Leogryphen. Um die Pagode, die Engländer bezeichnen die Stupas als Pagoden, gruppieren sich viele kleinere Pagoden, Kapellen und Rasthäuser. Die Hauptpagode ist über und über vergoldet und auch an den übrigen Gebäuden, deren Holzwände mit einem tiefroten Anstrich versehen sind, ist mit Vergoldung nirgends gespart. Die geflammten Giebel der Dächer, die vielen Fialen und Spitztürmchen bieten einen seltsamen aber nicht unschönen Anblick.

Ich folgte nun dem Höhenzug bis zur Flaggenstation. Dort abermals Pagoden, deren verschieden abgetönte Glöckchen im Luftzuge harmonisch erklangen. Vor diesen Pagoden hängt in einem hölzernen Rahmen eine große Glocke. Ihren Bügel bilden zwei verschlungene Drachen, die einen Schlangenring im Rachen halten. Nach birmanischer Gepflogenheit setzte ich die Glocke dadurch in Schwingung, daß ich mit einem dicken Knüppel gegen sie stieß, worauf ein voller lang nachzitternder Ton sich ihr entrang. Die hiesigen

Glocken besitzen einen um so größeren Metallwert, als ihre Bronze stark mit Silber durchsetzt ist. Offenbar müssen die Bewohner von Mulmeïn aus diesem Grunde üble Erfahrungen gemacht haben, denn neben der birmanischen Inschrift befindet sich auf der Glocke eine englische, die jeden in die tiefste Hölle verflucht, der es wagen sollte, die Glocke zu stehlen.

Die Aussicht von der Signalstation ist ungemein lieblich. Gärten mit Palmen und dunkelgrünen Mangobäumen liegen zwischen den Häusern, den buddhistischen Klostergebäuden und christlichen Kirchen. Zahlreiche Boote verkehren auf dem Fluß, der durch mit Pagoden gekrönte Felsinseln in mehrere Arme geteilt ist. Hinter der schmalen Bambusdschungel des jenseitigen Ufers dehnen sich gelbe Reisfelder bis zu den sanften Waldhängen von Martaban. Oberhalb der Stadt eint sich bei Battery-Point der Gyaing mit dem Salwén; doch möchte man meinen, durch die vielen Inselchen getäuscht, wie wenn mindestens fünf große Ströme dort zusammenflößen. Wendet man sich nach der Landseite, gewahrt man eine breite von Flußläufen durchzogene Ebene und dahinter eine Reihe isolierter Felshügel, welche geräumige Höhlen enthalten, die von den Engländern den Namen der Farmcaves erhielten. Etwas weiter entfernt sollen noch viel großartigere Höhlen sich finden; da sie jedoch schwer zu erreichen sind, begnügte ich mich mit dem Besuch der Farmcaves. Zwischen Reisfeldern hindurch, die der gerodeten Dschungel abgewonnen wurden, und an vielen Hügeln vorbei, die fast sämtlich Pagoden und Klostergebäude trugen, kamen wir an den reißenden Attaranfluß, dessen Wasser durch den aufgewirbelten Lehm einer Erbsensuppe glich. Am Ufer zim-

merten unter dem Schatten von Zuckerpalmen Leute an einem Einbaum. Kaum hatten wir die bereitstehende Fähre bestiegen, stürzten sich etliche Mädchen ins Wasser und schwammen gewandt wie die Enten an die Fähre heran, indem sie uns mit Scherzworten begrüßten. Ihr wohlklingendes Lachen und ihre naive Heiterkeit wirkte entzückend. Sie trugen Blumen im blauschwarzen Haare und waren nur mit dem enganliegenden Potzo bekleidet, das ihre schönen Körperformen deutlich erkennen ließ.

In zwei Gruppen geschieden erheben sich die Felshügel der Farmcaves ganz unvermittelt über der Alluvialebene. Man geht nicht fehl, in ihnen einstige Inseln zu erblicken, deren Kalkgestein durch die Meeresbrandung unterspült und ausgehöhlt wurde. Ihre zackigen Grate sind mit Baumwuchs bedeckt. Auf dem westlichsten Felsvorsprung steht eine kleine Pagode, eine noch viel kleinere aber vor der ersten Höhle, die wir betraten. Unzählige in Stuck aufgetragene Buddhafigürchen schmücken die Wölbung des Einganges, und darunter sitzen eine Menge von Buddhas aus Holz oder Stein auf dem Boden der Felskluft. Je weiter wir in diese eindrangen, desto mehr häuften sich die Figuren und desto größer wurden ihre Ausmaße. Einzelne liegende Gestalten, deren Tiaren und Gewänder mit bunten Glasmosaiken verziert sind, erreichen eine Länge von über 20 m. Teils infolge schlechten Materials, teils infolge von mutwilliger Zerstörung sind die meisten Figuren beschädigt. Die zweite Höhle, die anscheinend erst vor kurzem entdeckt wurde, da in ihr die Buddhafiguren fehlen, ist wesentlich größer. Durch eine klaffende Spalte hinabkletternd, gelangten wir in einen gewaltigen Felsdom,

der von oben her durch einige Öffnungen erhellt ist, die vermutlich durch Baumwurzeln aus dem Gestein gesprengt wurden. Das einfallende Licht spiegelte sich in den weißglitzernden Sinterkristallen wieder, welche die Wände bedecken. Am jenseitigen Ende der Halle sperrten aufragende Tropfsteingebilde den Weg, so daß wir, um durch dieses Labyrinth hindurchzufinden, genötigt waren, Pechfackeln zu entzünden. Alsbald erhob sich ein gellendes Gekreisch. Aufgescheucht durch den Feuerschein schwirrten Tausende großer Fledermäuse in wilder Flucht über unsere Köpfe hinweg. Fortwährend ging es bergab in einem allmählich sich verengenden Gang, bis wir zu einer Stelle gelangten, an der einem vereisten Wasserfalle vergleichbare Wände eine Barre bildeten. Es glückte diese zu umgehen; nun aber endete der Gang in einem Schachte, der steil in die Höhe sich zog. Auf dem Rückweg sah ich in einem seitlichen Gang prächtige Stalaktiten und becherförmig übereinandergereihte Sinterablagerungen. Was mich am meisten wunderte, war, daß der Dunkelheit ungeachtet es in den Grotten durchaus nicht an Vegetation mangelte. Dicke Ranken hingen da und dort von den Felsen hernieder, und glatte Flechten überzogen die umherliegenden Blöcke.

Wir frühstückten vor dem Eingang der Höhle, und bei diesem Frühstück erzählte uns ein Herr der deutschen Kolonie über seine Eindrücke, die er bei einem Aufenthalt in München gewonnen habe. Das Leben, so sagte er, drehe sich dort um den Maßkrug. Habe der Münchner nichts mehr zu saufen, zerschlage er das nutzlos gewordene Gefäß am Schädel seines Nachbarn. Nun wußte ich doch endlich die Wahrheit über München; in Rangún aber erfuhr ich,

daß der betreffende Herr in München dem Maßkrug derart zugesprochen hatte, daß er eines Morgens im Polizeiarrest erwachte. Er endete, so hörte ich später, in einer Trinkerheilanstalt.

Als ich von Mulmeïn schied, war der Kai von einer festlich gekleideten Menge belagert. Viele Mönche waren beschäftigt, einen in gelbe Tücher gehüllten Reliquienbehälter an Bord eines Schiffes zu schaffen, das ihn nach Ceylon befördern sollte. Er war für den Tempel von Kandy bestimmt zur Aufnahme eines Backenzahns Buddhas. Die Herstellung des aus purem Gold verfertigten Schreines hatte 1 600 000 Mark gekostet, eine Summe, die durch Sammlungen aufgebracht worden war.

2. Rückblick auf die Geschichte Birmas.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes. — Die Birmanen und Mon, ihr Charakter und ihre Lebensgewohnheiten.

Wenn wir die Geschichte Birmas betrachten, müssen wir uns vor Augen halten, daß dieses Land nur in geographischer Hinsicht eine Einheit darstellt, daß es aber von drei verschiedenen Völkern bewohnt ist, die viele Jahrhunderte hindurch sich gegenseitig bekriegten. Es sind dies die Birmanen und ihre östlichen und südlichen Nachbarn, die Schan und die Mon. Die Birmanen und Schan gehören der Sprache nach zu den indochinesischen, die Mon zu den malaisch-polynesischen Völkern. Es heißt, daß unter den Mon von Asoka entsendete Missionäre die Lehre Buddhas

verkündeten. Nach dem eigentlichen Birma, nun Oberbirma genannt, das seit dem dritten Jahrhundert den Chinesen untertan war und zu dem Königreiche von Schu gehörte — China war damals in drei Königreiche zerspalten — gelangte die buddhistische Lehre erst im Laufe des vierten nachchristlichen Jahrhunderts durch chinesische Mönche, welche der Mahayana-Doktrin Geltung verschafften. Im fünften und sechsten Jahrhundert wurden die Chinesen von den Birmanen wieder zurückgedrängt, was zur Folge hatte, daß fortan die Beziehungen zu Tibet und Indien sich reger gestalteten. Es scheinen damals Priester der in Tibet heimischen Bönreligion nach Birma gekommen zu sein, Bön-Gypa, eine Bezeichnung, die im birmanischen Wort Pungi fortlebt, dem Titel der buddhistischen Mönche. Es hat sich dieses Wort durch Vermittlung portugiesischer Missionare sogar in Europa eingebürgert, allerdings in entstellter Form, denn aus dem Pungi wurde ein Bonze.

Im achten Jahrhundert unterwarfen sich die Birmanen das Schan-Königreich von Ta-Li-Fu, bald darauf aber erlagen sie einem Angriff der Mon, welche die birmanische Hauptstadt Prome eroberten. Die birmanischen Herrscher verlegten nun ihre Residenz in die Nähe von Pagán, das 847 gegründet und zur Hauptstadt erklärt wurde. Inzwischen waren die Mon aus Prome wieder vertrieben worden, das als kleines Fürstentum sich bis ins 16. Jahrhundert seine Selbständigkeit wahrte. — 1010 besiegte König Anwrata von Pagán die Mon, eroberte Thatón, den Sitz ihrer Könige und vereinigte nacheinander fast sämtliche Länder Hinterindiens mit dem birmanischen Reiche. Infolge seiner engen Beziehungen zu dem König von Ceylon begünstigte



Rangún: Schwe-Dagón-Pagode
Blick aus dem Hofe auf die vergoldete Pagode (Seite 279)



Rangún: Partie aus dem Hofe der Schwe-Dagón (Seite 281)

er die Einführung der dort zur Geltung gelangten Hinayana-Doktrin sowie der Palischrift, die an Stelle des tibetanischen Alphabets zur Aufnahme gelangte. Die Herrlichkeit Pagáns währte bis 1284, in welchem Jahre Kublai Khan mit einem mongolisch-chinesischen Heere Pagán erstürmte. Birma geriet als tributpflichtiger Staat unter die Oberhoheit Chinas. Pagán verödete, besonders seit 1364 weiter nördlich eine neue Königsstadt entstand. Sie lag an einem Fischteich und das Volk nannte sie deshalb nach diesem Awa, ihr offizieller Name aber lautete Ratnapura, „die Stadt der Juwelen“.

Die den Birmanen durch Kublai-Khan beigebrachte Niederlage hatte zum Abfall der Schan geführt und zur Entstehung eines Schanfürstentums zu Sagaíng, sowie zur Erhebung der Mon, deren Hauptstadt seit 1323 abermals Tathón wurde und später Pegú. Streitigkeiten zwischen den Monstaaten führten 1540 zur Einnahme von Pegú durch den König von Taunyu. Damals weilten bereits viele Portugiesen in den Monstaaten, deren Missionare dort noch vereinzelte Siedelungen nestorianischer Christen antrafen. Mit Hilfe portugiesischer Truppen gelang es einem birmanischen Söldling, der sich zum Herrscher von Pegú aufgeschwungen hatte — die Portugiesen nannten ihn Branginocco — Awa zu erstürmen. Nacheinander wurden Süd- und Mittelbirma, die Schanstaaten und das Gebiet von Laos durch die Peguaner erobert. Dennoch währte ihre Vormachtstellung nicht lange, da sie 1606 den Angriffen der Könige von Arrakan und Taunyu unterlagen. 1630 wurde Awa zum zweitenmal die Hauptstadt des birmanischen Reiches, das allmählich wieder erstarkte und dessen

König Alompra 1757 nach der Einnahme von Pegú die Monstaaten endgültig mit Birma vereinigte. Sein Sohn Bodopaya verlegte 1783 die Residenz nach dem von ihm erbauten Amarapura, „der unsterblichen Stadt“, wo er bis zu seinem 1819 erfolgten Tode verweilte. Er stand im Rufe wilder Grausamkeit und ersann wahrhaft teuflische Martern. So ließ er Leute bis zum Hals in ungelöschten Kalk eingraben, nachdem er sie gezwungen, so viel Wasser zu trinken, als sie überhaupt zu trinken vermochten. 1820 erfolgte der erste Zusammenstoß zwischen den Birmanen und Engländern, hervorgerufen durch einen Einfall der Birmanen in Assam. Vier Jahre später veranlaßten neue Streitigkeiten die Engländer zur Besetzung der Gebiete von Arrakan und Tenasserim und 1852 bemächtigten sie sich der ganzen birmanischen Küste. Als 1855 eine britische Gesandtschaft vor dem Königspalast von Amarapura erschien, erfaßte den damaligen König ein derartiger Schrekken, daß er unverzüglich beschloß, seine Residenz weiter stromaufwärts zu verlegen nach Mandalé, wo bisher nur eine kleine Ortschaft gestanden hatte. Ein abermaliger Krieg im Jahre 1885 machte dem Königreich Birma ein Ende. Sein letzter Herrscher, König Thibó, lebt nun in der Verbannung in einem südindischen Orte. Thibós Thronbesteigung war mit einem großen Blutbade verbunden gewesen, aber dies war nichts Ungewöhnliches; galt es doch von jeher in Birma als selbstverständlich, daß ein neuer Herrscher aus Gründen der Staatsraison seine Brüder und alle sonstigen Thronanwärter zu beseitigen habe. Das Vorgehen der Engländer gegen Thibó, das erst ein paar Jahre nach seiner Thronbesteigung erfolgte, entsprang jedoch

nicht sowohl humanitären als vielmehr fiskalischen Erwägungen. Die Schlußepisode der englisch-birmanischen Beziehungen war, so gestanden mir unumwunden mit den damaligen Verhältnissen gut vertraute Engländer, keine besonders rühmliche, insoferne nichtige Vorwände benutzt wurden, um einen vermehrten Druck auf den birmanischen Herrscher auszuüben und schließlich den erwünschten Bruch herbeizuführen. Ich hörte englische Kaufleute äußern, die früheren Zustände wären ihnen lieber gewesen. Anstatt mit einzelnen Leuten verhandeln zu müssen, hätten sie damals ihre Verträge unmittelbar mit der birmanischen Regierung abgeschlossen und es hätten sich deshalb alle Geschäfte glatter und schneller erledigt. Der Handel habe sich nicht gehoben, noch sei irgend etwas für die Erschließung des Landes geschehen, abgesehen vom Bau einer einzigen Bahn, der aber nicht viel Bedeutung zukommt, da dank der vielen schiffbaren Flüsse der ganze Warenverkehr nach wie vor auf dem Wasser sich abspielt. Die Wegeverhältnisse hätten sich nicht verbessert, eher sogar verschlechtert. Allerdings sei dem Räuberunwesen ein Ende bereitet worden, allein dieses habe sich erst nach der Eroberung von Oberbirma und der Abschaffung der früheren Regierungsgewalt entwickelt. Seien auch den Verkehr belastende Zölle abgeschafft worden, so seien dafür die nun erhobenen Steuern um so erheblicher. Der Überschuß von 20 Millionen Rupien, den die Staatseinnahmen alljährlich ergeben, werde lediglich zur Deckung von Fehlbeträgen des indischen Gesamtbudgets verwendet, so daß man sagen könne, Birma sei die Milchkuh des indischen Reiches. Dank seiner unerschöpflichen Wasservorräte sei es in der Tat dessen frucht-

barste Provinz. Daß so wenig für die wirtschaftliche Hebung des Landes geschehe, liege daran, daß die leitenden Kreise in Kalkutta sich hauptsächlich für Vorderindien interessieren, weil in diesem die wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten viel größer sind als in dem von der Natur so gesegneten Birma mit seiner genußfroh-harmlosen Bevölkerung.

Trotz seiner ungeheuren Ausdehnung ist Birma sehr schwach bevölkert. Es zählt etwa 7½ Millionen Einwohner, die fast alle an der Küste oder längs der Flußläufe wohnen, während in den Dschungel- und Waldgebieten nur vereinzelte Siedelungen verstreut sind. Namentlich in Oberbirma gibt es noch viel herrenloses Land. Im Gegensatz zu den Verhältnissen in Vorderindien ist Europäern der Erwerb von Grundbesitz gestattet und sind die beackerten Flächen Eigentum ihrer Bebauer. Zur Bildung eines Großgrundbesitzes kam es niemals. Nicht einmal die Klöster besaßen größere Ländereien, aber sie waren auch nicht darauf angewiesen, da ihnen freiwillige Zuwendungen in reichem Maß zuteil wurden. Es gab keinen Adel und es stand jedermann frei zu den höchsten Würden zu gelangen. Freilich wurden diese meist Verwandten des Königs oder seiner Frauen verliehen samt den Einkünften etlicher Dörfer, weshalb die Würdenträger den bezeichnenden Titel führten: „Esser von so und so viel Dörfern“. Eine allgemeine Besteuerung war unbekannt, die meisten Leute waren von Abgaben befreit, und nur die Reichen hatten solche zu entrichten, die freilich in willkürlichster Weise nach Gutdünken des Königs eingefordert wurden.

Was den Engländern die Besitznahme Birmas erleich-

terte, war der latente Zwiespalt der Nord- und Südprovinzen. Die Bewohner Unterbirmas, die Mon oder, wie sie sich gewöhnlich nennen, Talaíng, haben zwar, seit ihrer Unterwerfung durch Alompra, ihre Sprache so ziemlich vergessen und mit der Sprache der Birmanen auch deren Tracht und Sitten übernommen, sie unterscheiden sich aber von ihnen durch ihre hellere, blaßgelbe Hautfarbe und ihre feineren Gesichtszüge. Ihre Gesichter sind länglich, ihre Backenknochen weniger hervortretend, ihre Nasen besser geformt. Sie sind klein an Gestalt und von schlankem Wuchse, nicht so stämmig und breitschultrig wie die Birmanen. Der Hals ist bei beiden Rassen kurz und gedrungen, die Brust und der Nacken kräftig entwickelt, desgleichen die Muskulatur der Arme und Beine. Fettleibige Leute sieht man fast niemals, dagegen unter den Greisen oft fast wahre Skelette. Der Bartwuchs der Männer ist nur gering, um so üppiger das blauschwarze Haar, das sie in einem Knoten auf dem Scheitel zu knüpfen pflegen. — Unter den Mädchen, besonders im Süden, trifft man entzückende Erscheinungen und ich stehe nicht an, ihnen den Preis unter allen Schönheiten des ferneren Ostens zuzuerkennen. Ihr munteres und dabei entschlossenes Wesen hat etwas Gewinnendes. Eigentümlich ist ihr in den Hüften schwankender Gang, der von den nachschleifenden Sandalen oder Pantoffeln herrührt, die sie durch ein neben der großen Zehe hindurchlaufendes Band an den Knöcheln befestigen. Sie sind sorgfältig bestrebt, die Füße stets nach auswärts zu wenden. Erstaunlich ist die Gelenkigkeit ihrer Arme. Da es für elegant gilt, die Handflächen nach außen zu wenden, binden die Mütter ihren Töchtern die Ellenbogen am Rücken

fest, um sie von klein auf an diese Haltung zu gewöhnen. Im Vergleiche zu anderen südlichen Völkern ist es erstaunlich, wie lange die Birmaninnen sich jugendlich erhalten. Sie sind mit Kindern reich gesegnet und pflegen ihre Sprößlinge einige Jahre hindurch zu stillen. Der Brauch, die Wöchnerinnen nach der Entbindung mehrere Tage so dicht an ein großes Feuer zu setzen, daß sie nahezu geröstet werden, war auch in Japan einst üblich.

Ganz im Gegensatz zu den Sitten der übrigen asiatischen Völker erfreut sich bei den Birmanen das weibliche Geschlecht ebenso großer Achtung wie Freiheit. Es ist bei diesem Volke entschieden das tüchtigere und erweist sich besonders geschickt in der Erledigung kleiner Handelsgeschäfte. Der Eheschließung geht gewöhnlich ein längeres Liebeswerben voraus. Die Hochzeit erfolgt ohne nennenswerte Zeremonien. Die Scheidung der Ehe ist leicht zu erreichen. Im allgemeinen aber ist das Familienleben ein gutes. Die Männer stehen im vollsten Sinne des Wortes unter dem Pantoffel. Daß ein Mann seine Frau schilt, ist selten, nicht aber das Gegenteil und häufig mit gutem Grunde.

Von den häuslichen Festen, die stets mit einer ausgiebigen Bewirtung der Verwandten und Freunde verbunden sind, ist das wichtigste jenes der Namensgebung. Es erfolgt etwa im dritten Lebensjahre der Kinder, denen bei diesem Anlaß die Ohrläppchen durchstochen werden, die man durch Einfügen von immer mehr Bambusstäbchen so lange erweitert, bis sie imstande sind, Pflöcke von zwei bis drei Zentimetern Durchmesser aufzunehmen. Diese Ohrpflöcke bestehen bei den Männern aus Ebenholz, bei den Frauen aus

Bernstein oder Nephrit und bei den reicheren Damen aus Goldscheiben, die mit Rubinen oder Diamanten besetzt sind. An sonstigem Schmuck tragen die Frauen Halsketten, goldene Armbänder sowie kunstreich aus Silber getriebene Gürtelschließen.

Haben die Knaben ein Alter von neun Jahren erreicht, werden sie von der Hüfte abwärts bis zu den Knien tätowiert. Die Ausführung beansprucht mehrere Tage, während deren man durch Verabreichung von Opium die mit der Operation verbundenen Schmerzen zu lindern sucht. Die Zeichnung beginnt mit einem Saume von Wellenlinien und Spitzen, unter denen sich Kreise reihen, die Gestalten von Teufeln, Männern mit Schlangenfüßen und ungeflügelten Greifen umrahmen. (Rakschasas - Nagas und Garudas?) Sieht man die Männer unbekleidet, hat man den Eindruck, wie wenn sie enganliegende blaue Beinkleider trügen. Zuweilen dehnt sich die Tätowierung auch auf den Oberkörper aus, auf dem in roter Farbe mystische Zahlenquadrate und Horoskopzeichen angebracht werden.

Die weibliche Tracht ist ebenso einfach wie geschmackvoll. Ihr Hauptbestandteil ist der Potzó, ein vier Meter langes und einen Meter breites Tuch aus leichtem Baumwoll- oder Seidenstoffe von rosaroter oder gelber Farbe, das mit kleinen Vierecken oder eingewirkten Blumen gemustert ist. Der Potzó wird, unter den Achseln beginnend, derart um den Körper gewunden, daß seine offenen Enden über dem linken Schenkel zu liegen kommen, der infolgedessen beim Gehen sich zuweilen entblößt. Auch die Männer bedienen sich mitunter des Potzós, schlingen ihn jedoch auf andere Weise und werfen seine Enden gleich einer Toga

malerisch über die Schultern. Ebenso häufig wie der Potzó wird an seiner Stelle das Lungi getragen, ein Hüfttuch, welches die Männer derart knoten, daß vorne eine dreieckige, nach unten vorspringende Falte entsteht, genau wie bei den Gewändern der alten Ägypter. Außerdem tragen beide Geschlechter neuerdings zum Potzó oder Lungi offene Jacken aus weißer Leinwand, deren Ärmel unter dem Ellenbogen enden. Eine Schärpe vervollständigt den Anzug. Endlich ist das Gumbung zu erwähnen, ein Seidentuch, das die Frauen um Hals und Schultern legen, während die Männer um ihren Haarschopf es winden.

Die Frauen pflegen auf das sorgfältigste ihr Haar und erneuern ihre Frisur mehrfach im Tage. Auch führen sie stets in Lackdöschen Blumen mit sich, um die ins Haar gesteckten durch frische ersetzen zu können. Originell ist die Haartracht der Mädchen, die das unter dem Scheitelwulst hindurchgezogene Haar sich in den Nacken streichen. Den Kindern wird der Kopf rasiert mit Ausnahme des Scheitels, auf dem ein Schopf possierlich emporsteht. Sie sehen höchst drollig aus und sind trotz ihres lebhaften Wesens stets bescheiden und höflich. Auch die Mädchen und Frauen haben etwas Puppenhaftes an sich, und dieser puppenhafte Eindruck wird durch die weiße Puderschicht noch gesteigert, mit der sie sich das Gesicht überziehen und die sie mit kleinen Stäbchen glatt streichen. Da sie, das heißt die Städterinnen unter ihnen, auf die Erhaltung ihres Teints eifrig bedacht sind, gehen sie nie ohne Sonnenschirm aus oder einen Fächer aus Palmblättern. Gleich einer Katze säubert und putzt sich die Birmanin den ganzen Tag; dazwischen scherzt und lacht sie, kostet allerlei Näschereien,



Birma: Pegú. Der Swethayaung, die 181′ lange und 46′ hohe Kolossalfigur eines liegenden Buddhas (Seite 291)



Mandalé-Palast: Die Audienzhalle der Königin mit dem goldenen Lilienthron (Seite 296)



Ostecke der Schwe-Dagón-Pagode zu Rangún (282)



Rangún: Hauptportal der Schwe-Dagón-Pagode (Seite 283)

kaut Betel oder steckt eine jener unförmlichen Zigarren in Brand, die aus einem gerollten Pisangblatt bestehen, das mit gehacktem Tabak gefüllt ist. Die Zigarre bildet den unzertrennlichen Begleiter von jung und alt, ja sie wird sogar dem Säugling gereicht, wenn er zu schreien beginnt.

Bei den Feldarbeiten schützen sich die Leute vor den Sonnenstrahlen durch schirmförmige Strohhüte; die Männer entledigen sich dann ihrer Kleider bis auf ein Schamtuch, ebenso beim Ballspiel. Das landesübliche Ballspiel besteht darin, daß die Spieler im Kreise sich aufstellen und sich mühen, den emporgeschleuderten Ball nicht zur Erde fallen zu lassen, ohne die Hände zu gebrauchen. Der aus Bambusrippen geflochtene Ball wird mit dem Kopf, den Schultern und dem Rücken, hauptsächlich aber mit den Füßen aufgefangen und mit erstaunlicher Gewandtheit weitergeschleudert. Je verzwickter die Stellung und je mehr Jongleurkünste der einzelne Spieler entfaltet, desto größer ist der gespendete Beifall, andererseits werden begangene Fehler tüchtig belacht.

Die unvergleichliche Fruchtbarkeit des Landes, das nur geringe Arbeit zu seiner Bestellung erfordert, und der Reichtum an Wasser, der völlige Fehlernten ausschließt, gestatten dem Birmanen ein sorgloses Dasein. Er lebt von der Hand in den Mund, kümmert sich nie um das Morgen und denkt nur daran, wie er sich am besten zu unterhalten vermag. Hat er Geld in den Händen, verausgabt er es für Kleider und Schmuck oder die Veranstaltung von Poés, theatralischen Aufführungen, die mit Gastereien verbunden sind. Noch mehr Geld aber kosten ihm die Wallfahrten, die er als Vergnügungsreisen betrachtet, und besonders der Bau

von Pagoden. Die Errichtung einer Pagode gilt als ein gottgefälliges Werk. Frägt man einen Birmanen, warum er das Geld, das er anläßlich der Vollendung einer Pagode für Feste verschwendet, nicht lieber wohltätigen Zwecken zuwendet, wird er erwidern: „Was kann ich denn mehr tun, als meinen Herrn Buddha ehren?"

Wer es nur irgend vermag, wird je nach seinen Mitteln eine kleinere oder größere Pagode errichten. Da diese Pagoden nicht weiter in Stand gehalten werden, gehen sie einem allmählichen Verfall entgegen. Das ganze Land ist mit ihnen übersät, und man trifft in den Dschungeln oft Gruppen von Hunderten, ja Tausenden kleiner und kleinster Pagoden.

Als Geschäftsmann ist der Birmane höchst unzuverlässig und unreell, meist ohne Absicht, sondern aus Nachlässigkeit und Leichtsinn, der mit so viel lustiger Naivität gepaart ist, daß ihm niemand ernstlich böse werden kann. Zudem verliert man nicht leicht sein Geld bei den Birmanen, da für die Deckung der Schulden der nächste Ernteertrag herhalten muß. Es haben sich deshalb zahlreiche Tschettis aus Madras in Birma niedergelassen, die gegen einen bestimmten Anteil am Ertrage der Ernte den Birmanen Geld vorstrecken. Sie können bei diesem Geschäft höchstens die Hälfte ihrer Darlehen einbüßen, gewinnen aber gewöhnlich mehr als das Doppelte. Ein noch einträglicheres, aber auch gewagteres Geschäft, welches diese geriebenen Wucherer betreiben, ist, daß sie den Frauen Schmuck für die Festtage ausleihen.

Bei all der heiteren Lebensfreude, die den Birmanen innewohnt, ist die Häufigkeit der Selbstmorde erstaunlich. Ganz zu geschweigen von Liebesangelegenheiten sind es oft

geringfügige Ursachen, die den Anlaß geben. So kann das Scheltwort einer Mutter genügen, daß sich ihre Tochter wegen eines zerbrochenen Napfes am nächsten Baume erhängt. Im Affekt ist der Birmane zu allem fähig. Wiederholt kam es vor, daß ein Mann, der seiner geschiedenen Frau mit ihrem neuen Gatten begegnete, beide erschlug und sich dann eigenhändig den Todesstoß gab. Morde aus Eifersucht und im Jähzorn verübte Totschläge beschäftigen ständig die Gerichte. Viel mehr wie die Todesstrafe fürchtet der Birmane jene der Verbannung. Trotz seiner ausgesprochenen Heimatsliebe kann bei ihm von einer Vaterlandsliebe in unserem Sinne die Rede nicht sein. Als Soldat ist er nicht zu brauchen, wenn es ihm auch an Mut nicht gebricht. Daß ein paar Birmanen eine Überzahl der von ihnen verachteten südindischen Kulis verprügeln, ist ein in den Docks von Rangún nicht ungewöhnliches Schauspiel. Dafür sah ich ein andermal, daß ein birmanischer Polizist, der einen Südinder beim Stehlen ertappt hatte, diesen nach kurzem Ringen entwischen ließ, obgleich er dem Südinder an Kräften weit überlegen war. Er war eben einfach zu faul. Die Engländer wissen sehr wohl, warum sie in die birmanische Polizeitruppe hauptsächlich Pandschabis einstellen sowie Leute aus den hinterindischen Grenzstämmen der Karén und Katschín.

Die Indolenz der Leute ist oft geradezu rührend. Mag geschehen, was will, etwas wird es dabei sicher zum Lachen geben. Entsteht ein Brand, ein sehr häufiges Ereignis, denkt niemand ans Löschen. Alles lacht über den vorzüglichen Witz, und die vom Brand Betroffenen lachen mit. — Als Beleg für die Denkart der Leute eine kleine Geschichte:

Ein englischer Beamter badet auf einer Dienstreise im Flusse. Da nähert sich ein Boot mit Eingeborenen, die unter Lachen und Schwatzen ihn aus der Nähe beobachten. Dem Engländer wird die Sache lästig; er ruft: „Was wollt ihr denn da eigentlich?“ Antwort: „O Herr, wir wollten nur sehen, wie die Sache mit dem Bad abläuft, denn gestern hat hier ein Krokodil einen von den Unseren geschnappt.“

Der Birmane ist im Umgang sehr höflich; dabei aber liegt ihm ein kriechendes Wesen durchaus fern. Den Europäer betrachtet er als seinesgleichen, nicht anders, und wenn man auch zuweilen noch sehen kann, daß Dschungelbewohner aus entlegenen Dörfern, wenn ein britischer Beamter sie anspricht, sich zu Boden werfen, ihre nackten Füße unter dem Potzó sorglich verstecken und die Hände falten, so darf man nicht vergessen, daß die altbirmanische Etikette ein solches Verhalten im Verkehr mit Höhergestellten vorschrieb.

Angriffe gegen Europäer sind überaus selten. Als kürzlich ein Birmane auf offener Straße seinem englischen Dienstherrn den Pantoffel an den Kopf warf, der größtmögliche Schimpf nach birmanischer Ansicht, und er dafür von dem Engländer am Schopf gefaßt und jämmerlich geprügelt wurde, wurde er obendrein von den Zuschauern verlacht, die erklärten, er habe seine Strafe vollauf verdient.

Die Häufigkeit der Brände erklärt sich aus der Bauart der Häuser. Sie bestehen völlig aus Holz und sind wegen der Bodenfeuchtigkeit auf einen Pfahlrost gesetzt, der nach hinten zu erhöht ist. Steigt man zu der von dem überhängenden Strohdach beschatteten Altane, gelangt man in den mit sauberen Matten belegten Wohnraum, an den seitlich die

Küche sich anschließt. Ein paar weitere Stufen führen zu dem dahinterliegenden Schlafraum. Mehrstöckige Häuser sind verpönt, denn der Gedanke, die Füße eines andern über seinem Kopf zu wissen, wäre dem Birmanen unerträglich, da er in diesem Umstand eine Herabwürdigung seiner Person erblicken würde.

Da der Güter- wie Personenverkehr sich hauptsächlich auf den Flüssen abspielt, sei einiges über die landesüblichen Schiffe gesagt. Die kleinen Boote, die Sampans, sind an ihrem Heck gegabelt, die größeren, die vornehmlich zum Transport der Reisfrachten dienen, sowohl zum Rudern wie zum Segeln eingerichtet. Der Bambusmast liegt gewöhnlich umgeklappt auf dem hohen Steuersitz, der wie der Stern mit Schnitzereien geziert ist. Die Kriegsboote gehören der Vergangenheit an, und von den königlichen Schiffen, die auf ihrem Verdeck einen hölzernen Turm trugen, sah ich in Mandalé als einzigen Rest eine Gallionsfigur in Gestalt eines Dämons, der an Stelle der Arme Flossen hatte.

Das Tikholz, das wichtigste Produkt der birmanischen Forste, wird stromabwärts geflößt, meist in langen Floßzügen, die ein einziger Mann mit einem langen Ruder lenkt. Da die Reise oft Wochen in Anspruch nimmt, errichten sich die Flößer auf ihren Fahrzeugen rundliche Strohhütten, in welchen sie ihre Familien unterbringen. Die Uferbewohner nähren sich größtenteils vom Fischfang. Um nicht gegen das buddhistische Gebot zu verstoßen, welches die Tötung von Lebewesen untersagt, schaffen sie die in den Netzen gemachte Beute ans Ufer und lassen dort die Fische sich langsam zu Tode zappeln.

Zum Schluß eine Prognose über die Zukunft des birma-

nischen Volkes. Sie lautet nicht günstig; denn durch die starke Zuwanderung südindischer Kulis sowie chinesischer Handwerker und Kaufleute werden die Birmanen mehr und mehr aus den Städten verdrängt. Da die trägen und genußsüchtigen Männer alle Arbeit nach Möglichkeit dem weiblichen Geschlecht aufbürden, ist es begreiflich, daß die Mädchen sich lieber mit Chinesen verheiraten, die bei der Arbeit tüchtig zugreifen und gewöhnlich einen gewissen Wohlstand erreichen. Die Kinder aus solchen Mischehen folgen je nach ihrem Geschlecht der Nationalität ihrer Eltern in Tracht wie Erziehung. Auch sind Verbindungen zwischen Europäern und Birmaninnen durchaus nichts Ungewöhnliches. Es genügt die Zustimmung der Mutter und die Hinterlegung einer Geldsumme bei einem eingeborenen Anwalt, um die auf eine bestimmte Dauer verabredete Ehe nach birmanischem Begriffe rechtsgültig zu machen. Wurde auch neuerdings der Abschluß derartiger Ehen von den britischen Behörden untersagt, änderte das Verbot nichts an den Verhältnissen.

3. Die Schwe-Dagón-Pagode.

Man hat Birma das Land der Pagoden genannt und mit Recht, denn sie sind sein typischstes Wahrzeichen. Wie ich schon erwähnte, sind die kleinen Pagoden von frommen Privatleuten errichtet in freier Nachbildung der meist mit Klöstern verbundenen großen Pagoden, riesiger Reliquienschreine, die in ihrem Innern Andenken an Gautama Schakyamuni oder einen seiner mythischen Vorgänger enthalten. Wechseln jene in ihrer Höhe zwischen vier und zwölf Me-

tern, wetteifern diese an Höhe mit unseren Kirchtürmen. In Oberbirma haben die Pagoden häufig die Form von Stufenpyramiden, im Gebiete des alten Monreiches hingegen die einer Glocke mit langem, schlankem Halse. Ich befasse mich zunächst mit diesem Typus, indem ich die berühmte 98 Meter hohe Schwe-Dagón zu Rangún zu schildern versuche, eine der ältesten des Landes. Sie ist wie alle Pagoden aus Backsteinen errichtet und mit einer Schicht von Gipsstuck überzogen. Gewöhnlich ist diese weiß getüncht, bei der Schwe-Dagón jedoch vergoldet. Der Glockenhals endet in einem Kegel, auf dessen Spitze der Ti aufgepflanzt ist, ein siebenfacher Schirm, aus sieben übereinandergereihten Metallstreifen gebildet, von deren Rande Metallblättchen und Glöckchen herabbaumeln. Die Bedeutung des Ti ist symbolischer Art. Das Himmelsgewölbe wird mit einem geöffneten Schirm verglichen, und die sieben Schirme übereinander bilden einen Hinweis auf die sieben himmlischen Sphären, welche die Seele auf dem Weg zum Nirwana zu durchwandern hat. Ein siebenfacher Schirm bildete ehedem auch das Abzeichen der königlichen Würde, und an der Zahl der Schirme, die über den Häuptern der Prinzen und Großen des Reiches getragen wurden, war deren jeweiliger Rang zu erkennen. Auf dem quadratischen Sockel der Pagode reihen sich um ihren Fuß viele Miniaturpagoden. Der Sockel ist von einer Mauer umzäunt. Die Zinnen dieser Mauer sind gleich Blättern geformt. An die Außenwand der Mauer lehnen sich hohe Löwengestalten als Symbole der Mutterliebe und an die Ecken Manuschasinghs mit spitzen Tiaren, Sphinxe, deren Leiber gedoppelt sind, um auf beiden Seiten der Ecken in Erscheinung zu treten. In Mulmeïn sah

ich statt der Löwen und Sphinxen Löwendrachen mit Hirschgeweihen und Elefanten, auf deren Rücken Dämonen reiten oder als Dämonen maskierte Menschen. Zwischen den genannten Fabeltieren stehen die Altäre, in deren Nischen Weihrauch verbrannt wird und auf denen Öllämpchen und Vasen mit Blumensträußen zur Aufstellung gelangen. Diese Altäre sind mitunter in der Gestalt liegender Elefanten geformt. Vor ihnen stehen zuweilen die Figuren betender Mönche. Alle die geschilderten Plastiken bestehen aus Stuck und sind an den Haaren, Augen und Gewandstreifen bemalt oder vergoldet. Man begegnet ihnen in unzähligen Wiederholungen im Hofe und an den bald größeren, bald kleineren Pagoden, die als Stiftungen frommer Pilger die Hauptpagode umringen. Hiezu treten Hunderte von Buddha- und Bodhisatwa-Figuren, die teils in den Nischen der Pagoden, teils in eigenen Kapellen oder geräumigen Hallen untergebracht sind. Die kleinsten von ihnen sind manchmal aus Alabaster gefertigt, noch seltener aus Bronze. Die Bodhisatwafiguren tragen goldene Tiaren, die Buddhafiguren gleichen eine der andern. Sitzend entsagt Buddha der Welt, stehend kündet er die Lehre, und liegend gibt er seinen Geist auf, um aus dem Kreislauf der Dinge ins Nirwana überzugehen. Neben Buddha als Künder der Heilswahrheit stehen des öfteren seine beiden Lieblingsjünger, die mit auf der Brust gekreuzten Armen vor ihm sich verneigen. Die durchaus konventionell behandelten Köpfe tragen den Ausdruck sanfter Ergebenheit, und ihr starres Lächeln erinnert an jenes griechisch-archaischer oder frühmittelalterlicher Statuen. Hohe, mit Glasmosaiken verzierte Flaggenmaste, die Tagung-daing, fußen auf künst-



Rangún: Schwe-Dagón-Pagode
Holzschnitzerei an der Innenfassade des Osteinganges (Seite 282)



Rangún: Betende Männer vor der Schwe-Dagón-Pagode (Ostseite)
(Seite 283)



Rangún: Buddhistische Nonne im Gebete vor der Schwe-Dagón-Pagode
(Seite 283)

lichen Felshügeln, umringt von vier Figuren, welche freudig bewegt mit erhobenem Arme zum Himmel deuten. Die seltsamste dieser Gestalten ist ein fröhlicher Dickwanst. Von der Querstange der Masten hängen lange Schlangen hernieder. Sie sind aus Bambusrippen gefertigt, mit Papier überzogen und mit bunten Glasstückchen belegt. Beim geringsten Luftzug beginnen sie sich zu winden und im Sonnenlicht zu glitzern. Auf den Querstangen sitzt entweder die Gans des Brahma oder der Garuda Wischnus. Zahlreiche Glocken stehen zum Teil unter Dächern an verschiedenen Stellen des Hofes. Es liegen vor ihnen Holzprügel oder Abwurfstangen von Hirschgeweihen, mit denen die Gläubigen vor dem Gebete gegen den Glockenrand stoßen. Die größte der Glocken, ein Geschenk des Königs Tharawaddi, wurde 1840 gegossen. Sie sollte ins Britische Museum nach London verbracht werden, versank aber bei der Einschiffung in den Rangúnfluß. Die von englischen Ingenieuren angestellten Hebungsversuche mißglückten. Etliche Jahre später baten birmanische Priester, daß die Glocke ihnen wieder überlassen würde, falls es ihnen gelänge, sie aus dem Wasser zu ziehen. Die Bitte wurde bewilligt. Es gelang, ein Seil durch die Öse der Glocke zu ziehen, und nun spannten sich an beiden Ufern des Flusses Hunderte von Leuten an das Seil und rissen auf ein gegebenes Zeichen den über 50 Zentner schweren Koloß mit einem gewaltigen Ruck in die Höhe.

Den Hof der Pagode umschließen im Viereck die Zayats, Hallen, die für die Predigten und die Aufnahme der Pilger bestimmt sind. An den Wänden der Zayats hängen Weihwassergefäße und an den Decken Lampions und Trans-

parentbilder mit Darstellungen aus der buddhistischen Legende. Die Dächer der Zayats sind abgetreppt, die Gesimse und geflammten Giebel mit Schnitzwerk verziert. Am reichsten dekoriert sind die von Tis bekrönten Schwepyatats, siebenstöckige Holztürme, die sich über den Eingängen zwischen den Zayats befinden. Solche Türme durften nur bei Pagoden und königlichen Palästen errichtet werden. Die Säulen und Balken sämtlicher Gebäude sind aus Tikholz gezimmert, dessen tiefrote Färbung mit dem Gold der Pagode harmonisch zusammenstimmt.

Die Schnitzereien an den Portalen sind Meisterwerke. Zwischen zartem Blumengerank Szenen aus der birmanischen Sage: Ein Jäger überrascht im Walde einen Teufel, hierzulande Beló genannt, bedroht ihn mit seinem Bogen und benutzt ihn als Reittier. Ein Beló, als Tiger vermummt, entführt eine Jungfrau. Da stellt ein Jüngling den Unhold und erschlägt ihn. Zeugen der Tat sind Eichhörnchen, Vögel und Affen, die im Gezweig neugierig sich scharen. Ein andermal umringen Belós auf Elefanten und Pferden einen Wagen mit Damen. Heransprengende Reiter vertreiben das Gesindel. Ein Mönch wird ergriffen und als Anstifter der Schandtat von den Pferden geschleift und nachher verbrannt, während der Held des Abenteuers mit seiner befreiten Braut von dannen zieht. Auch humoristische Szenen mangeln nicht: Ein junger Mann erschreckt mit der Larve eines Belós seine Geliebte, und eine Ehefrau züchtigt mit dem Pantoffel ihren liederlichen Gemahl. Das kurioseste Relief, das ich sah, war am Gesims eines Zayats in der Dschungel bei Rangún: die Entführung und Vergewaltigung von Mädchen durch eine Affenherde.

Mögen uns an den Reliefs die Posen der Figuren manieriert erscheinen, dürfen wir nicht übersehen, daß die Birmanen bei ihren Tänzen und, wie ich hörte, auch bei ihren Brautwerbungen die gleichen seltsamen Posen einnehmen, die eine gewisse Ähnlichkeit haben mit den Bewegungen eines balzenden Spielhahns.

Meist sind die Pagoden auf erhöhten Punkten errichtet, zu denen auf allen vier Seiten gedeckte Gänge hinanführen, unterbrochen durch eingefügte Schwepyatats. Riesige acht bis zehn Meter hohe Leogryphen mit roten Glasaugen und weitgeöffneten Rachen bewachen das weißgetünchte Hauptportal, auf dessen Gemäuer Scharen von Belós und Nats, das ist Schutzgeistern, emporklettern.

Ein farbenprächtiges Bild, das Getriebe im Hof einer Pagode, eine Symphonie von Seide. Vor den Altären beten die Männer in hockender Stellung, die Frauen, indem sie gleich den Spanierinnen auf die Unterschenkel sich setzen. Die Andächtigen halten kleine Sträuße von Lotos- oder Irisblüten in den gefalteten Händen und legen sie auf den Altar nieder, sowie die gespendete Opferkerze erlischt. Eine alte Nonne mit kahlgeschorenem Haupt hat vor sich einen Teppich ausgebreitet, auf dem ein Pfau, das Wappentier Birmas, gestickt ist. Zu ihren Seiten stehen Holzurnen, bestimmt zur Aufnahme von Spenden, denn sie sammelt Geld zum Bau eines Klosters oder einer Pagode. Um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, klopft sie von Zeit zu Zeit mit einem hölzernen Hammer auf einen Gong. — Zwischen den Säulen der Gänge lungern Aussätzige und Bettler. Wahrsager künden aus Zahlentafeln dem Wißbegierigen das Geschick, und Händler verkaufen in ihren

Buden außer Devotionalien drollige Gliederpuppen und sonstiges Spielzeug.

Westlich der Schwe-Dagón dehnt sich das Lager der englischen Garnison. Da es durch eine krenelierte Mauer umschlossen ist, gilt es als Festung. Es ist daher jede photographische Aufnahme der Schwe-Dagón von der Westseite her verboten. Die Engländer sind in solchen Dingen pedantisch. — Östlich der Pagode liegt der Park der königlichen Seen. Dahinter ein Wald von Zuckerpalmen. Die Pflege dieser Bäume und die Gewinnung des Palmsirups obliegt den Schanars, Leuten einer südindischen Kaste, die ausschließlich diesem Berufe sich zuwendet. Ein Dickicht von Dschungeln bedeckt die Hänge nördlich der Seen. Auf einem schmalen Pfade schritten wir treppauf treppab zu den in seinen Lichtungen gelegenen Zayats und Klöstern, überall freundlich begrüßt von den Pungis, die mein sprachkundiger Führer durch scherzhafte Worte zu erheitern verstand. Sie duldeten nicht nur, daß wir ihre Räume betraten, sondern schenkten mir sogar die Holzfigur eines sitzenden Mannes, die vor dem Eingang einer Kapelle stand. Es sei nur ein Spielzeug, ich solle es mitnehmen, wenn es mir gefiele.

Die Klöster oder Kiungs ähneln den Zayats und tragen gleich ihnen an ihren Dächern geschnitzte Figuren von Nats und Belós, Märchenprinzessinnen und Helden. Neben den Kiungs hohe Brotbäume. Ihre stachligen Früchte von der Größe einer Melone sitzen unmittelbar an den massigen Stämmen, meistens so tief, daß sie mühelos gepflückt werden können. Das Fleisch dieser Früchte ist teigig und sein Geschmack säuerlich. Ich konnte an ihnen keinen Gefallen

finden, dafür schmeckte mir um so besser die kleinere gleichfalls melonenähnliche Frucht der Poppeia. Aber noch etwas Köstlicheres gedeiht in den hiesigen Dschungeln, die wilde Ananas, die im Frühjahre in solchen Mengen geerntet wird, daß die Wagenladung nur eine Rupie kostet.

Zwischen den Kiungs Teiche. Auf einen Lockruf des Wärters schwammen Papageienschildkröten herbei, die gewohnt sind, von den Pilgern gefüttert zu werden, rotschekkige Tiere, deren hornige, einem Papageienschnabel gleichende Kiefer bei jedem Biß hörbar zusammenklappen.

Die Dschungeln um Rangún und noch mehr jene an den Ufern des Salwén sind ungemein wildreich. Abgesehen von Hirschen gibt es dort Panther und Tiger, die in der letzten Zeit sich bedenklich vermehrten, seit die Regierung den Eingeborenen den Besitz von Feuerwaffen untersagte.

4. Die Chinesen in Birma.

Von Tag zu Tag mehrt sich der Einfluß der Chinesen in Birma. In allen größeren Städten besitzen sie ihre eigenen Viertel. Die Wohnhäuser der Vermöglichen unter ihnen machen einen behaglichen Eindruck. Die Giebel sind mit Schnitzereien geziert und in den Höfen stehen Blumentöpfe und Porzellanvasen. Die Empfangszimmer sind mit Bildern ausgestattet und mit massiven Holzstühlen und Tischen möbliert. Auch in den Vorhallen der Kaufläden hängen Bilder, darunter regelmäßig jenes des wohlgenährten Gottes des Reichtums. Der Wohlstand der Chinesen offenbart sich auch in der Ausstattung ihrer Teehäuser und Klublokale, in denen dem Hasardspiele eifrig gefrönt wird.

Streitigkeiten beim Spiele finden oft einen blutigen Austrag wie überhaupt Messerstechereien sich nicht selten ereignen, da sich die verschiedenen Vereinigungen und Geheimbünde ständig befehden und große Gegensätze zwischen den Chinesen der verschiedenen Provinzen bestehen, deren Einwohner sich untereinander oft nur durch die gemeinsame Bilderschrift zu verständigen vermögen. Die meisten der in Birma eingewanderten Chinesen stammen aus dem angrenzenden Yünnan. Sie übertreffen ihre Landsleute aus den Südostprovinzen an Größe und Stärke. Die Mohammedaner aus Yünnan, die sogenannten Panthays, die nach einem mißglückten Aufstand in großer Zahl nach Birma flohen, erkennt man an den schwarzen Turbans und weißen Gewändern.

Die meisten Chinesen sind leidenschaftliche Raucher. Kaum ist die Arbeit beendet, ziehen sie kurze Metallpfeifen hervor, die schon nach wenigen Zügen geleert sind. Noch kürzer währt der Genuß des Opiumrauchens, dafür sind die Vorbereitungen um so umständlicher. Erst muß die Opiumpille gedreht werden, dann wird sie, was meist nicht auf das erste Mal gelingt, mit einer Nadel in die winzige Öffnung der Pfeife gesteckt und in dieser so lange über der Lampe erhitzt, bis sie zu glühen beginnt. So schädlich das gewohnheitsmäßige Opiumrauchen ist, ist die Wirkung des Opiums keine so plötzliche, wie man vielfach annimmt. Ich sah Kulis sechs und mehr Opiumpfeifen hintereinander rauchen, ohne daß ich die geringste Spur einer Betäubung bei ihnen hätte wahrnehmen können. Mit den Pfeifen kommen auch gewöhnlich die Spielkarten zum Vorschein. Als Einsätze dienen Kaurimuscheln, diese klein-

sten aller Scheidemünzen, sowie das durchlochte chinesische Messinggeld, das an Schnüren gereiht in der Tasche mitgeführt wird.

Wiederholt besuchte ich chinesische Tempel, ohne im mindesten belästigt zu werden. Ein besonders hübscher befindet sich zu Amerapura. Sein kreisrundes Tor ist von zwei Löwen bewacht; in seinem Vorhof ist eine Teeschenke und dahinter eine für die Aufbewahrung der Prozessionswaffen bestimmte Halle. Sehr eigenartig ist der Tempel von Bhamó. Über dem Altar thront Buddha in einer Berglandschaft und an den Seitenwänden kauern in künstlichen Felsnischen seine unmittelbaren Jünger. Einer von ihnen hat den Leib geöffnet, in welchem man eine kleine Gestalt sieht, eine Anspielung auf die Wiedergeburt dieses Jüngers als Bodhisatwa. Die Darstellungen, welche die Berglandschaften füllen, sollen vermutlich die Mühsale und Gefahren des Lebens veranschaulichen; unter anderem sieht man, wie fuchsköpfige Dämonen Wanderer irrführen und Teufel einen bergauf fahrenden Wagen gefährden. Einige der Figuren waren von so grotesker Komik, daß ich das Lachen nicht verbeißen konnte, und wer herzlich mitlachte, war mein chinesischer Begleiter. Die Chinesen, dies konnte ich öfters feststellen, sind lustige Leute, ebenso empfänglich für jeden Spaß wie die Birmanen und kaum minder neugierig. Aber was sie von diesen unterscheidet, ist ihre Genügsamkeit, ihr Fleiß und ihre unbedingte Verlässigkeit. Dank diesen Eigenschaften gelingt es ihnen, sich emporzuarbeiten. Sie sind nicht bloß in kaufmännischer, sondern auch in industrieller Beziehung Konkurrenten der Europäer geworden. In Rangún besitzen bereits zwei chinesische Ge-

sellschaften Dampfmühlen, die ohne Mitwirkung europäischer Ingenieure erbaut wurden, wogegen Birmanen, die ebenfalls eine Dampfmühle errichten wollten und aus Europa die hiezu benötigten Maschinenteile bezogen hatten, diese in so verfehlter Weise zusammensetzten, daß englische Ingenieure zu Hilfe gerufen werden mußten, um sie wieder auseinanderzunehmen und den Betrieb in Gang zu bringen.

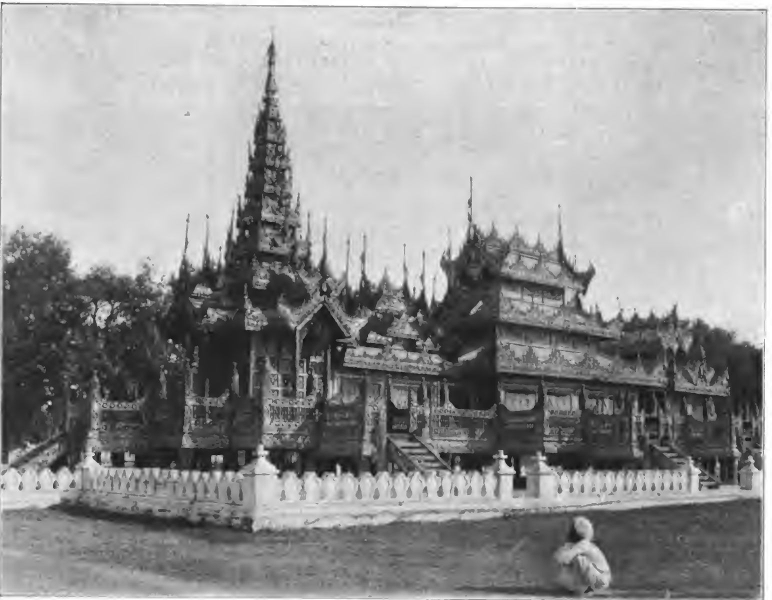
5. Birmas Außenhandel.

Obenan in der Liste der aus Birma zur Ausfuhr gelangenden Waren steht der Reis. Er wird nur einmal im Jahre geerntet und ist trotz seines größeren Kornes in qualitativer Hinsicht dem indischen unterlegen und noch mehr dem italienischen. Die Ausfuhr, die 1880 zehn Millionen Zentner betrug, hat sich durch vermehrten Anbau in den letzten Jahren beträchtlich gesteigert. Der Hauptsitz des birmanischen Reishandels ist Rangún, doch haben die dortigen Firmen Zweigniederlassungen in Basseïn und Mulmeïn. Zwei Drittel der Ausfuhr liegen in deutschen Händen, und zwar in solchen bremenser Kaufleute, die Bremen zur wichtigsten Reisbörse des europäischen Kontinents erhoben, die an Bedeutung nur hinter jener in London zurücksteht. Die überragende Stellung der Londoner Börse kommt darin zum Ausdruck, daß das größte deutsche Exporthaus dort durch zwei Direktoren vertreten ist, indes der dritte, dem das Einkaufsgeschäft obliegt, in Rangún seinen Sitz hat. In seinem Kontor werden jährlich allein für Telegraphengebühren 50000 Rupien verbucht. Der Reishandel ist ein Termingeschäft, und die sich ergebenden Preisschwankun-



Mandalé: Die Kutha-dó-Pagode, umgeben von 729 kleineren Pagoden. Daneben die Atamaschi-Pagode / Sämtliche Bauten wurden von König Mindon-Min errichtet (gestorben 1878)

(Seite 297)



Mandalé: Palast (Kloster) des Königs Thibó (Seite 297)

gen sind derartige, daß selbst sehr kapitalskräftige Gesellschaften mitunter genötigt sind, ihre Reservefonds in beträchtlichem Umfang zum Ausgleich von Verlusten heranzuziehen. Beispielsweise erlitten im vorigen Jahre trotz einer vorzüglichen Reisernte in Birma die dortigen Kaufleute empfindliche Verluste, da sie nach den Usancen des Terminhandels ihre Lieferungsverträge vor erfolgter Ernte abgeschlossen hatten und sie sich genötigt sahen, teuerer einzukaufen, als sie verkaufen konnten, nachdem durch eine gänzliche Fehlernte in Japan die Einkaufspreise plötzlich emporgeschnellt waren. Die Verluste, die sich für die einzelnen Firmen auf Hunderttausende von Rupien bezifferten, wurden zum Teil durch ein allmählich eintretendes Sinken der Preise wieder ausgeglichen. Um derartige Preisschwankungen möglichst hintanzuhalten, zugleich aber höhere Preise zu erzielen, beschlossen die hiesigen Geschäfte, zu einem Ringe sich zu vereinigen. Solange die Ringbildung anhielt, wurden große Summen verdient; als aber einige Teilnehmer aussprangen, übertrafen die Verluste der übrigen in kürzester Zeit das Zehnfache ihres Gewinnes. Der Konkurrenzkampf der verschiedenen Firmen wird mit allen Mitteln geführt. Sie überwachen sich gegenseitig in bezug auf die angekauften wie die zur Verschiffung kommenden Reismengen und haben zu diesem Zwecke überall im Lande und besonders in den Reismühlen ihre bezahlten Spione. Bei der Verladung des fertigen Produkts — es wird von den Mühlen unmittelbar nach den im Fluß bereitliegenden Dampfern geschafft — ereignen sich trotz aller Vorsichtsmaßregeln viele Diebstähle, bei denen die südindischen Kulis der verschiedenen Firmen wechselseitig sich unterstützen.

In den Reismühlen wird der Reis erst sortiert, dann enthülst und, insoferne er für den europäischen oder amerikanischen Markt bestimmt ist, auf Schaffellen poliert. Die Politur ist eine reine Modesache, denn in Wirklichkeit sind die nicht polierten Sorten viel nahrhafter. Der Bruchreis wird an die Chinesen verkauft und seine schlechteste Qualität zu Futterzwecken zermahlen. Die Reishülsen werden in höchst rationeller Weise zur Heizung der Kessel verwendet.

Wenn möglich, beziehen die Großhändler ihren Reis unmittelbar von den Birmanen, da sie ihn von diesen am billigsten erhalten. Es sind jedoch die chinesischen Zwischenhändler, die sich durch große Verlässigkeit auszeichnen, nicht völlig zu entbehren. Sehr hörte ich über die indischen Händler klagen, die mir als ebenso eigensinnig wie unzuverlässig und habsüchtig geschildert wurden. Sie sollen außerdem durch Geländespekulationen die Ausbreitung der europäischen Betriebe erschweren, die durch eine kommunale 20prozentige Gebäudesteuer erheblich belastet sind.

In Rangún leben dreißig, in Mulmeïn zehn deutsche mit dem Reishandel beschäftigte Kaufleute, die mit ihren englischen Kollegen auf das freundschaftlichste verkehren. Als Beweis führe ich an, daß ein Deutscher, der 1870 sich im Kriege das Eiserne Kreuz erwarb, in Mulmeïn zum Kapitän der englischen Volunteer-Artillerie gewählt wurde, die freilich nur über ein altes Vorderladergeschütz verfügt.

Nächst dem Reis ist der bedeutendste Exportartikel das für den Schiffsbau wie für die Fertigung von Bahnschwellen wichtige Tikholz. Die in Oberbirma gelegenen Tikwälder stehen im Besitz des Staates und werden nach

einem von deutschen Forstleuten entworfenen Plane bewirtschaftet. — In den Sägemühlen der Mackgregor-company zu Rangún sind Arbeitselefanten beschäftigt. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit diese Tiere die größten Stämme mit den Stoßzähnen emporheben, sie zu den Sägen tragen, dort zurecht legen und dann die zersägten Bretter entfernen. Da Maschinen die gleiche Arbeit jedoch billiger zu leisten vermögen, sollen künftig keine Elefanten mehr angeschafft werden.

Der weiße Elefant, der einst im Palaste zu Mandalé gehalten wurde, befindet sich nun im Zoologischen Garten von Rangún. Seit seiner Degradation scheint er einer von Tobsuchtsanfällen unterbrochenen Melancholie verfallen zu sein. Er brüllt unaufhörlich und webert ohne Unterlaß an seiner rostigen Kette. Weiß ist er eigentlich nicht, wohl aber hat er ein paar helle Flecken an Stirne wie Rüssel.

6. Pegú.

Die Bahn von Rangún nach Pegú führt anfänglich über weite fruchtbare Flächen, dann über Ödland. Zwischen den Kakteen und Büschen verfallene Pagoden; sie künden die Nähe der im Jahre 573 gegründeten Stadt. Der Station gegenüber gewahrt man die Kolossalfigur eines liegenden Buddha, die gelegentlich des Bahnbaus von dem sie überwuchernden Gestrüpp befreit wurde. Ihre Höhe beträgt 17 m, ihre Länge 60 m. Sie besteht aus mit Stuck überzogenen Ziegelsteinen. Weiter entfernt, einem Turm vergleichbar, auf einem breiten Sockel vier sitzende Buddhakolosse, Rücken gegen Rücken gelehnt, die vier Mensch

gewordenen Buddhas des gegenwärtigen Weltalters. In der Stadt die 96 m hohe Schw-modó-Pagode.

Nach kurzem Aufenthalt bestieg ich wieder den Zug und als ich am Morgen erwachte, waren wir nahe von Mandalé. Waldesgrün verdeckte den Lauf des Irawaddi, den auf beiden Ufern langgestreckte Höhen begleiten.

7. Amerapura, Awa und Sagaing.

Amerapura, „die unsterbliche Stadt", welch eine Ironie liegt nicht in diesem Namen, denn wenn je eine Stadt sterblich war, war es Amerapura, 1783 gegründet, 1857 verlassen. Alles, was weggeschafft werden konnte, die vergoldeten Säulen und Wände der königlichen Paläste, die in Teile zerlegbaren Türme, die wertvollsten Buddhabilder der Pagoden, alles wurde auf dem Irawaddi nach dem etliche Meilen stromaufwärtsgelegenen Mandalé überführt, der neuen Hauptstadt. Nur die Backsteingebäude sind stehengeblieben. Das bedeutendste ist die Patodschi-Pagode, eine fünfstöckige Pyramide. Ihre Terrassen sind mit Zinnen umsäumt und tragen in die Wände eingelassene Alabasterreliefs mit Szenen aus den Dschattakas. Nahe hievon eine andere Pagode mit hohen Leogryphen und einer Menge kolossaler Buddhas in den sie umgebenden Hallen. Einige Schritte weiter ein Wald von Pagoden im Dschungelwald, der sie mit der Vernichtung bedroht, denn die Wurzeln der Bäume zersprengen die Mauern. In den Nischen der Kapellen und in den Theins, tonnengewölbten Hallen, in denen die Ordinationen der Priester vollzogen wurden, hunderte von Buddhastatuetten aus Alabaster. Am Ufer

eines Sees die mindestens zwölf Meter hohe ungefüge Figur eines sitzenden Buddha. In der Nähe Reste eines chinesischen Friedhofs: Sarkophage und Urnen. Hinter Bananengärten das heutige Amerapura, ein armseliges Dorf, dessen Bewohner von den Erträgnissen der Seidenweberei sich ernähren.

Wir schritten dem Strome zu. Eine Ziegelterrasse, auf der dicht beisammen an dreißig kleine Pagoden emporstreben, tritt gegen sein Bett vor, das durch eine Gruppe auf der entgegengesetzten Seite sich vordrängender Pagoden eingeengt ist. Ein schmaler Kanal trennte uns von der Stätte von Awa, das, als es 1783 verlassen wurde, bereits arg verfallen gewesen sein soll. Die hiesigen Holzbauten haben, wenn sie nicht erneut werden, infolge des feuchten Klimas, keine längere Lebensdauer als die von 50 Jahren. Den Platz des einstigen Königspalastes erkennt man nur mehr an dürftigen Spuren der Umwallung und an wenigen Trümmern. Leidlich erhalten ist noch eine fünfstöckige Backsteinpagode. In den Ruinen eines Klosters gewahrte ich einen Stein, auf dem in Riesengröße eine Fußspur eingemeißelt war, die Fußspur Buddhas mit den 25 mystischen Zeichen eines Tschakrawarti oder Weltbeherrschers.

Die hiesige Dschungel gleicht einem prächtigen Parke. Gelbe Blumen und feinblättrige Sträuche wachsen im hohen Gras zwischen eleganten Palmyrapalmen, aus deren Kronen gefiberte Blütenwedel emporsprießen. Als wir am Flußufer nach einem Boote suchten, um nach Sagaing überzusetzen, bemerkte ich viele kleine Sandhäufchen, in deren Spitzen Palmblätter steckten; es waren die Pagoden der ganz armen Leute.

Sagaing, ein größerer Ort, besitzt stattliche Pagoden. Eine der kleineren ist einzig in ihrer Art, insoferne sie von vier Elefantenfiguren getragen wird. Die Bewohner von Sagaing befassen sich mit der Massenherstellung von Buddhastatuetten aus Alabaster. — Bei glühender Mittagshitze erklomm ich die steile Uferhöhe. Pagoden und Kiungs reihten sich dem Wege entlang, der in einer steilansteigenden Rinne bergan führte. Auch auf der Höhe überall Pagoden zwischen den Büschen. Die mächtigste, die Khaungmodó, deren Basis einen Umfang von 100 m besitzt, liegt auf einem Bergvorsprung, um den sich der Irawaddi in einem großen Bogen herumzieht. Sie wurde 1630 in der Form einer indischen Stupa errichtet zur Erinnerung an die Neugründung von Awa. Vom Fuße der Pagode blickt man das jenseitige Flußufer, die Stätten von Awa und Amerapura, die Mauern und Tore von Manalé und dahinter die Höhen von Yeng-in-daun.

8. Mandalé und sein Palast.

Im Jahre 1857 siedelte mit dem Hofe die Mehrzahl der Bevölkerung von Amerapura nach Mandalé über. An den nach den Himmelsrichtungen orientierten vier Haupttoren der Stadt berichten Pfeiler die Geschichte ihrer Gründung. Während es früher üblich war, bei der Gründung einer Stadt Leute lebendig zu begraben, um ihre Seelen in über den Gräbern errichteten Statuen von Nats zu bannen und sie so zu Wächtern der Stadt zu bestellen, ließ der fromme und gutherzige König Mindon-Min, welcher aus einem Kloster heraus auf den Thron geholt worden war,

an den vier Ecken der Mauer statt der Menschen Ölkrüge eingraben, über denen in kleinen Häuschen die Statuen von Nats aufgestellt wurden. Eine solche Natfigur mit einer Keule in der Hand sah ich auch an dem Nordtore der Königsstadt, deren Tore bastionsartig gegen einen breiten Teichgraben vorspringen. In seinem Wasser, das durch Infusorien oder Algen zinnoberrot gefärbt ist und auf dessen Oberfläche Lotosblumen ihre blaßrosa Blüten entfalten, spiegelt sich das Ziegelrot der Mauern, ein seltsamer Dreiklang. Die Mauern sind an der Innenseite durch einen Erdwall verstärkt. Ehedem wurde die Königsstadt von 20000 Leuten bewohnt, fast alle ihre Gebäude wurden aber abgetragen, um Raum für die Bungalos der britischen Beamten und Offiziere, für Kasernen und Exerzierplätze zu gewinnen. Auch von den Palastgebäuden — man zählte ihrer 120 — wurden viele niedergelegt. Sie waren im Viereck von einem Palisadenwall, einem Wassergraben und einer Ziegelmauer umschlossen. Den Graben speiste ein Bach, der in vielen Windungen den königlichen Lustpark durchzieht. In diesem sind aus mit Stuck überzogenem Mauerwerk künstliche Felsgruppen gebildet von höchst bizarrer Gestalt. In einem Holzpavillon auf einer dieser Gruppen erfolgte die Gefangennahme des Königs Thibó. Der Palast wurde nach seiner Erstürmung geplündert, die gemachte Beute gemäß den Bestimmungen des englischen Kriegsrechts versteigert und der königliche Thronsessel nach London gebracht.

Erhalten ist noch der Mitteltrakt des Palastes, der in seiner Bauart jener von Klostergebäuden entspricht. Den großen Audienzsaal des Königs kennzeichnet ein Schwepya-

tat, der über dem erhöhten Throne sich erhebt, dessen vergoldeten Rahmen Natfiguren umgeben. In einer Ecke hinter dem Thron ein kleiner Holzschrein von der Art eines Taubenschlages, bestimmt für die nun entführte Figur eines Berggeistes, des Mahagiri-Nat. Hinter dem großen Audienzsaal und mit ihm durch einen Pfeilerkorridor verbunden der Zeba-Kung-Zaung, der Saal des Ententhrones, welcher die vergoldeten Bilder der königlichen Ahnen enthielt und zum Empfang der Gesandten bestimmt war. Kleiner wie die Audienzhalle des Königs ist jene der Königin, in der sie auf dem goldenen Lilienthron sitzend die Damen empfing. Zwei kurze Seitenflügel sind an diesen Audienzsaal gefügt. Er dient jetzt den Zwecken eines Klubs. Da für die Erhaltung der Bauten wenig geschieht, wird vielleicht schon in zwanzig Jahren die einstige Pracht unwiderbringlich dahin sein. Bereits wurden die Schindeldächer stellenweise durch solche aus Wellblech ersetzt und die rot bemalten oder vergoldeten Wandflächen weiß übertüncht.

Südöstlich des Thronsaales der runde, mit einer Freitreppe versehene Bahozin, der Paukenturm, von dem nach den Angaben einer Wasseruhr die Stunden durch Paukenschlag verkündet wurden; etwas entfernter der aus Backsteinen errichtete Schwedazin oder Glockenturm. An einem roten Pfahle vor dem Wachhause hing früher die Trommel der Gerechtigkeit, welche jene Leute in Bewegung setzten, die in Rechtssachen beim König Gehör finden wollten. Diese Trommel wie die Pauken- und Glockentürme fehlten in keinem altchinesischen Palaste. Das birmanische Hofzeremoniell war in vieler Hinsicht dem chinesischen nachgebildet. Unter anderem bestand auch in Birma der Brauch,



Junger birmanischer Bauer mit reicher Tättowierung, die Zigarre in der Rechten, das lange Hiebmesser in der Linken
Die Tättowierung des Oberkörpers ist rot, die der Schenkel blau
(Seite 271)



Birma: Frauen zu einem Feste fahrend (Seite 272)



Gruppe von Tschins (Seite 307)

daß der König am Feste des Ackerbaues eigenhändig den Pflug führte.

Neben dem Glockenturm liegt König Mindon-Min unter einer kleinen mit Glasmosaik verzierten Pagode begraben. Dicht bei seinem Grabmal ein reichausgestattetes Klösterchen, in welchem sein Neffe und Nachfolger Thibó seine Erziehung genoß. Von Mindon-Min dem ehemaligen Mönche, wurde eine erhebliche Anzahl von Kiungs und Pagoden am Fuße des Mandaléberges östlich der Königsstadt errichtet. Das schönste von diesen Klöstern, „Atamaschi", das Unvergleichliche genannt, brannte 1892 nieder. Seine Pagode erhebt sich in sieben Terrassen. — Die bedeutendste Schöpfung Mindon-Mins ist die Kutha-dó-Pagode, die 729 kleine Pagoden, richtiger Kapellen, im Viereck umgeben, deren jede eine Steintafel enthält mit einem Spruch aus den Dipitakas, den kanonischen Schriften der Buddhisten.

Von den Klöstern der Stadt, die zwischen der Königsstadt und dem Flusse sich dehnt, ist das schönste das von der Gemahlin Thibós errichtete goldene Kloster. Um seinen geräumigen Hof reihen sich die Wohnungen der Klosterschüler, Novizen, Mönche und höheren Geistlichen. Sämtliche Gebäude ruhen auf Pfahlrosten. Die größeren sind allseits mit Altanen versehen. Ihre Dächer sind gleich jenen der Zayats in zwei bis drei Stufen gegliedert und an ihren Rändern und Firsten mit geflammten Holzgittern verziert. Die Giebel enden in fischähnlichen Gebilden. Die Innenräume sind dunkel, können jedoch erhellt werden, indem man den oberen Teil der Holzwände nach außen zu aufklappt. Am reichsten verziert ist die Klosterhalle. Sie steht in der Mitte des Hofes. Treppen mit massigen

Stuckgeländern führen zu ihrer Altane. Die eine der Treppen ist für die Mönche bestimmt, die zweite für die Novizen, die dritte für männliche und die vierte für weibliche Laien. Das Vordach der Altane und deren Wandflächen sind kassettiert und vergoldet. Vergoldet sind ferner die Ornamente und die Innensäulen der Halle. Das Schwepyatat, dessen Geschosse dicht zusammengedrängt sind und das zur Aufbewahrung des Prozessionsgerätes dient, erhebt sich gewöhnlich an der Ostseite der Klosterhallen; beim goldenen Kloster jedoch ist es auf Rollen gesetzt, um bei Prozessionen mitgeführt zu werden. Neben dem Schwepyatat ein eigentümliches Läutwerk: Gleich Orgelpfeifen aneinandergefügte Bambusrohre, denen man mittels Holzklöppeln Töne entlockt, um die Mönche zum Gebet zu rufen. Die Inneneinteilung der Klosterhallen gleicht jener der königlichen Audienzhallen. Im Westen ein breiter Quersaal, den man als Kapitelsaal bezeichnen kann, da in ihm die Aufnahme der Mönche in den Orden erfolgt; dann eine kleine Kammer und der längliche Gebetssaal, in seiner Fortsetzung hinter der Altarwand der Raum, in welchem der Abt Besuche empfängt. Hinter diesem Raum eine kleine niedere Kammer. Die äußeren Säulen der Halle dienen den Bretterwänden als Rahmen, die inneren hingegen fußen auf einem reichgeschnitzten, vergoldeten Podium, um welches ein schmaler Gang sich herumzieht. An der Westseite dieses Ganges ist der Platz der Novizen, die dort Unterricht von den Mönchen erhalten. Da die Innensäulen höher sind wie die äußeren, steigt die Decke über dem Gang schräg empor zur vergoldeten Kassettendecke über dem Podium. Die Säulen besitzen weder Kapitelle noch Sockel. Bei den Innen-

säulen ersetzen in ästhetischer Hinsicht die Sockel in das Podium eingelassene dreieckige Rahmen, deren Gerank mit Gestalten von Nats, Belós und Adoranten gefüllt ist. Vor der in ihrem oberen Teile gitterartig durchbrochenen Altarwand sitzt auf einem mit Spiegelscheiben gezierten Postament innerhalb einer bizarren, in einen Giebel ausladenden Umrahmung ein großes Buddhabild, und ihm zur Seite stehen in ähnlichen Umrahmungen die beiden Lieblingsjünger Schakyamunis.

Die Zahl der Kiungs und Pagoden in und bei Mandalé ist sehr bedeutend. Die hiesigen Pagoden sind an ihren einzelnen Geschossen mit Stuckgittern versehen und enthalten in ihrem Inneren eine Nische mit der Kolossalfigur eines sitzenden Buddhas. Eine Ausnahme bildet die im Monstile errichtete Ainda-Jah-Pagode. In ihrem Hof bemerkt man einige Schirme aus Metall, die von Schan-Fürsten gestiftet wurden. Wegen Beziehungen zu diesen halbunabhängigen Fürsten wurden kürzlich etliche Pungis unter der Anschuldigung verhaftet, sie zu einem Einfall nach Oberbirma aufgefordert zu haben.

Beim Taik-Da-Kloster in der Nähe des Bazars zeigte man mir einen über einer Buddhafigur errichteten Pavillon, dessen Gebälk und Dachstützen mit Drachenfiguren geschmückt sind. In dem genannten Kloster residierte der Tathanabaing, der buddhistische Patriarch von Birma, welcher nach der Einnahme von Mandalé seines Amtes enthoben wurde. Aus politischen Gründen untersagten die Engländer die Wahl eines Nachfolgers. Durch dieses Verbot wurde das hierarchische Gefüge der buddhistischen Kirche derart gelockert, daß seitdem Schismen entstanden.

Bischöfe, Äbte und Mönche tragen das gleiche Gewand: eine gelbe Toga, welche die rechte Schulter freiläßt. Der Ordensregel entsprechend sind diese Togen aus vielen erbettelten Stücken zusammengesetzt. Da den Pungis keine Kopfbedeckung gestattet ist, schützen sie ihr kahlgeschorenes Haupt bei längeren Wanderungen vor den sengenden Sonnenstrahlen durch Fächer aus Palmblättern. Allmorgendlich ziehen die Pungis im Gänsemarsch einher, den lackierten Speisenapf auf die rechte Schulter gestützt, und warten mit abgewandten Blicken vor den Häusern, bis ihnen die Frauen einen Löffel Reis oder ein paar Früchte in den Napf gespendet. Allgemein wurde mir versichert, daß die Pungis die Gebote der Armut und Keuschheit ebenso streng befolgen wie die Fastengebote.

Wiederholt besuchte ich das goldene Kloster, und jedesmal fand ich die freundlichste Aufnahme, ja ich wurde sogar mit Früchten bewirtet, ohne daß die Pungis zu bewegen waren, eine Gegengabe in Empfang zu nehmen. Wenn sie nicht Unterricht erteilten, fand ich die Mönche mit Studien beschäftigt. Entweder mühten sie sich, den Wortlaut der heiligen Bücher auswendig zu lernen, oder sie fertigten auf dem Bauche liegend Abschriften an, indem sie den Palitext in die birmanische Schriftsprache übertrugen. Die Schriftzeichen werden in schmale Palmblattstreifen geritzt, die man später zu Büchern zusammenheftet. Die wichtigste Tätigkeit, welche die Mönche ausüben, ist die unentgeltliche Erteilung des Elementarunterrichtes an die Knaben, die vom achten Jahre an in die Klosterschule geschickt werden. Zwischen diesem Jahre und dem zwanzigsten tritt jeder Birmane als Novize in den Ordensverband und ver-

bleibt in diesem nach Belieben ein paar Tage oder auch Monate. Die Ablegung der Ordensgelübde ist erst nach dem zwanzigsten Jahre gestattet. Sie bindet aber nicht auf Lebenszeit. Die gleichen Bestimmungen wie für die Mönche gelten auch für die Metholas, die Nonnen, die jedoch meist nicht in Klöstern beisammen wohnen.

Als wir an einem Kiung bei der Aindah-Ja-Pagode vorbeigingen, sprach uns ein alter Pungi an und schickte uns, da wir ihn nicht verstanden, einen Schüler entgegen, der uns durch Zeichen bedeutete, wir möchten auf die Altane zu dem Priester hinaufkommen. Wir folgten der Einladung und wurden von dem freundlichen Greis durch Händeschütteln begrüßt. Er zeigte uns seine Behausung, die auffallend luxuriös eingerichtet war und sogar ein vergoldetes Ruhebett enthielt; dann öffnete er den Speiseschrank, indem er zur Erläuterung sich auf den Bauch klopfte. Hernach tastete er uns ab, genau so, wie man Hühner auf dem Markt prüft, und schüttelte unbefriedigt den Kopf, weil er uns für zu mager befand. Wir sollten auch Pungis werden, so meinte er, dann würde es uns schon besser ergehen. Unwissend, daß es den Mönchen verboten ist, zu rauchen, bot ich ihm eine Zigarre an, worauf er zur Belustigung seiner Schüler mit entsetzter Gebärde zurückfuhr. Als er seine Photographie auskramte und mit dem Zeigefinger auf sich wies, machte ich ihm begreiflich, daß ich ihn zu photographieren wünschte, was er mit Vergnügen bewilligte. Er führte uns nun zu dem Hause eines anderen Priesters. Watschelnd stieg dieser die Treppe hinab und grinste von einem Ohr zum andern vor Vergnügen, als Dolmetscher dienen zu können. Erst hielt er uns eine englische Be-

grüßungsansprache, bei der er vor Hast die Worte nur so herausspuckte, dann wandte er sich an unseren bengalischen Diener, den er als Babú titulierte und bald auf Bengalisch, bald auf Hindustanisch ausfragte. Sein Gebaren gegenüber dem älteren Priester war ungemein respektvoll und nicht ohne Grund, denn er belehrte uns, daß dieser nicht etwa der Seyodó oder Abt sei, sondern der hochwürdigste Bischof von Mandalé, der Gonók, der noch vom König Thibó ernannt worden sei und nur einen Kollegen von gleichem Rang in ganz Birma neben sich habe. Ein endloser Wortschwall folgte dieser Darlegung und eine Reihe von Fragen. Antworteten wir, schlürfte der Pungi die Luft mit den Lippen ein, wie wenn er unsere Antworten einatmen wollte, eine Gewohnheit, die auch den Japanern zu eigen ist und gespannte Aufmerksamkeit bekunden soll. Ein so neugieriger und geschwätziger Mensch war mir noch niemals begegnet, und es kostete mir Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Als er Herrn von Stetten frug, was sein Beruf sei, und dieser antwortete, er sei Offizier, fuhr der gute Gonók wie von der Tarantel gestochen zurück, da er offenbar seit der Eroberung von Mandalé alle Offiziere für leibhaftige Belós erachtete. Er war sichtlich verstimmt, reichte uns aber gleichwohl zum Abschied die Hand. Anders der Pungi, der uns noch nicht freigab, sondern uns in seiner Zelle mit einem Trunk frischen Wassers erquickte und uns eine selbstverfaßte, denkbarst unpraktische englisch-birmanische Konversationsgrammatik zeigte und uns einlud, ihn wiederholt zu besuchen. Um einige Sprachkenntnisse bereichert verließen wir den drolligen Kauz.

In den Straßen der Stadt lockten mich am meisten die

Läden der Silberschmiede, die zierliche Betelbüchsen herstellen und schöne getriebene Schalen mit Figuren von Nats und Belós. Sehr anziehend ist auch der Tuchmarkt. Hübsch geputzte Mädchen verkaufen dort leichte Gewebe aus Seidenstoffen und Strohmatten mit eingeflochtenen Seidensträhnen. In den Läden der Lackarbeiter sind die auffallendsten Gegenstände breite Schüsseln aus gelbrotem Lack, die auf einem Holzuntersatz ruhen und mit einem Strohdeckel verschlossen sind. Sie enthalten eine Anzahl übereinandergeschichteter Näpfe, welche für die verschiedenen Zutaten zur Reiskost bestimmt sind. Von diesen Zutaten ist die wichtigste das Ngapi, das wegen seines pikanten Geschmackes beliebt ist, aber durch seinen penetrant widerlichen Geruch die Nase beleidigt. Es besteht aus zerstampften und mit Salz durchmengten Fischen, die so lange unter der Erde vergraben bleiben, bis sie in Gärung geraten. Der Reis wird gewöhnlich in Töpfen gesotten, zuweilen auch in Pisangblättern gebacken. Bei ihren Wanderungen durch die Dschungeln füllen die Leute ihren Reisvorrat in Bambusrohre, in denen sie ihn über einem Kohlenfeuer rösten. Je nach Bedarf hacken sie dann mit ihren Buschmessern einen Teil der Bambushülle hinweg, um den freigelegten Inhalt verzehren zu können.

Zum Schluß meines Aufenthaltes in Mandalé bestieg ich der Aussicht wegen den östlich der Königsstadt sich erhebenden Berg, dessen Kamm in seiner ganzen Länge, die an zwei Kilometer betragen mag, mit verfallenen Pagoden und Klostergebäuden bedeckt ist. Dann fuhr ich über eine durch viele Bewässerungsgräben durchschnittene Ebene nach den fünf Meilen entfernten Bergen von Yengin-daun.

Der nächste dieser Berge ist an seinem Fuße von einem Waldstreifen umgeben, längs dessen Rande viele Kiungs und eine von einem grimmen Leogryphenpaare bewachte Pagode sich befinden. Auf dem felsigen Plateau eine Reihe von Pagoden darunter eine von ganz riesigen Ausmaßen, die von Mindon-Min zu erbauen begonnen, aber niemals vollendet wurde.

Kleine Säcke, die an den Zweigen niederer Büsche hingen, erregten meine Aufmerksamkeit. Sie waren aus feinen Pflanzenfasern geflochten und oben geöffnet: Nester von Webervögeln. Ich meinte, in einem zoologischen Garten mich zu befinden, als ich über die Reisfelder schritt. Rohrdommeln, Reiher, buntfarbige Störche und Marabus bevölkerten die Ebene und waren so vertraut, daß ich mit dem Stocke nach ihnen hätte schlagen können.

9. Der obere Irawaddi.

Die Völker der Katschín, Tschin, Schan und Karén.

Von Mandalé fuhr ich mit der Bahn am Westufer des Irawaddi bis nach Kathá und von dort auf einem Schiffe nach Bhamó, von wo wir auf einem anderen nach Mandalé zurückkehrten. Die Dampfer, welche den oberen Irawaddi befahren, sind des wechselnden Wasserstandes wegen mit Heckrädern ausgestattet. Mehrere Wracks gestrandeter Dampfer bewiesen die Schwierigkeit der Navigation. Wird der Nebel dicht, werden die Anker niedergelassen, desgleichen bei Einbruch der Dunkelheit. Die Frachtdampfer, an die beiderseits große Pletten angekuppelt sind, können



Mandalé: Der Gonók (Seite 302)



Mandalé: Goldenes Kloster der Königin
Ansicht des Hauptgebäudes vom Hofe aus (Seite 297)



Bhamo:
Katschinmann im Bazare sitzend (Seite 307)



Bazar von Bhamo: Links zwei Katschinfrauen, die übrigen Schan-Männer und -Frauen (Seite 308)

schwimmende Bazare genannt werden. Sie legen an jedem größeren Orte an.

Am Abend, bevor wir Bhamó erreichten, setzte eine empfindliche Kälte ein. Ich wickelte mich in meinem Bett in mehrere Wolldecken und war herzlich froh, am folgenden Morgen mich durch einen Spaziergang am Ufer erwärmen zu können. Dort wurden zottige Schan-Ponys ihrer hölzernen Tragsättel entledigt, die ihnen eiternde Drücke verursacht hatten. Lasten wie Ponys gelangten zur Einschiffung nach Mandalé, wo für das Pony bis zu 250 Rupien bezahlt werden. Außer den Ponys näherten sich dem Ufer Karawanen aus Yünnan, aus Tragochsen bestehend. Der Leitochse eines jeden Trupps trug über dem Sattel eine in einem Gestell sich schwingende Glocke.

Der Ort Bhamó besteht aus einer einzigen Straße, an deren Ende ein Kloster. Auf vielen der im Bazare feilgehaltenen Waren las ich die Aufschrift „made in Germany". Die Bevölkerung Bhamós ist zu gleichen Teilen aus Birmanen, Schans und Chinesen zusammengesetzt, doch sieht man auch einzelne Katschíns, deren Dörfer bis nahe an Bhamó heranreichen. Das Gebiet der Katschins erstreckt sich zwischen Assam Tibet und Yünnan. Den Katschíns zuzurechnen sind der Sprache nach die Singh-Po oder, wie die Chinesen sie nennen, die Si-Fan, die über die chinesische Provinzen Yünnan und Sze-Tschwan verstreut sind. In ihrer äußeren Erscheinung ähneln den Katschíns die in den Bergen von Arrakan hausenden Tschins.

Das Gebiet der Schan wird im Norden durch Yünnan, im Osten durch Tonking und im Süden durch Siam begrenzt. Die Sprache der Schan ist ein Dialekt des Siamesischen.

An der Südwestecke des Schangebiets sitzen zwischen dem Sittang und dem Salwén die Stämme der Karén; es finden sich aber auch in anderen Teilen Birmas vereinzelte Siedelungen dieses Volkes. Die Karéns haben einen weniger kräftigen Körperbau wie die Birmanen und breitere Gesichter. Ihre drei Stämme werden nach der vorherrschenden Farbe ihrer Kleidung die schwarzen, die roten und die weißen Karéns benannt. Diese wohnen in den Bergen, die anderen in der Ebene. Sie gelten für gutmütig aber lügnerisch und trunksüchtig. Ihre Religion ist eine animistische, in der die Nats ebenso wie in der Religion der Schan und der Birmanen eine große Rolle spielen. Die Nats sind teils aus anderen Religionen übernommene Götter, die als Schutzgeister verehrt werden, teils Naturgeister oder Geister von Menschen, die auf gewaltsame Weise ums Leben kamen und die, solange ihnen geopfert wird, sich harmlos verhalten.

Nur wenige Karéns bekennen sich zum Buddhismus, dagegen haben in letzter Zeit viele von ihnen sich zum Christentum bekehrt.

Die Tracht der Karén: Blusen aus Baumwollstoff, die bis zu den Knien herabreichen, darunter Wadenstrümpfe. An Festtagen werden von den Frauen kurze Jacken aus Samt angelegt und bunte Schärpen um die Hüften geschlungen. Die Kopfbedeckung: Bei den Männern ein dunkler Turban, bei den Frauen eine dachförmige Haube mit breiten Bändern. Über dem Turban oder der Haube Hüte aus Bast mit niederhängender Krempe, an der Spitze mit grünen Wollkugeln verziert. Der Schmuck: Armreife und in die erweiterten Ohrläppchen gefügte Rollen aus Baumwolle.

Die nötigsten Utensilien werden in einer gestrickten Hängetasche untergebracht, größere Lasten in konischen Tragekörben befördert.

Fast ebenso gekleidet sind die Tschins, doch ist ihr Schmuck wesentlich reicher. Sie stecken sich Röhren aus Silber oder Elfenbein, von denen Eberzähne herabbaumeln, in die durchlöcherten Ohren und umschlingen sich Hals und Brust mit vielen Reifen aus Silberdraht.

Die Tschins wie die Katschíns sind von sehr kleinem Wuchse, auffallend häßlich und infolge der geringen Entwicklung des Nasenbeins von einem fast tierischen Ausdruck. Wie die Tschins gelten auch die Katschíns, die unter der Herrschaft vieler Häuptlinge in kleinen in den Dschungeln verstreuten Dörfern leben, als ein unreinliches, wildes und räuberisches Volk. Sie verstehen es gleich ihren Nachbarn in Assam Bier zu brauen, das sie bei ihren Gelagen in großen Mengen vertilgen. Die Tschins wie Katschíns waren bis vor kurzem Kopfjäger und sind es zum Teil vielleicht heute noch. Nur wer einen erbeuteten Schädel besaß, stand bei ihnen im Ansehen. Die Religion beider Völker ist eine animistische. — Die Schwerter der Katschín sind kurz aber breit, stark gebogen und von beträchtlichem Vordergewicht. Ihre Griffe sind kurz und ihre Holzscheiden dekken nur die eine Seite der Klinge. Sie werden an einem runden Reife, der mit dem halben Unterkiefer eines Tigers oder Wolfes geschmückt ist, derart über die linke Schulter gehängt, daß der Griff über dieser hervorsteht. Die Tracht der Katschín ähnelt jener der Schan. Die Frauen belasten sich mit vielen Ringen aus Kupferdraht, die um den Hals sowie um den Unterleib geschlungen werden und gleich

Stiefeln die Waden umschlingen. Es kostete große Mühe, bis es mir dank der Unterstützung eines sprachkundigen Schan gelang, einige dieser Leute zu photographieren, da sie fürchteten, es würde ihr Lebensgeist in die Platte gebannt.

Die Schans sind etwas größer als die Katschins und fast ebenso häßlich. Ihr Haar ist struppig, die Hautfarbe ein schmutziges Gelb, ihre Nasen sind platt und die Augen klein und geschlitzt. Die Turbans, bei den Frauen höher und mit gestickten Nackenbändern versehen, sind schwarz, blau die Jacken. Die Männer tragen gleich den Chinesen lange Hosen, die Frauen Röcke und darunter enganliegende Beinkleider, die an den Seiten gestickt sind. Besonders reich mit Stickerei versehen und mit Netzen aus Kalkperlen überzogen sind die Hängetaschen.

Die Schans sind als Waffenschmiede berühmt; außer Lanzen und schwach gebogenen Langschwertern, Zweihändern, die quer über den Rücken von der rechten zur linken Schulter getragen werden, fertigen sie vor allem die über ganz Birma verbreiteten Dahs, kurze Hackmesser, die hauptsächlich zum Durchhauen der Lianen und zum Spalten der Bambusrohre bestimmt sind. Kein Dschungelbewohner ohne Dah. Bei seinen Wanderungen steckt er den Dah durch eine Öffnung der Tragstange, an der er die mitgeführten Lasten balanziert, oder verwahrt ihn in einer Scheide aus Flechtwerk.

Die Talfahrt auf dem Irawaddi war sehr unterhaltend. Wo immer der Dampfer anlegte, harrten seiner laut gestikulierend viele Männer, Frauen und Kinder, die oft noch bevor die Boote heruntergelassen waren, ins Wasser spran-

gen und entgegenschwammen, um baldmöglichst an Bord zu gelangen. Dort entspann sich ein lebhaftes Feilschen, bei dem ich die Zungenfertigkeit und graziöse Geschmeidigkeit der Frauen immer wieder bewunderte. Die Waren werden vor dem Verkaufe stets gewogen, und zwar nach altbirmanischem Gewicht. Die Gewichtsstücke sind in der Gestalt von Pfauen geformt, denn der Pfau war das königliche Wappentier und schmückte auch als solches die Münzen. Besondere Nachfrage bestand nach chinesischen Gold- oder Silberbarren zur Verarbeitung zu Schließen und Armbändern. Die sogenannten Goldbarren bestehen aus einer derartig minderwertigen Legierung, daß sie um ebenso viele Rupien verkauft werden, als ihnen auf der Wage das Gleichgewicht halten.

Unter den Passagieren befanden sich viele Schans, die unter der Führung von Pungís zum bevorstehenden Feste der Arakan-Pagode nach Mandale reisten, darunter etliche weißgekleidete und kahlgeschorene Nonnen, welche in bescheidener Weise Geld für den Pagodenbau sammelten. Mit einer gewissen Rührung gedenke ich eines armen Schan-Pungís, dem ich ein paar Handvoll Zigaretten schenkte und der sich nicht abhalten ließ, mir als Gegengeschenk sein wertvollstes Besitztum, ein kleines Handtuch zu überreichen. Die Schan-Pilger lagen auf Strohmatten und Wildkatzenfellen gebettet, kauten Tabak und brauten sich aus Ziegeltee ihren Trank, indes die Birmanen unaufhörlich schwätzten und ihre unförmlichen Zigarren qualmen ließen.

Nun ein paar Worte über die Landschaft. Unterhalb von Bhamó tritt die Dschungel unmittelbar an den Fluß heran, der durch eine Enge sich zwängt. Über dem Unter-

holz erheben sich Baumfarren und Palmen und wie Riesenfackeln ragen von Lianen erstickte Stämme hoch über das Laubdach. Es folgt eine zweite Stromenge. In den Wänden des rechten Ufers hoch oben eine vergoldete Pagode. Hinter der Enge eine längliche Insel mit tausend kleinen Pagoden. — Ich beobachtete Kormorane und Enten und, was mich wunderte bei der weiten Entfernung vom Meere, Delphine.

Aus den Dschungeln sind nur bei den Dörfern schmale Streifen gerodet, um Platz für Reisbeete und Bananengärten zu gewinnen. An den Häusern Maste, an denen aus Palmstroh geflochtene Quadrate hängen. Bei Kathá ausgedehnte Tikwälder. Unterhalb des Ortes verflacht sich die Gegend und vertieft sich das Rinnsal des Flusses in dem lehmigen Boden. Am Westufer bei Tigaing in einem Haine von Palmyra- und Fächerpalmen viele Pagoden und die massigen Mauern einer alten Chinesenfestung. Es wurde hier merklich kühl. Die Bäume auf den benachbarten Höhen erschienen herbstlich gefärbt und ich erfuhr, daß in der vergangenen Nacht, jener des 14. Januars, ein starker Frost auf den im Westen gelegenen bis zu 1000 Fuß hohen Rubinbergen eingesetzt habe. Die dortigen Rubinminen sind im Besitz einer englischen Gesellschaft, sollen aber nahezu erschöpft sein.

Am nächsten Morgen erreichten wir Mingún. Einem Tafelberg vergleichbar bedeckt dort der Unterbau einer Pagode eine Fläche von 450 englischen Quadratfuß. Die Pagode blieb unvollendet, da ihr Bauherr König Bo-dopaya im Jahre 1819 verschied und 20 Jahre später ein Erdbeben die Fundamente beschädigte. Die aus Backstein

und Zement errichteten 15 Meter hohen Leogryphen, die den Zugang bewachten und in ihren Ausmaßen die Sphinx von Gizeh übertrafen, brachen damals in der Mitte entzwei. Wenige Schritte entfernt steht unter einem Schutzdache die größte Glocke der Welt nächst der geborstenen im Kreml zu Moskau. Nonnen, die in Hütten am Ufer wohnen, waren um die Glocke zur Andacht versammelt.

10. Eine Festwoche in Mandalé.

Nach der Eroberung von Arrakan im Jahre 1784 überführten von dort die Birmanen eine acht Meter hohe Bronzefigur Buddhas, die der Legende nach zu dessen Lebzeiten gefertigt worden war, nach Mandalé und erbauten über ihr eine mächtige Pagode, die wie so viele ihresgleichen unvollendet blieb, bis die Vision einer Nonne Anlaß gab, die Bautätigkeit von neuem zu beginnen. Die Nonne hatte nämlich behauptet, gesehen zu haben, daß das Buddhabild sich von seinem Sitze in der Innenkapelle erhoben und zwei Schritte in der Richtung auf Arrakan getan hätte, bevor es sich wieder niederließ, um so mit der Rückwanderung nach dem alten Standplatze zu drohen, falls die Pagode in ihrem verwahrlosten Zustand bliebe. Dieses angebliche Wunder bewirkte, daß in Kürze das nötige Geld aufgebracht wurde, um den Ausbau der Pagode in Angriff zu nehmen, womit im vorigen Jahre begonnen wurde.

Noch verdeckte ein riesiges Gerüst die Ziegelstufen der Pyramide. Es sollte jedoch in wenigen Tagen entfernt werden, sobald das vergoldete Ti auf die Spitze der Pagode gesetzt war. Zu dieser Feier der Aufpflanzung des Ti kamen

aus dem ganzen Lande, besonders aber aus der Gegend von Arrakan, Tausende und aber Tausende von Pilgern nach Mandalé, die unter der Führung ihres Pungís vor dem Buddhabilde beteten und in den Zayats und gedeckten Prozessionswägen sich häuslich einrichteten, in denen mit Gongs, Kerzen, Räucherstäbchen, Blumen und verzuckerten Reiskörnern aber auch mit sonstigen Waren ein lebhafter Handel vonstatten ging.

Im Hofe der Pagode gewahrte ich einige Bronzefiguren am Boden liegen, die gleich dem Buddha aus der Beute von Arrakan stammen sollen. Zwei stellten Männer dar in seltsamen Gewändern, zwei weitere Löwen und die letzte einen dreiköpfigen Elefanten.

Die Feste währten eine Woche. Am ersten Abend staute sich eine Menschenmenge um den Ti, der auf zwei Wägen verteilt in einer Straße zur Schau stand. Der eine Wagen trug den Mast, der zweite die Reifen. Die Ecken der Wägen füllten Holzgestelle von der Form eines Ti. Es lagen in ihnen Orangen gehäuft, die später zur Verteilung gelangten. Auch lagen vor dem hellerleuchteten Hause eines vermöglichen Mannes, der eine öffentliche Speisung veranstaltete, auf einer vergitterten Plattform hunderte von Kuchen geschichtet, Berge von Früchten und Zuckerbäckereien. Dahinter saß in einer mit bemalten Matten behängten Vorhalle die Familie des Festgebers. Auch im gegenüberliegenden Hause waren Vorbereitungen für eine Massenbewirtung getroffen. Dies kündete die über dem Eingang angebrachte Figur eines gierig essenden Mannes.

Entzückend war die harmlose Fröhlichkeit der Leute. Man hörte Lachen und nichts wie Lachen, und selbst als



Tritschinopoli: Südansicht des Felsen vom Torweg aus (Seite 332)



Mandalé: Gruppe aus der Prozession beim Pagodafest (Seite 313)

die Musik intonierte, verstummte nicht das Gewisper der freudig harrenden Menge. Zu den Klängen der Musik wurden nun an quer über die Straße gespannten Schnüren zwei große Puppen hin und her gezogen, die brennende Kerzen in den Händen hielten. Die eine stellte eine Dame vor, die andere einen Prinzen in der alten Hoftracht. Eine dritte Figur saß unbeweglich auf dem Dachfirste.

Ich wanderte weiter, bis mir aus einer Seitenstraße eine lärmende Musik entgegenschlug. Ein Jongleur balanzierte dort eine glänzende Metallkugel und einige Bälle. War auch seine Kunstfertigkeit keine ungewöhnliche, entzückte mich dennoch das graziöse Spiel seiner vom Fackelschein erhellten Glieder. Fast noch mehr Beifall gespendet erhielt ein Knabe, der in läppischer Weise seinen Meister travestierte. Nach beendeter Vorstellung strömte alles auseinander und es erregte helles Gelächter, als hiebei einige Leute in dem Straßengraben verschwanden. Von elf bis zwölf Uhr war eine Ruhepause und nachdem jedermann sich durch Speise und Trank gestärkt, begann das Treiben aufs neue und währte bis zum Anbruch des Morgens.

Der zweite Tag war der Glanzpunkt des Festes. Für 9 Uhr vormittags war eine große Prozession angesagt; es wurde aber dank der Unpünktlichkeit der Leute Mittag, bis sie begann. Den Zug eröffneten Musikanten mit Handpauken, Klarinetten und Gongs. Ihnen folgten Grotesktänzer mit spaßigen Frisuren und weißgeschminkten Gesichtern. Hinter ihnen schritten paarweise geordnet Hunderte von weißgekleideten Männern. Sie hielten mit beiden Händen vergoldete Stäbe wagrecht vor sich, die unter der Last eines weißen Papierbehanges gleich Angelruten sich

bogen. Zwischen diesen Männerpaaren von Zeit zu Zeit solche, die an vergoldeten und mit Drachenköpfen verzierten Stangen halbmondförmige Klangerze trugen, die nach jedem Schlage im Kreise sich drehten. Andere Männer wieder trugen in den verschränkten Armen Vasen und Urnen aus lackiertem Holze mit spitzzulaufenden Deckeln, deren Knauf eine Vogelgestalt. Auch wurden derartige Urnen, zu mehreren vereint, in Tragegerüsten befördert. Selbst ganze Büchertruhen wurden mitgeschleppt und Lüster aus farbigem Glase. Weiter erschienen im Zuge Leute mit hohen Sonnenschirmen aus weißem Papier. Der letzte und höchste dieser Schirme war dreifach gegliedert. Zwischen den Schirmträgern bewegten sich Knaben, die als Nats und Feen kostümiert waren, sowie Gruppen von Kriegern mit Schwertern und Lanzen. Sie waren in kurze altertümliche Röcke gekleidet, hatten ihre Haarwülste mit roten Tüchern umwunden und ihre Gesichter schreckhaft bemalt. Die nächste Gruppe sollte Brahmanen darstellen, den Kastenzeichen nach, die auf ihren Stirnen zu sehen waren. Sie trugen mit Blumen gefüllte Tritonsmuscheln, sprachen Gebete und sangen Choräle. Der letzte in ihrem Zuge war mit einem goldenen Stirnreif gekrönt. Hinter den Brahmanen auf einer Tragbahre eine aus Papier gefertigte stehende Buddhafigur. Ihr folgte ein weißer Elefant, den zwei in seinem Körper versteckte Knaben in Bewegung setzten. Und nun kam ein königlicher Hofstaat: Bogenschützen in grünen Samtjacken und Kniehosen, Fächerträger und Leute mit langen Zeremonienschwertern, endlich der König in reichen Gewändern. Ein tiaraartiger Spitzhelm mit Ohrenklappen, der aus vergoldetem Holze

gefertigt war, bedeckte sein Haupt, ein gezackter Kragen die Schultern. Die Wägen, welche den Mast des Ti und dessen Reifen enthielten, wurden von Leuten aus der Menge gezogen, die gegenseitig sich ablösten. An den Ecken des vorderen Karrens standen um den Mast als Nats ausstaffierte Knaben mit weißgeschminkten Gesichtern, hohen Tiaren und goldgestickten Flügelröcken. Am Schlusse des Zuges eine Musikbande, als chinesische Soldaten und Gerichtsdiener vermummte Leute und eine Gruppe berittener Mandarine in Galagewändern.

Die Ordnung des Zuges war musterhaft und ebenso das Benehmen der Zuschauer, die zu Tausenden und aber Tausenden längs des Weges sich reihten. Wiederholt gelang es mir, durch Vermittlung der Festordner, die ich durch Zeichen verständigte, den Zug auf einen Augenblick zum Stehen zu bringen zum Zwecke einer photographischen Aufnahme. Als der Ti sich näherte, warfen sich die Frauen betend zu Boden und überstreuten den Wagen mit verzuckerten Reiskörnern. Am Tor der Pagode ergab sich ein unvorhergesehener Halt, insoferne Zweige den Weg versperrten. Allgemeines Staunen und Lachen. Im Nu erkletterten etliche Burschen die Bäume und hieben mit ihren Dahs die Zweige herunter. Die Karren wurden weitergeschoben, saßen aber gleich wieder fest, diesmal zwischen den Stämmen. Wiederum Staunen und Heiterkeit. Und nun mühten sich unter dem schallenden Gelächter der Menge einige dreißig Männer mit vereinten Kräften, die Bäume zu entwurzeln. Vergeblich. Es mußten Äxte geholt werden, um die Bäume zu fällen.

Am nächsten Morgen stand der Ti bereits völlig zu-

Die profane Musik der Birmanen ist uns unverständlich und das Fortissimo eines birmanischen Orchesters von ohrenzerreißender Wirkung. Das Orchester dirigiert stets der im Gehäuse seines Instruments sitzende Spieler des Patschaing. Dieses Patschaing besteht aus lackierten Bambusrohren von verschiedener Länge, die kreisförmig in einem Gestell gereiht sind und mit Trommelschlegeln bearbeitet werden. Gleichfalls im Kreise angeordnet sind die Metallbecken eines anderen Instruments. Sein Klang ist wesentlich angenehmer wie jener eines aus Metallplatten bebestehenden Zymbals. Die Harfen sind nach Art jener der alten Ägypter geformt, die Geigen und Guitarren nur mit zwei Saiten bespannt und an den Griffen mit Drachenköpfen geschmückt. Die gekrümmten Oboen haben einen schnarrenden Dudelsackton. Das Lärmendste der Instrumente ist das Klapperholz, eine gespaltene Bambusstange.

Am folgenden Tage sollte die Feuerbestattung eines buddhistischen Abtes stattfinden, eine Feier, die man bis zu dem Zeitpunkt des Pagodenfestes verzögert hatte. Um die Leiche so lange zu konservieren, war sie in Salz gelegt und mit einer Balsamschicht bedeckt worden. Als ich im Hof des goldenen Klosters eintraf, ging eben die Prozession von Laien und Mönchen auseinander, die den Sarg dorthin geschafft und auf einen mit Tüchern bespannten Katafalk gestellt hatten. Das Bahrtuch war mit Drachen bestickt und die Bordüre des Baldachins, der zwischen vier Papierschirmen sich über dem Sarge erhob, mit Darstellungen von Nats und Feen, Kämpfen und Jagden. Vom Kloster ging ich nach der Verbrennungsstätte, auf der ein hohes, turmähnliches Bambusgerüst stand, das mit

buntem Papier überklebt und mit Pulver und Feuerwerkskörpern gefüllt war. Sowie der Sarg auf diesem Gerüst steht, wird es durch Böllerschüsse und Raketen entzündet und zur Explosion gebracht, in der löblichen Absicht, die Reste des Verstorbenen im Äther zur Auflösung zu bringen. Leider versäumte ich den entscheidenden Moment, der um einige Stunden früher erfolgte, als man mir im Kloster gesagt hatte. Als ich auf der Verbrennungsstätte eintraf, sah ich nur mehr einen glimmenden Aschenhaufen und im Lehmboden die Spur des Leichenwagens. Herkömmlicherweise entspinnt sich um diesen vor der Verbrennung ein Scheinkampf, indem ein Teil der Zuschauer sich müht, den Wagen zurückzuhalten, während ein anderer Teil bestrebt ist, ihn nach seinem Bestimmungsort zu ziehen.

Die gewöhnliche Bestattungsart ist die Beerdigung. Heilige Stätten sind als Begräbnisplätze bevorzugt, und die Leichen werden zu ihnen auf eigenen Bestattungsbooten unter hohen Papiertürmen befördert. Bei den Leichenfeiern wird mitunter ein großer Aufwand entfaltet. In Rangún zählte ich in einem Leichenzug 20 mit Tuchballen und Lebensmitteln beladene Ochsenkarren, deren Inhalt zur Verteilung an die Mönche und die Armen bestimmt war.

Meine Absicht, auf der Rückreise von Mandalé die Ruinen von Pagán zu besuchen, mußte ich infolge eines Radbruchs des Dampfers aufgeben. Zudem veranlaßte mich eine Erkrankung meines Reisegefährten zur schleunigen Umkehr nach Rangún. Dort weilte ich noch eine Woche, dann schied ich von Birma, der Heimat des neugierigsten, geschwätzigsten und fröhlichsten aller Völker.

In Südindien

1. Madras und die Skulpturen von Mahabalipur.

Bei glatter See landeten wir in Madras. Wir hatten Glück, denn bei starkem Seegang ist die Landung dort häufig unmöglich, da Madras keinen Hafen besitzt. Die Küste ist flach und mit Palmenwäldern bedeckt, die Stadt trotz der breiten Straßen sehr unschön. Die Hitze war greulich und meine Laune nicht die beste, da der ganze Tag mit nutzlosen Verhandlungen verstrich, die sich um die Art und Weise drehten, wie wir nach Mahabalipur gelangen könnten. Die Eingeborenen hatten die übertriebensten Forderungen erhoben und sich derart frech und zudringlich benommen, daß mir schließlich nichts anderes übrig blieb, als ihnen mit elementarer Grobheit zu begegnen. Dies wirkte.

Am nächsten Abend lag außerhalb der Stadt im Buckingham-Kanal das von uns gemietete Boot bereit. Wir hüllten uns des kühlen Nachtwindes wegen in warme Decken und versuchten so auf dem Bretterboden zu schlafen, alle Augenblicke aber weckte uns das Geschrei der Bootszieher oder der Zusammenprall mit einem andern Kahne. Etwa eine Stunde nach Tagesanbruch erreichten wir unser Ziel. Der durch die Dschungel getretene Pfad war so schmal, daß fortgesetzt Dornen in meinen Kleidern sich verfingen; noch unangenehmer jedoch waren die Stacheln der Kakteen, welche die Doppelsohlen meiner Schuhe und meine Ledergamaschen durchbohrten. Für alle diese kleine Unfälle ent-



324)

schädigte die Schönheit der Natur. Gleich einem Dome wölbten sich über uns die Kronen der Palmen, rotblühende Winden zogen sich von Busch zu Busch, und hübsche Blumensterne hoben sich aus dem hohen Grase. Weißblühende Wasserpflanzen bedeckten die Flächen der Weiher, prächtige Schmetterlinge flatterten umher, bunt gefiederte Vögel zwitscherten in dem Gezweige und, siehe da, ein Rudel wilder Hunde huschte quer über den Weg.

Wir hielten bei zwei kleinen, aus ein und demselben Granitblock herausgemeißelten, aber unvollendeten Tempeln. Wenige Schritte entfernt ein etwas größerer monolithischer Tempel. In einer Lichtung neben zwei modernen Kapellen eine Affengruppe aus Granit von vorzüglicher Schönheit. Die Äffin säugt ihr Junges, dieweil der Affenpapa beschäftigt ist, den Balg ihr zu lausen. Wir standen nun am Nordende einer Kette von Granitfelsen, die, in drei Abschnitte gegliedert, sich etwas über einen Kilometer streckt. Ihr Westhang ist sanft geböscht, ihr Osthang steil. Rundliche Blöcke von beträchtlichen Dimensionen liegen auf den Kuppen verstreut.

Die Felsskulpturen und Tempel finden sich alle am Osthang. Teils sind die Tempel monolithisch aus dem Felsen herausgearbeitet, teils in den Felsen gehöhlt. Die einen werden Rathams genannt, die andern Mandapams oder Hallen. Einige der Tempel wurden niemals vollendet, ja manche blieben sogar in den ersten Anfängen stecken. Das Verfahren, in welchem der harte Granit bearbeitet wurde, läßt sich gerade an den unvollendeten Teilen erkennen. Man bohrte kleine Löcher in das Gestein, verkeilte darin Holzpfropfen und brachte diese durch Befeuchtung zum

Quellen, wodurch die zwischen den Pfropfen befindliche Steinmasse aus dem Felsen gesprengt wurde.

Am Nordende der Felsen ein Flachrelief mit trefflichen, lebensgroßen Figuren von Elefanten und Affen. In der Nähe, hinter einem natürlichen Felstor, das Walakalundha-Mandapam. Neben diesem eine Rundzisterne. Sie wird von den Eingeborenen als Krischnas Butterfaß gedeutet, und als dessen Butterquirl ein benachbarter Felsblock.

Der nächste Bau ist das zierliche Ganesch-Ratham. Ich nenne es Bau: „Lucus a non lucendo", denn die hiesigen Rathams und Mandapams sind Felsskulpturen, die Bauten nachahmen, aber nicht wie diese an irgend welche Gesetze der Statik gebunden sind. Die Säulen an den Fassaden der Mandapams ruhen zuweilen auf gehörnten Löwengestalten. Sie sind rund oder polygonal und enden in wulstigen Kapitellen mit Gesimsplatten, welche den geschweiften Stützbalken des Frieses als Fußpunkt dienen. Am Fries Darstellungen von Tempelchen. An den Seitenwänden des Innenraums Reliefgestalten von Göttern, an der Rückwand große, figurenreiche Kompositionen, in ihrer Mitte zuweilen eine Nische für das Idol des Gottes, dem der Tempel geweiht ist.

Die Rathams: Zwischen den niederen Säulen, die ihren Steinkern umgeben, Nischen oder Figuren. Diese Anordnung wiederholt sich an den nächsten zwei oder drei treppenartig zurücktretenden Geschossen, die von einer Menge kleiner und kleinster Tempelchen an ihrer Basis umgeben sind und deren oberstes ein gewölbtes Dach trägt. Ihrer primitiven Beschaffenheit ungeachtet, sind die Rathams zu den bedeutendsten Leistungen der südindischen Architekturplastik zu rechnen.

Auf einer Kuppe hinter dem Ganesch-Ratham stehen auf einer viereckigen Plattform vier schmale Steinpfeiler mit sauber gearbeiteten Medaillonbildern von Göttern.

An zwei aneinandergelehnten Felsblöcken, deren Höhe rund 12 Meter und deren Länge insgesamt 30 Meter betragen mag, ist in 118 Figuren die Geschichte von der Buße Ardschunas nach dem Berichte des Mahabharata geschildert. Als, so heißt es in diesem Epos, der Kampf zwischen den Pandawas und Kaurawas sich entspann, zog Ardschuna ausgerüstet mit dem Bogen Krischnas, des Gönners und Kampfgenossen der Pandawas, auf Geheiß seines Bruders Yudhisthira nach dem Himálaya, um von Indra die Überlassung der Waffen der Götter zu erflehen. Vor dem Zugang zum Paradiese Indras traf er einen unter einem Baum sitzenden Asketen, der ihm vorwarf, daß er ihn in seiner Beschaulichkeit störe, und ihn aufforderte, den Bogen niederzulegen. Auf Ardschunas Weigerung zeigte sich der Asket in seiner wahren Gestalt als Indra. Er lud Ardschuna ein, des Paradieses Seligkeit zu genießen; der Held aber erwiderte, er dürfe seine Brüder in ihrer Bedrängnis nicht im Stich lassen, und bat den Gott, ihm die erstrebten Waffen auszuhändigen. Gerührt durch diese Standhaftigkeit versprach Indra ihm zu willfahren, falls der große Gott Schiwa sich Ardschuna offenbaren sollte. Um Schiwa seinen Wünschen gefügig zu machen, zog sich Ardschuna in einen Wald zurück, der von Ungeheuern und Dämonen wimmelte. Dort tat er strenge Buße. Auf einem Beine stehend, verharrte er regungslos, vier Monate nur von der Luft sich ernährend. Die gewaltige Kraft seiner Buße erfüllte das Weltall. Als Jäger verkleidet, nahte sich Schiwa in der

Absicht, Ardschunas Mut zu erproben und veranlaßte einen Dämon, in der Gestalt eines Ebers auf Ardschuna loszugehen. Dieser griff nach dem Bogen. Da warnte ihn die Stimme des Jägers, der den Eber als seine Beute beanspruchte. Der Warnung zum Trotz schoß Ardschuna, und von den Pfeilen beider Schützen gleichzeitig getroffen, brach der Eber zusammen. Die Schützen gerieten in Streit, es kam zum Kampf und Ardschuna unterlag. In diesem Augenblick offenbarte sich ihm Schiwa in seiner Göttlichkeit. Betend warf sich Ardschuna vor ihm zur Erde und erhielt die ersehnten Waffen, woraufhin Schiwa zum Himmel emporstieg. Inzwischen war Waruna gekommen samt seinen dienstbaren Geistern, den Flußgöttern, den Nagas und Daityas, um Ardschuna zu betrachten; ihm hatte sich Kuwera mit seinem Gefolge angeschlossen und ebenso Yama. Auch Indra kam samt seiner Gattin auf einem Elefanten angeritten und alle diese und andere Götter beschenkten Ardschuna.

Nun zur Schilderung der Felsenreliefs. Jene zur Linken sind nicht völlig vollendet. Wir sehen Ardschuna auf einem Beine stehend, die Arme über das Haupt gebogen, dessen weitgeöffneten Augen starr zum Himmel emporblicken. Zwischen den eingetrockneten Lippen sind die aufeinandergebissenen Zähne erkenntlich, und der abgemagerte Körper ist zum Skelette geworden. Von links her nähert sich der vierarmige Schiwa, von zwei Zwergen begleitet, und weist mit dem Ausdruck des Staunens auf den Büßer, den zu bewundern von allen Seiten die Bewohner des Himmels herbeieilen, Götter und Göttinnen, Rischis und vogelfüßige Gandharwas. Ihre Gestalten füllen die oberen Reihen. Der

Spalt zwischen beiden Felsen ist geschickt ausgenützt, um auf eingesetzten Platten die Schlangengottheiten zu zeigen, die, angezogen durch die magische Kraft der Buße, aus der Tiefe des Weltmeeres emportauchen: der Schlangenkönig und seine Gattin, sowie die kosmische Schlange Ananta, eine gewaltige Kobra. In den unteren Reihen gewahrt man Rischis, die, auf Stäbe gestützt, den Berghang erklimmen, und allerlei Tiere, die sich an Ardschuna herandrängen, allen voran Vögel und vorwitzige Affen. Von rechts kommen bedächtigen Schrittes Indras heilige Elefanten. Zwischen diesen und der Gruppe der Schlangen ist eine gesonderte Episode eingeschaltet, die aber wohl nicht ohne Beziehung auf das Bußwerk Ardschunas, denn in einer Stellung, die der seinen gleicht, erblicken wir eine Katze festgebunden, zur Strafe dafür, daß sie aus Krischnas Milchtopf naschte. Umringen Ardschuna irdische und himmlische Wesen in stiller Huldigung, umspringen die Katze Ratten und Mäuse, die ihre wehrlose Feindin verspotten. Einen Übergang zu dieser Gruppe bildet am Fuße des anderen Felsens die Gestalt eines langohrigen Yakschas, der die Stellung Ardschunas nachäfft. Unter der Figur Ardschunas knien vor einem kleinen Tempel mit dem Standbilde Wischnus drei fromme Büßer in andachtsvoller Verehrung. Leider haben zwei dieser Gestalten ihre Köpfe eingebüßt, was sehr zu bedauern ist, da gerade sie die ausdrucksvollsten der hiesigen Skulpturen. Diese übertreffen hinsichtlich ihrer Komposition, der Schlichtheit der Linien und der einheitlichen Flächenwirkung alles, was ich sonst in Indien an plastischen Kunstwerken gesehen.

Die beiden südlich der Ardschunagruppe in den Felsen

Vom Strande wandte ich mich nach Südosten zu einer Gruppe von fünf aus ein und demselben Felsen herausgebrochenen Rathams, die nach den berühmtesten der Pandawa-Helden und der ihnen gemeinsamen Gattin benannt sind. Seitlich dieser Gruppe gewaltige Freifiguren eines Löwen und zweier Elefanten. Von dort ging ich nach den Krischna-Mandapam zurück und folgte dann dem Felszug in südlicher Richtung. Eine Reliefgruppe von vielen Götterfiguren ist nur gegenständlich interessant, und ein auf der höchsten Kuppe befindliches Ratham durch seine Umgestaltung zu einer Seewarte gänzlich entstellt. Prächtige Reliefs finden sich an den Seitenwänden eines daruntergelegenen Mandapams: links der von Zwergen bediente, sanft schlummernde Wischnu, rechts die Göttin Durga im Kampfe gegen den büffelköpfigen Dämon Mahischasur. Von einem Heere dickwanstiger Zwerge umgeben, sprengt die auf einem Löwen reitende Göttin mit gespanntem Bogen gegen den Unhold, der seine wuchtige Keule zögernd in den Händen hält, da seine Krieger zu wanken beginnen.

Über die Entstehung der hiesigen Monumente ist wenig bekannt; vermutlich wurden sie von den Pullawa-Königen errichtet, die im siebten und achten Jahrhundert nach Christus das Reich Kondscheweram beherrschten. Später dürfte der Mahabali-Tempel entstanden sein, vielleicht in der Zeit zwischen dem 11. und 13. Jahrhundert.

Die Hitze war derart, daß es mir vor den Augen flimmerte, als ich gegen 2 Uhr nachmittags den Bungalo des Ortes betrat. Unsere Leute hatten inzwischen das Essen bereitet und Fischer hiezu Krevetten geliefert. Nach Tisch brachte ein alter Bauer eine große Pythonschlange, die



Mahabalipur: Details aus dem unteren Teile der Felsskulpturen der Ardschunagruppe
Mitte und rechte Seite (Seite 325)



Mahabalipur: Details aus dem unteren Teile der Felsskulpturen der Ardschunagruppe
Linke Seite: Büßer vor einem Tempel (Seite 325)



Mahabalipur: Wulcalunda-Mandapam (Seite 322)



Mahabalipur: Südwestansicht des dem Maha Bali Schakravatti und dem Schiwa geweihten Tempels (Seite 327)



Sri Rangam: Großer Tempel, Ostansicht von der Radscha-Gopura
Große nördliche Gopura (rechts), 152' hoch, begonnen um 1700/Gesamtumfang des Tempels 2475' : 2880', Bazare und Priesterwohnungen sowie Mandapams in den Höfen (Seite 333)



Mahabalipur: Gruppe der fünf Rathams (Seite 328)



Mahabalipur: Durgatempel / Relief der rechten Seitenwand
Durga, auf einem Löwen reitend, vernichtet Mahishasur, den büffelköpfigen Dämon (Seite 328)

er so lange quälte, bis das träge Tier plötzlich sich aufrichtete und seinen Peiniger in den Arm biß, aus dem das Blut im Bogen herausspritzte. Ich ließ die Schlange vor einem einzelstehenden Baum in Freiheit setzen. Alsbald umringelte sie den Stamm und wand sich langsam empor; kaum aber hatte sie den untersten Ast erreicht, so schnellte sie sich von Zweig zu Zweig, so daß sie, ehe wir uns dessen versahen, in der Baumkrone verschwand, von wo sie ein Knabe unter großen Schwierigkeiten herunterholte, nachdem es ihm gelungen war, ihren Kopf mit einem Tuch zu umwinden.

Nicht wenig ärgerte ich mich an diesem Tag über meinen bengalischen Diener Wasilu, einen nichtsnutzigen Schlingel. Trotz der Mahnung unseres zweiten Dieners, eines tamilischen Christen, wenn er sich betrinken wolle, damit wenigstens bis zum Abend zu warten, hatte er schon mittags einen tüchtigen Rausch. Er spielte sich auf den stolzen Mohammedaner aus und mißhandelte zum Dank für den gespendeten Palmwein die Hindús im Bungalo durch Schläge und Fußtritte. — Wasilu war ebenso faul wie verlogen. Als ich ihn eines Tages wegen seiner Nachlässigkeit zur Rede stellte, — er hatte wie gewöhnlich meine Kleider nicht gesäubert —, erwiderte er unwirsch: „O Herr, wozu denn die Kleider reinigen, morgen werden sie ja doch wieder schmutzig!" Daß er mich fortgesetzt um kleine Beträge betrog, darüber hätte ich hinweggesehen, ich entdeckte aber jetzt, daß in den letzten drei Tagen 60 Rupien in seinen Händen verschwunden waren. Auf meinen diesbezüglichen Vorhalt erteilte er mir eine unverschämte Antwort, woraufhin ich ihm auf dem Bahnhof von Madras

seinen fälligen Gehalt und sein Reisegeld aushändigte und ihn dort, damit er mich nicht weiter bestehlen könne, durch einen Polizisten so lange festhalten ließ, bis der Zug nach Tandschor von dannen fuhr.

2. Tandschor.

Die Gopuras oder Tortürme des Tempels von Tandschor wirkten in der Morgendämmerung überaus imposant, ägyptischen Pylonen vergleichbar; als aber die Sonne sich hob, verlor sich die Wirkung. Ihr massiger Unterbau aus gelblichem Stein ist durch kräftige Pilaster gegliedert, die steile Stufenpyramide des Daches mit unzähligen Miniaturtempeln, fratzenhaften Götzenbildern, ausgebreiteten Pfauenwedeln, Löwen und Dämonenhäuptern verunziert und in den schreiendsten Farben bemalt. Alles krabbelt und zappelt.

Wie eine Festung ist die Tempelanlage mit einem Graben und einer Mauer umschlossen. Nachdem wir drei Gopuras durchschritten hatten, erreichten wir den großen Tempelhof, der die Wohnungen der Brahmanen enthält. An seinem Ende liegt auf einer erhöhten Plattform unter einem Baldachin der heilige Stier Schiwas, ein schwarzer Basaltblock. Dahinter führen Treppen zur Vorhalle des Tempels, die wir ebenso wenig wie den Innenhof und das sich anschließende Wimanah betreten durften. Dieses ist über einem großen Lingam errichtet. Sein klotziger Unterbau ist aus gewaltigen Blöcken gefügt, sein 50 Meter hoher Turm wie eine Gopura gestaltet und mit Zierraten aus Gipsstuck überladen. Nur der Kern des Tempels scheint

ein hohes Alter zu besitzen, alles andere seit dem 16. Jahrhundert entstanden zu sein. Anklänge an europäische Barockarchitektur sind unverkennbar. In einem kleinen Mandapam an der Südseite sah ich die mit buntlackierten Figuren gezierten Prozessionskarren. Sie glichen einem riesigen Kinderspielzeug. Mit reichem plastischen Schmuck versehen ist der daneben befindliche Tempel des Kriegsgottes Karttikeya. In den Hallen an der Westseite des Hofes Wandgemälde. Sie veranschaulichen unter anderem die Verfolgung der Buddhisten und Dschainas, die als sündige Ketzer gepfählt werden.

Ein häßliches Mixtum-Kompositum indischer und europäischer Bauformen ist der Palast der früheren Maharadschas. Die letzte der in Tandschor herrschenden Dynastien war mahratischer Abkunft. Dem kriegerischen Sinn dieses Stammes entsprechend ließen sich die Fürsten im Dubar-Saale in vollem Waffenschmuck abbilden, ebenso ihre Gemahlinnen. Sogar an den Thronsesseln sieht man eine Auswahl von Dolchen und Säbeln befestigt.

3. Tritschinopoli und Sri-Rangam.

Das Volk der Tamilen.

Dank reichlichem Regen prangte die Ebene zwischen Tandschor und Tritschinopoli in saftigem Grün. In ihr verstreut, gegen Westen sich häufend, liegen dunkle Felskuppen gleich riesigen Findlingsblöcken. Auf solch einem Felsen sah ich im Süden jenseits des breiten aber seichten Kaweri-Flusses die Tempel von Tritschinopoli.

Der 77 Meter hohe Tempelberg ist nur über die Treppen zu ersteigen, welche in die glatten Wände seines granitischen Gesteines gebrochen sind. Die Prozessionsstraße, ein Pfeilergang, erweitert sich hin und wieder zu Kammern, die den Zugang zu dunkeln Tempelhallen vermitteln. Die Pfeiler des Ganges ähneln jenen der Dschainatempel, doch sind die Kapitelle mit Löwengestalten geschmückt. Bei einem kleinen Mandapam gelangten wir ins Freie. Links von uns öffnete sich die Pfeilerhalle des großen Schiwa-Tempels, in deren Halbdunkel ich viele an die Wände gelehnte Götterbilder erkennen konnte, vor denen im Staub liegend Andächtige ihre Gebete verrichteten, hoch über dem Schiwa-Tempel aber zeigte sich auf dem Gipfel des Felsens das kleine Heiligtum des Ganesch. Der Pfad, der zu ihm hinan führt, zieht sich dem Rande des Steilhangs entlang, der mit breiten roten und weißen Streifen bemalt ist. Die Stufen sind derart abgetreten und schlüpfrig, daß vor etwa 50 Jahren anläßlich einer Panik, die durch das Zurückrollen von Prozessionskarren entstand, 500 Leute abstürzten. Von der Vorhalle des Ganeschtempels erblickt man den vergoldeten Turm des Schiwatempels und in einem Palmenwalde jenseits des Kaweri die 21 Gopuras von Sri-Rangam, ferne aber im Norden die Höhen des Talé- und Kalé-Malai, die bis zu 1200 Meter sich über dem Meere erheben. Rings um die Stadt zieht sich ein Gürtel von Bananengärten und Tabaksfeldern. Der hiesige Tabak ist der beste in Indien; ich gestehe jedoch, daß ich den Tritschinopoli-Zigarren keinen Geschmack abzugewinnen vermochte.

Die Tempelstadt von Sri-Rangam ist die größte ihrer Art und das bedeutendste Heiligtum Wischnus. Der Grund-

riß ihrer Anlage ist wie der der meisten tamilischen Tempel ein unregelmäßiger. Nachdem um das ursprüngliche Wimanah ein Hof mit mehreren Gopuras angelegt war, fügte irgend ein Stifter einen zweiten Hof daran mit Gopuras und Mandapams und erbaute nach Umständen sogar ein neues Wimanah. So ging es fort und reihte sich Hof an Hof und Tempel an Tempel. Die inneren Straßenringe der Tempelstädte sind von den Brahmanen und ihren Familien bewohnt, den äußersten Ring hingegen bewohnen den Brahmanen dienstbare Laien, Ackerbauer und Handwerker.

Von den Tempelhallen Sri-Rangams ist die bedeutendste jene der tausend Pfeiler. Sie entbehrt jeglicher Symetrie und ihre Pfeiler, von denen noch über 900 stehen, sind von roher Arbeit. Nur jene am Torgebäude bilden eine Ausnahme, insoferne die an ihnen angebrachten Stützen des Dachgesimses figürlich gestaltet sind, entweder als Reiter, die auf sich bäumenden Rossen, von Jägern zu Fuß unterstüzt, Tiger bekämpfen, oder als Yalis, aus den Gliedern von Löwen und Elefanten gebildeten Fabeltieren.

In den Palmwäldern, die zu den Tempeln gehören und sich bis Jambukeschwar fortsetzen, einer schiwaitischen Tempelstadt, sind sämtliche Stämme durch rote Ringe als Tempelbesitz gekennzeichnet. Zahlreiche Mandapams und Tschawadis, so heißen auf tamilisch die Rasthäuser, liegen im Walde verstreut.

Als wir durch Tritschinopoli zurückfuhren, bemerkte ich an vielen Häusern Guirlanden über dem Eingang. In diesen Häusern wurden Hochzeiten gefeiert. Ich hatte bereits früher auf Einladung des Brautvaters Gelegenheit gehabt, der Vorfeier einer tamilischen Hochzeit beizuwohnen. Es

war abends, im Hintergrund des kärglich erleuchteten Zimmers kauerten die Frauen am Boden, während als Mädchen verkleidete Jünglinge unter Gesängen und Händeklatschen ein mit Reis und künstlichen Blumen gefülltes Metallgefäß umtanzten. Am Tage der Vermählung setzte sich der Hochzeitszug unter Vorantritt einer Musikbande und etlicher Stabtänzer in Bewegung. Ihnen folgten die Freunde und Verwandten und am Schlusse die Brautleute, diese unter einem roten Tuchbaldachin. Die Braut, die sich noch im Kindesalter befand, war mit Schmuck reichlichst behangen und der Bräutigam trug seine schönsten Kleider und einen prächtigen Turban. Beide hielten in der Rechten mit Flittergold behängte Zepter. Dasjenige des Bräutigams endete zu oberst in einer Garudagestalt. Vor den Häusern von Kastengenossen wurde angehalten, bis der Besitzer heraus kam, der dem Bräutigam mit einer Metallampe über die Stirne fuhr und dann die Brautleute mit Wasser besprengte, während die Hausfrau eine Handvoll gezuckerten Reises ausstreute, um den die Begleiter des Zuges sich balgten.

Die Tamilen sind das südlichste der dunkelhäutigen Drawida-Völker, die das Dekkan bewohnen. Sie sind das kulturell am weitesten fortgeschrittene dieser Völker und an Kopfzahl das stärkste: 16 Millionen. Ihre Hautfarbe ist schwarzbraun, die Gesichtsbildung rundlich. Sanft zurücktretende Stirnen, an der Wurzel etwas eingedrückte leichtgebogene Nasen, große Augen von einem schmachtenden Ausdruck, fleischigen Lippen und dichtanliegenden Ohren sind die charakteristischen Kennzeichen ihrer Rasse. Unter den jungen Frauen sieht man hübsche Gestalten;

sie sind durch einen schlanken Hals ausgezeichnet und eine tadellos geformte Büste. Ihre Säuglinge setzen sie sich rittlings auf die Hüfte und befestigen sie durch Tücher in dieser Stellung. Auffallend ist die starke Behaarung der männlichen Körper und die geringe Muskulatur der Beine. Leute mit X-Beinen sind überaus häufig. Die Knaben laufen unbekleidet umher und die kleinen Mädchen tragen als einziges Bekleidungsstück ein herzförmiges Silberblättchen. Die Männer gehen meist ohne Kopfbedeckung. Sie lassen sich Schnurrbärte stehen, rasieren sich aber die Stirnen und Schläfen und schnüren das übrige Haar zu einem Knoten auf dem Hinterkopf. Hüfttücher oder Röcke aus leichtem Baumwollstoff sind ihre Kleidung. Widerlich ist der ranzige Geruch des Palmöls, mit dem sie sich salben und entstellend wirken die weißen Querstriche, mit denen sich die Anbeter Schiwas die Brust und die Arme beschmieren. Mit Ohrschmuck wird besonders von den Frauen großer Luxus getrieben. In dem Ohrrand tragen sie eine Menge von Stiften und Knöpfen und in den erweiterten Läppchen emaillierte Goldkugeln, an die nach Bedarf Anhänger gefügt werden. Die Nasenflügel schmücken Perlen und Ringe, am häufigsten aber emaillierte Goldplättchen, die im Kontrast zu der dunklen Haut gar nicht so übel sich ausnehmen. Ebenso barbarisch wie häßlich ist die in der Gegend von Madura übliche Unsitte, den Mädchen durch Bleigewichte die Ohrläppchen so lange zu dehnen, bis sie die Schultern berühren. Ist dies erzielt, ersetzt man das Blei durch vergoldete Ringe. Die Tätowierung der Arme und eines schmalen Striches über der Nase ist allgemein üblich. Das Haar streichen die Tamilfrauen nach

rückwärts und befestigen es in einem breiten Wulst über dem Nacken. Ihre Gewandung besteht aus einem bunten Tuche, welches über die linke Schulter derart geschlungen wird, daß es die Brust zur Hälfte bedeckt, den Rücken aber freiläßt und von den Hüften als Rock herabfällt.

Die Tamilen sind lebhafter und arbeitstüchtiger wie die Hindús des Nordens. Sie gelten als anhänglich und werden von den Engländern trotz ihres Hanges zum Diebstahl als Diener bevorzugt. Als Soldaten sind sie wegen ihrer Feigheit nicht zu gebrauchen. Wenn sie in Zorn geraten, ist ihnen jede Rohheit zuzutrauen. Mißhandlungen von Kindern und abscheuliche Tierquälereien beschäftigen oft die Gerichte. Die Eigenschaft, die mich am meisten an ihnen ärgerte, war ihr bornierter Eigensinn, dem weder mit Vernunft noch mit Geduld beizukommen ist. Berüchtigt wegen ihres Wuchergeistes ist die Kaste der Geldverleiher oder Tschettis, die sich Haupt und Gesicht kahl scheren und in weiße Tücher sich hüllen.

4. Madura.

In Anbetracht des Umstandes, daß der Tempelplatz um 9 Uhr morgens gezeigt wird, hatten wir das Frühstück auf 8 Uhr bestellt. Umsonst, denn als wir es verlangten, erklärte der Wirt, er werde es erst um 9 Uhr verabreichen, das sei nun einmal so üblich. Mit diesen Worten sperrte er die Türe hinter uns ab. Da der Bungalo sich in einem Nebengebäude des Bahnhofs befand, wandte ich mich an dessen Vorstand, der den Wirt zur Rede stellte. Dessenungeachtet erhielten wir nicht vor 9 Uhr das Frühstück.



Madura: Pudu Mandapam/Westende der Halle (Seite 337)



Tamilische Juweliere (Seite 335)



Madura: Skulptierte Pfeiler an der Ostseite des Pudu-Mandapam (Seite 337)



Madura: Ostseite des Tempels mit Tor zum Lakschmi Mandapam
Links des Tores die Figur des Ganesh, rechts des Kartikeya,
daneben die Hauptgopura (Seite 338)



Madura, Kiliputtu Mandapam
Pfeilerhalle mit Figuren der Pandawa-Helden und von Yalis, den Löwen des Südens (Seite 338)

Ich verlangte nun das Beschwerdebuch, das in allen Bungalos aufliegt. „Keines da“ brummte der Wirt. „Dort liegt es ja im Glasschrank,“ entgegnete ich. „Schlüssel verloren,“ lautete die Antwort. Ich frug nun nach einem Photographen, da ich zum Entwickeln der Platten eine Dunkelkammer benötigte. Es fand sich auch ein photographisches Atelier; allein ich verzichtete darauf, der Einladung des Photographen Folge zu leisten und unter die rote Decke seiner ehelichen Liegestatt zu kriechen, um dort die Platten zu entwickeln.

Am Eingange zu den Tempeln kam es zu ärgerlichen Auseinandersetzungen mit den bettelhaften und unverschämten Brahmanen. Trotz eines vom englischen Collector ausgestellten Erlaubnisscheins zur Besichtigung des Schatzes wollten sie uns diesen nicht zeigen, es sei denn, ein jeder von uns zahle 50 Rupien.

Die hiesigen Tempel sind eine Gründung des Maharadscha Tirumala-Nayak, 1623—59, der sie erbauen ließ, um Kindersegen zu erlangen. Das erste Gebäude, das wir betraten, wird Tirumalas Tschawadi, das „Rasthaus des Tirumala“ oder auch Pudu-Mandapam, die „neue Halle“ benannt. Die über 100 Meter lange, dreischiffige Halle ist dem Schiwa Sundraschewar geweiht und gilt als das schönste Bauwerk der späten Tamilarchitektur. Der Blick durch ihr breites Mittelschiff ist von ruhiger Wirkung, da die Gesimsbalken, auf denen die flache Decke liegt, eine durchlaufende Linie bilden. Die Pfeiler freilich sind höchst bizarr. Jene an den Schmalseiten sind außen mit Yalis und Reitergestalten geschmückt, innen mit Götterfiguren. An fünf Pfeilerpaare des Mittelschiffes lehnen sich die plum-

Bei Sonnenaufgang war ich Zeuge der allmorgendlich am Waigai-Flusse stattfindenden Riten. Brahmanen füllten ein Gefäß mit Wasser, das unter dem Vorantritt von Musikanten zum Tempel getragen wurde, und Leute aus dem Volk übergaben von ihnen gesammelte Opferblumen zwei mit Blumen bekränzten Yoghis, welche sie mit Wasser besprengten, worauf die nun geweihten Blumen unter Musik und Chorgesängen nach dem Tempel geschafft wurden. Wer am Ufer zurückblieb, drängte sich zu einer mit Asche und Kalk gefüllten Schüssel, um sich mit ihrem Inhalt die Kastenzeichen auf Brust und Stirne zu malen.

Im Flusse wurden die Tempelelefanten gebadet. Behaglich grunzend legten sich die grauen Kolosse ins Wasser, sichtlich erfreut, als ihre Wärter sie ordentlich wuschen. Eine halbe Stunde später mußten sie nach dem Tempel, um bei der Morgenprozession mitzuwirken.

Wir konnten nicht länger verweilen, wollten wir den Zug nach Tuttikorin nicht versäumen. Es war ein hügliges Waldland das wir durchfuhren, die Heimat wilder Elefanten.

Der vielen Felsriffe wegen müssen die Schiffe etliche Seemeilen vor Tuttikorin vor Anker gehen, Hindú hieß der Dampfer, der uns nach Ceylon beförderte, ich habe ihn in übler Erinnerung. Seine Fracht bestand aus Ziegen und Zwiebeln. Die paar europäischen Passagiere waren Missionare und Missionsschwestern der Heilsarmee, kuriose Erscheinungen, halb indisch gekleidet und halb europäisch. Die Kajüten starrten vor Schmutz, der irische Kapitän war betrunken und ebenso der Steuermann, der die Eingeborenen mit Fußtritten mißhandelte.

Auf Ceylon

1. In Colombo und seiner Umgegend.

Das Volk der Singhalesen.

Herrlich war der Anblick des azurblauen Meers, dessen sich überschlagende Wellen, als es dunkelte, zu leuchten begannen. Wie rötliche Punkte erschienen bei Tagesanbruch die gelblichen Segel der Fischerboote. Die kleineren dieser Boote sind so schmal, daß in ihnen zwei Leute nicht nebeneinander zu sitzen vermögen. Ausleger schützen sie vor der Gefahr des Kenterns. — Ein feiner Blütenduft verriet die Nähe des Landes, und als der Nebel sich lichtete, erblickte ich die flache Küste von Ceylon, die je nach der Beleuchtung bald in tiefgrünen, bald in braunvioletten Tönen sich zeigte, überragt von blaugrauen Bergen. Wir landeten im Hafen von Colombo. — So langweilig die Altstadt von Colombo, so hübsch ist die Neustadt mit ihren ausgedehnten Parkanlagen und den von Gärten umringten Villen der europäischen Kaufleute und Pflanzer. Auf dem Korso sieht man elegante Gespanne und noch mehr Rikschas, zweirädrige Wägelchen, die von schnellfüßigen Kulis gezogen werden. Abends wird auf den Rasenflächen längs des Strandes eifrigst dem Sporte gehuldigt, und zwar ebensowohl seitens der Eingeborenen wie seitens der Engländer.

Die Häuser der Eingeborenen-Stadt stehen im Schatten von Kokospalmen und sonstigen Bäumen. Jene der Singha-

Von 1505 an begannen die Portugiesen zunächst an der Küste Fuß zu fassen. Allmählich unterwarfen sie sich auch Teile des Innern, und noch heute sind ihre Spuren wahrzunehmen an den portugiesischen Namen eingeborener Christen. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verdrängten die Holländer die Portugiesen. Es sind ihnen die Anfänge der Plantagenwirtschaft zu danken. Mischblütige Abkömmlinge von Soldaten der holländisch-ostindischen Kompagnie mit holländischen oder deutschen Namen sind in den Küstenstädten zu finden. Sie ergreifen mit Vorliebe den Beruf von Soldaten oder Polizisten, desgleichen die auf Ceylon ansässigen Malaien, die ebenfalls meist von Soldaten in holländischen Diensten abstammen.

1802 im Frieden Amiens ward Ceylon dem britischen Reich zugesprochen. Es wurde zur Kronkolonie erklärt, was es auch heute noch ist. Seine Verfassung ist eine wesentlich andere wie jene des indischen Reiches, namentlich insofern, als Ceylon eine Art von Parlament besitzt, den legislativen Rat, in welchem sehr viele Eingeborene Sitz und Stimme haben. In jeder Beziehung ein gewaltiger Unterschied zwischen der Entwicklung Ceylons und Indiens. Man betrachte nur die Bauart der Häuser und den Zustand der Straßen! Die Singhalesen sind eben das kulturell am weitesten fortgeschrittene aller indischen Völker. Als Buddhisten kennen sie keine ausgeprägten Kastenunterschiede und Vorurteile und dank der Klosterschulen haben sie sämtlich eine elementare Schulbildung genossen. Wohl gibt es noch eine Reihe von Berufen, die ihnen als unehrlich gelten, so jene der Yakkas, die sich als Jäger und Fischer betätigen, und jene der Rodyias, aber bei dem



Ceylon: Junger Singhalese (Seite 342)



Bambalapitya bei Colombo (Seite 341)

Fehlen eines Kastenzwanges ist es diesen Leuten möglich, durch Wechsel der Berufsart sich emporzuschwingen. Ein Beweis hiefür die Familie de Sousa, die reichste der Insel, deren Vorfahren Yakkas waren. Nicht wenige Singhalesen bekennen sich zum Christentum, teils als Mitglieder der katholischen, teils der anglikanischen Kirche. Manche haben sogar europäische Hochschulen besucht und mit Erfolg sich in wissenschaftlicher Hinsicht betätigt. Die gebildeten Singhalesen verkehren mit ihren Frauen in der europäischen Gesellschaft und, merkwürdig genug, sind ihrem Beispiel auch die in Colombo altansässigen Tamil-Kaufleute gefolgt, diese jedoch, ohne ihre Tracht aufzugeben und ihre Sitten zu verleugnen. Es finden sich unter ihnen sehr vermögliche Leute, die Menge aber der auf Ceylon lebenden Tamilien sind arme Kulis, die sich für eine bestimmte Zeit zur Arbeit in den Teeplantagen verdingen, um dann mit ihren geringen Ersparnissen nach ihrer festländischen Heimat zurückzukehren.

Die meisten Mudaliars oder Bezirksvorsteher sind singhalesische Gutsbesitzer, in deren Familien ihr Amt sich gewöhnlich vererbt. Als Landwirte leisten die Singhalesen Vorzügliches und machen bessere Geschäfte wie die europäischen Pflanzer. Sie befassen sich mit dem Anbau von Zimt, Kardanum, Zuckerrohr und von Kokospalmen. Der Anbau von Zimt ist als weniger lohnend neuerdings im Rückgang, dafür werden immer mehr Kokospalmen gepflanzt. Alle ihre Produkte sind verwendbar: Die Milch der halbreifen Nuß als erfrischendes Getränk, der reifen als Maschinenöl, die Nuß als Nahrungsmittel, in getrocknetem Zustande als Mandelsurrogat, die Fasern der Schale

zur Herstellung von Geweben, die Schale selbst zu jener von Wasserpfeifen und die Blätter zur Anfertigung von Flechtwerk. Am meisten Gewinn bringt den Gutsbesitzern jedoch die Bereitung des Arraks und dessen Verschank in staatlich konzessionierten Kneipen, deren eifrigste Besucher die tamilischen Kulis.

Die Kaffee- und Teeplantagen im Hochland stehen im Besitz englischer Gesellschaften. Obwohl der Ceylon-Tee von besserer Qualität wie der in Indien gewonnene, mindern sich doch die Einnahmen der Pflanzer von Jahr zu Jahr wegen der ständig sich mehrenden Produktion und der allmählich eintretenden Erschöpfung des nur mit einer dünnen Humusschicht überzogenen Bodens. Viel rentierlicher war der Kaffeebau, er mußte jedoch infolge einer verheerenden Blattkrankheit fast gänzlich eingestellt werden. Dafür aber hat sich ein neuer Erwerbszweig aufgetan in der Erschließung der reichlich vorhandenen Graphitlager. Der gewonnene Graphit wird hauptsächlich zur Herstellung von Schmelztiegeln verwendet.

Durch prächtige Kokoshaine fuhr ich nach Mount-Lavinia, einem am Strande gelegenen Hotel. Ich erlebte dort einen kleinen Schrecken, denn als ich die Hand auf die Brüstung der Altane legte, glaubte ich eine Schlange berührt zu haben. Zum Glück war es jedoch nur ein harmloses Chamäleon, das schleunigst entfloh. Auf dem Rückweg kam ich durch ein singhalesisches Dorf. Sein ansehnlichstes Gebäude war das zweistöckige Haus des Astrologen, über dessen Türe Gestalten aus dem Tierkreise und sonstige seltsame Gebilde hingen. Der Astrologe ist hierzulande eine wichtige Persönlichkeit; er stellt nicht nur

Horoskope, sondern ermittelt auch die günstigsten Tage für Eheschließungen und sonstige Unternehmungen.

Seitlich des Dorfes ein buddhistisches Kloster mit einer glockenförmigen Stupa. Da diese Stupas meist Reliquien enthalten, werden sie von den Singhalesen Reliquienbehälter benannt, Dagopas, woraus im Munde der Portugiesen das Wort Pagoda entstand. Von den Klostergebäuden dient eines den Mönchen zur Wohnung, ein zweites zur Aufnahme der Schüler und Pilger und das dritte als Tempel. Der schmale Gang, der den Tempel umgibt, ist an seiner Decke und an seinen Wänden mit Darstellungen der Himmelssphären, mit Szenen aus den Legenden über die Vorexistenzen Buddhas und mit Schilderungen der Höllenstrafen bemalt. Mit aufrichtigem Mitleid betrachtete ich einen armen Sünder, der über blauzüngelnden Flammen geschmort wurde, zur Strafe dafür, daß er die Läuse an seinem Leibe mitleidslos geknickt hatte. Im Innenraum des Tempels an jeder der drei Wände eine Buddhafigur in fünffacher Lebensgröße, und zwar je eine sitzende, stehende und liegende. Je nachdem man die eine oder andere der Türen öffnet oder beide zugleich, erglänzen die vom einfallenden Tageslicht bestrahlten Glasaugen der einzelnen Figuren. Diese Augen werden den Figuren erst nach ihrer Aufstellung im Tempel eingesetzt. Das Volk glaubt, sie seien aus Edelsteinen gefertigt und die Mönche erhalten es in diesem Glauben, indem sie hinzufügen, daß der ungenannte Künstler, der sie herstellte, nach Vollendung seines Werkes zum Lohne hiefür in ein besseres Jenseits entrückt worden sei. Zwischen den Eingangstüren bemerkte ich eine Figur Wischnus. Der Tempeldiener sagte, man

habe sie aufgestellt, weil sie dem Tempel viel Geld einbrächte, da ihretwegen auch Hindús den Tempel besuchten. Vermutlich erfolgte aber die Aufstellung auf Befehl der einstigen Tamilkönige von Kandy, die forderten, daß in den Buddhatempeln auch Bilder ihrer Götter Aufnahme fänden.

Neben dem buddhistischen Glauben haben sich bei den Singhalesen allerlei Reste animistischer Vorstellungen erhalten, so der Glaube an Dämonen, denen gelegentlich eigene Kapellen errichtet werden. Krankheiten werden dämonischen Einflüssen zugeschrieben, und am Lande erscheinen am Krankenlager noch immer die sogenannten Teufelstänzer in den Masken der 18 Krankheitsdämonen, um jenen Dämon, von dem der Kranke besessen ist, durch seinen eigenen schreckhaften Anblick zu verscheuchen. Ich sah die Vorführung eines solchen Tanzes in Kandy. Die Tänzer drehten unter heftigen Schwingungen des Körpers sich johlend im Kreise, brachen dann röchelnd zusammen und taten, wie wenn sie von krampfhaften Zuckungen befallen seien. Dem Teufelstanz folgte ein Fackeltanz; die Tänzer warfen die Holzmasken beiseite, lösten sich ihre langen Haare und ergriffen mit beiden Händen die ihnen gereichten Fackeln, die sie mit erstaunlicher Schnelligkeit schwangen. Zum Schlusse steckten sie sich die brennenden Fackeln in den Mund, umwickelten sie mit ihren Haaren oder Bärten und streckten sie dann unter gellendem Aufschrei gegen den Himmel. Offenbar hatten sie sich zuvor durch Einreibungen mit Eiweiß und ähnlichen Präparaten vor Verbrennungen geschützt. Der Vortänzer, ein bildhübscher Mann, hatte die anwesenden Damen in eine wahre Ekstase versetzt und erntete von ihnen reichlichsten Lohn.

Ein hübscher Ausflug von Colombo ist jener nach der Kelani-Ganga, einem breiten Fluß, auf dem zahlreiche Hausboote verkehren. Am Flußufer in einem Walde von Palmen ein Tempel. In seinem Hofe ein Bodhi-Baum, der aus einem Ableger des Bodhibaumes von Anaradhapura gezogen wurde, der seinerseits wieder von dem nun verdorrten Bodhibaum von Buddha Gaya abstammen soll, unter dem Gautama der Sage nach die Erleuchtung erlangte. Als ich den Hof betreten wollte, hatte ich einen Wortwechsel mit einigen Burschen auszufechten, von denen jeder sich für den Tempeldiener ausgab, indem er seine Mitbewerber um das erhoffte Trinkgeld als Gauner und Lügner bezeichnete. Um die aufdringlichen Gesellen loszuwerden, erklärte ich ihnen, daß ich sie nach ihren gegenseitigen Beschuldigungen sämtlich für Gauner hielte und daher keinem ein Trinkgeld geben werde, was die ergötzliche Folge hatte, daß sie sich in die Haare gerieten und sich verprügelten.

Die als Drachenköpfe gestalteten vergoldeten Türklopfer des Tempels sind Meisterwerke der Kleinkunst. In kunstgewerblicher Hinsicht haben die Singhalesen besonders als Schmiede Treffliches geleistet und die Leistungen aller übrigen vorderindischen Völker überboten. Außerordentlich künstlerisch ist die Ausstattung der Griffe und Klingen ihrer Dolchmesser und Säbel, sowie der zum Betelkauen benötigten Geräte.

2. Im Hochland von Ceylon.

Die Bahn von Colombo nach Kandy führt durch eine fruchtbare Landschaft und erklimmt in sanftem Anstiege die Höhen. Durch einen glücklichen Zufall fuhr der Zug gerade sehr langsam, als wir seitlich des Bahnkörpers Elefanten erblickten, die in einem Bache sich badeten, behaglich ihre Glieder reckten und sich aus den vollgesogenen Rüsseln mit Wasser bespritzten. Je höher wir gelangten, um so erquickender wurde die Luft, desto öder aber die Gegend. An Stelle des gerodeten Waldes bedeckten Weingärten vergleichbar lange Reihen niederer Teesträucher die tiefbraunen Hänge. Erst vor Kandy erschien wieder Wald auf den Hügeln, welche den dortigen Stausee umgeben. An seinem Ufer liegt die Stadt und der Tempel, dieser von weitem schon kenntlich an seinen Mauern und seinem Turme, der auf einem bastionsartigen Vorsprung errichtet ist. Der Turm birgt in seinem Obergeschoß die Bibliothek und einige Geschenke der Könige von Siam und Birma. Das kostbarste Stück der Schatzkammer ist eine Buddhastatuette aus Bergkristall. Zwischen den Säulen an den Außenwänden des Tempels sind lange Elefantenzähne in den Boden gepflanzt. Im Innenraum eine kleine Buddhafigur auf dem Altar, der mit Opferblumen übersät ist und mit Blüten der Betelpalme, die aussehen wie in Wachs getauchte Kornähren. Der fensterlose Raum im Obergeschoß ist durch Kerzen erhellt. Sein Altar trägt ein goldenes, mit Juwelen besetztes Gehäuse. Es umschließt ein kleineres und dieses wiederum eine goldene Kapsel von der Gestalt einer Dagopa, welche den angeb-

lichen Backenzahn Buddhas enthält. Zwei Mönche stehen stets neben dem Altar, der eine mit einem silbernen Fächer in der Hand, der andere mit einem Weihwedel, mit dem er die Pilger besprengt, die dem Altar betend sich nahen. Ein Meisterwerk singhalesischer Kleinkunst ist der silberne Rahmen der Türe, eingelegt mit geschnitzten Elfenbeintäfelchen.

Hinter dem Tempel steht die Audienzhalle der einstigen Könige von Kandy. Ihre hölzernen Pfeiler sind im typischen Tamil-Stile gestaltet. Als ich dem Ausgange des Tempels mich näherte, sammelten sich eben die Mönche zum abendlichen Chorgesang.

In den Morgenstunden wanderten wir über die waldigen Höhen, geführt von einem jungen Singhalesen, der zu Paris das Französische erlernt und dort regelmäßig den christlichen Gottesdienst besucht hatte, da es ihm nicht gelungen war, einen buddhistischen Tempel ausfindig zu machen. Er wies uns einen kleinen Weiher, an dem es wegen Teufelsspuk nicht ratsam sei, bei Nacht vorüberzugehen.

Eine große Schlange entfloh vor unseren Schritten in einen verlassenen Termitenhügel; es war die einzige Schlange, die ich während meiner ganzen Indienreise gesehen. Herrlich war die Blütenpracht der Kinabäume, die gleich den Magnolien erst nach erfolgtem Abblühen ihre Blätter entfalten. Aus den tiefroten Blütenkelchen nippten Blauracken das darin aufgespeicherte Wasser.

Die meisten Bäume und Gewächse, die man in Ceylon antrifft, sind aus anderen tropischen Gegenden dorthin verpflanzt worden und haben sich derart verbreitet, daß sie die heimische Flora mehr und mehr verdrängen. So

die aus Mauritius stammenden Verbenen, die überall im Unterholz wuchern.

Während der Bahnfahrt nach Nanu-Oya, der Station von Nuwara-Eliya, knüpfte ein englischer Missionar mit mir ein Gespräch an, das er mit den Worten einleitete: „Lesen Sie das Buch?“ — Er meinte die Bibel.

Nuwara Eliya liegt in einer Höhe von ungefähr 1900 m am Fuße des in drei bewaldeten Kuppen sich erhebenden Pidaru-tala-gala, dessen Gipfel eine Höhe von 2500 m erreicht. Wegen seiner kühlen Lage ist Nuwara-Eliya stets von vielen englischen Kolonialbeamten besucht, die ihren Erholungsurlaub dort verbringen und sich mit dem Golfspiele vergnügen. Die Landschaft erinnerte mich an Schottland. Sie hatte den gleichen rotbraunen Ton, da die Rhododendren gerade verblüht waren. Dunkle Waldstreifen und grüne Wiesen verstärkten den Eindruck, am meisten aber das düstere Gewölk, das den Himmel umhing, und die Nebelschwaden, welche über den Sümpfen lagerten.

Der botanische Garten von Hakgalla enthält außer Baumfarren vorzugsweise alpine Pflanzen, die den unseren ziemlich verwandt sind. Als wir von dort zur Bahn fuhren, hielt ein Pflanzer unseren Kutscher an und setzte sich, ohne ein Wort zu verlieren, zu uns in den Wagen. Mein Reisegefährte hatte nicht übel Lust, den Eindringling hinauszubefördern. Ich aber sagte: „Lassen wir ihn! Ich finde das ganz unterhaltend und bin begierig, was aus der Sache noch wird.“ Am Bahnhof stieg der Pflanzer mit uns in das gleiche Abteil und schwieg während der ganzen Fahrt; in Bandarawella aber, der Endstation, sagte er zu uns, er besitze in der Nähe eine Teefarm und wäre sehr



Ceylon: Der Schatten des Adamspiks (Seite 355)

erfreut, uns als seine Gäste zu betrachten. Wir konnten seine freundliche Einladung nicht annehmen, da wir eine Tour um den Adamspík zu unternehmen gedachten. Dieser stellten sich jedoch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, da die einzigen Pferde in Bandarawella jene des eurasischen Posthalters waren, der die unverschämtesten Forderungen erhob und der Wahrheit zum Trotz behauptete, daß man zu der Tour fünf volle Tage brauche. Wir beschlossen nun eine Kaffeeplantage zu besichtigen. Nach Angabe des Posthalters, der uns durchaus einen Wagen aufdrängen wollte, sollte die nächste 30 km entfernt liegen; sie lag aber, wie ich noch rechtzeitig entdeckte, nur hundert Schritte von uns. Sie war bald gesehen, und da es uns an Zeit nicht gebrach, beauftragten wir unsern Diener, einen mit Zebuochsen bespannten Karren zu bestellen, um nach einem 7 km entfernten Felsentempel zu fahren. Auf Zureden des Posthalters verlangte jedoch der Besitzer des Karrens von uns 10 Rupien, eine für hiesige Begriffe ungeheuerliche Forderung. Kurz entschlossen gingen wir zu Fuß. Die Temperatur war erträglich, der Weg jedoch öde. Man hat im Hochland von Ceylon viel zu viel Holz geschlagen und erst in jüngster Zeit oberhalb einer bestimmten Zone den Kahlhieb untersagt. Das Gras, das auf den abgeholzten Hängen wächst, ist minderwertig. Überhaupt fehlt es auf Ceylon an Futter, ein Umstand, der der Rinderzucht hinderlich ist. Es muß daher das Zugvieh größtenteils aus Südindien bezogen werden. Die auf Ceylon heimischen zweihöckrigen Rinder sind sehr klein aber flink und ziehen mit Leichtigkeit große, zweirädrige

Karren, die freilich nicht so schwer sind, wie sie aussehen, da ihr korbartiges Dach aus Palmstroh besteht.

Beim Ort Dowe sahen wir an den Felsen eine 10 m hohe Relieffigur eines stehenden Buddha neben der Öffnung einer Felsspalte. Von den Mönchen des angrenzenden Klösterchens mit Schwertlilien und Passionsblumen beschenkt, machten wir uns auf den Heimweg. Bei einer Steigung kam uns auf einmal der Zebuwagen entgegen, dessen Lenker sich einer Täuschung hingab, wenn er glaubte, wir würden jetzt seiner bedürfen. Ihm zum Hohn steckte mein Reisegefährte 10 Rupien in einen gestrickten Beutel, den er sich um das Handgelenk wand, so daß die Silberstücke bei jedem Schritt klirrten, zur Qual des habgierigen Singhalesen, der mit seinem Zebukarren trübselig hinter uns herzog.

Von Bandarawella fuhren wir mit der Bahn nach Hatton zurück in der Absicht, den Adamspik zu besteigen. Wir nächtigten in dem Rathaus von Maskeliya, von dem aus der Steilkegel des Piks erstmals zu sehen war. Noch bei Dunkelheit begannen wir den Anstieg; er wurde mühsam, als wir einen dichten Rhododendronwald zu durchschreiten hatten, in welchem kein Luftzug sich regte. Dann ging es über meterhohe Felsstufen bergan und über schlüpfrige Platten. Bei einer von Tamilen bewohnten Hütte legten wir eine kurze Rast ein, um uns mit Kokosmilch und Bananen zu erfrischen. Der letzte Teil des Aufstieges war sehr beschwerlich, da die in den glatten Felsen gehauenen Stufen hohe Tritte erforderten. An den schwierigsten Stellen waren Drahtseile in das Gestein eingelassen, um das Emporklettern zu erleichtern. Da unsere Diener verschlafen

und uns eine Stunde zu spät geweckt hatten, war Eile geboten, wollten wir vor Tagesanbruch den Gipfel erreichen. Es gelang. Nach drei Stunden und 20 Minuten waren wir am Ziele und kauerten uns fröstelnd in unsere Mäntel gehüllt in die Schutzhütte, bis der Wärter uns rief. Noch war alles in nächtliches Dunkel gehüllt, doch begannen im Osten die Berge allmählich vom Himmel sich abzuheben, indem sie eine tiefblaue Färbung gewannen. Milchige Wolkenstreifen waren über ihnen gebreitet und Nebelschwaden gleich mächtigen Strömen über dem Flachland. Wie die Sonne über den Bergen erschien, warf sie den Schattenkegel des Piks auf die dunstige Luft. Je höher die Sonne am Horizont sich hob, desto mehr verlängerte sich der Schatten und desto mehr verschob er sich in südlicher Richtung.

Die Aussicht vom Adamspik ist nicht so lohnend, wie man es bei seiner isolierten Lage erwarten könnte, da die Bergketten Ceylons ziemlich gleichförmig gestaltet sind. Im Gestein wurzelnde, rotblühende Rhododendronbäume umringen den Gipfel des Piks. Ein Schutzdach überdeckt den heiligen Felsblock, auf dem man bei gutem Willen die Umrisse einer riesigen Fußspur erkennen mag. Die Buddhisten sehen in ihr jene Buddhas, die Hindús jene Schiwas, die Mohammedaner und eingebornen Christen jene Adams. Infolgedessen erklimmen zu bestimmten Zeiten Pilger aller der genannten Religionen den Gipfel, um dort zu beten. Sie kommen nicht bloß aus Ceylon und Indien, sondern sogar aus dem fernen China herbei, wie dies Inschriften bezeugen.

Die Hitze setzte so rasch ein, daß wir nicht lange auf

dem Gipfel verblieben. Bald hatten wir die Zone der Rhododendren im Rücken und nach jener der Baumfarren gelangten wir durch die Reste eines Urwaldes.

Am Abend bot sich uns ein fast ebenso eigenartiges Schauspiel wie am Morgen, indem die untergehende Sonne helleuchtende Strahlenradien über den lichtblauen Himmel entsandte, die erst bei Einbruch der Dunkelheit schwanden.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07041 4589



